DIE OFFIZIELLE SAMMLUNG

AGATHA CHRISTIE

Das Böse unter der Sonne

HACHETTE

AGATHA CHRISTIE

Das Böse unter der Sonne

Roman

Aus dem Englischen
von Ursula Gail

Hachette Collections

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
EVIL UNDER THE SUN

© 1941 Agatha Christie Limited, a Chorion Company.
All rights reserved.
AGATHA CHRISTIE® POIROT® Copyright © 2009
Agatha Christie Limited (a Chorion Company), All rights reserved

Das Böse unter der Sonne
Deutsche Version:
© 2002 Agatha Christie Limited, a Chorion Company.
All rights reserved.
Aus dem Englischen von Ursula Gail

Copyright © 2009 Hachette Collections
für die vorliegende Ausgabe.
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Satz und Gestaltung: Redaktionsbüro Franke & Buhk, Hamburg
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

1

Als Kapitän Roger Angmering 1782 auf der kleinen Insel in der Bucht von Leathercombe ein Haus baute, hielt man das für den Gipfel der Verschrobenheit. Für einen Mann aus guter Familie wie ihn hätte sich ein ordentliches Herrenhaus mit großem Park gehört, mit guten Weiden und vielleicht auch einem kleinen Fluss.

Aber Kapitän Angmering hatte nur eine einzige Liebe – das Meer. Und deshalb baute er sein Haus, ein massives, festes Haus, wie es in diesem Teil Englands üblich war, auf der kleinen windgepeitschten Insel, die nur bei Ebbe vom Festland aus zu erreichen war.

Angmering heiratete nie. Das Meer war seine große und einzige Liebe. Nach seinem Tod erbte ein entfernter Vetter Haus und Insel. Dieser Vetter und seine Nachkommen hielten wenig von der Erbschaft, obwohl der Familienbesitz mit der Zeit zusammenschmolz und die Familie immer ärmer wurde.

1922, als es große Mode geworden war, zur Erholung an die See zu fahren, und die Leute das Klima an der sommerlichen Küste von Devon und Cornwall nicht mehr als zu heiß empfanden, musste Arthur Angmering feststellen, dass sein großer unpraktischer Besitz aus dem achtzehnten Jahrhundert unverkäuflich war. Aber für das seltsame Haus und die Insel seines seefahrenden Ahnen bekam er einen guten Preis.

Das Haus erhielt Anbauten und wurde renoviert. Ein Betondamm verband nun die Insel mit dem Festland. Es

entstanden Spazierwege und Aussichtspunkte, zwei Tennisplätze und Sonnenterrassen, die bis hinunter zu einer kleinen Bucht mit Badeflößen und Sprungbrett führten. Das Hotel «Jolly Roger» auf der Schmugglerinsel in der Bucht von Leathercombe stand da in seiner ganzen Pracht. Von Juni bis September und während der kurzen Saison an Ostern war es voll bis unters Dach. 1934 baute man eine Cocktailbar an, der Speisesaal wurde vergrößert, mehrere zusätzliche Badezimmer entstanden. Die Preise gingen in die Höhe.

«Waren Sie schon mal in der Bucht von Leathercombe?», fragten die Leute. «Wirklich ein nettes Hotel, auf einer Art Insel. Sehr bequem, keine Touristen und Ausflugsbusse. Gutes Essen und so weiter. Sie sollten da mal hinfahren.»

Und die Leute fuhren hin.

Im Augenblick hielt sich nur eine bedeutende Person (zumindest seiner eigenen Einschätzung nach) im «Jolly Roger» auf: Hercule Poirot. Er trug einen eleganten weißen Leinenanzug und einen Panamahut, den er sich schräg in die Stirn gezogen hatte. Von seinem Liegestuhl aus konnte er die ganze Badebucht überblicken, zu der man über eine Reihe von Terrassen vom Hotel aus hinuntergelangte. Am Strand lagen Luftmatratzen, Bälle, Segelboote und Gummispielzeug. Es gab ein großes Sprungbrett und in verschiedenen Abständen vom Ufer drei Badeflöße.

Ein paar Leute schwammen im Wasser, andere lagen ausgestreckt da und sonnten sich oder rieben sich mit Sonnenöl ein.

Auf der Terrasse direkt über dem Strand saßen die Nichtschwimmer und unterhielten sich über das Wetter, das Schauspiel am Strand, die Artikel in den Morgenzei-

tungen und alle möglichen anderen Themen, an denen sie Gefallen fanden.

Links von Poirot saß Mrs Gardener und strickte mit klappernden Nadeln, während freundlich und monoton ein ununterbrochener Schwall von Worten aus ihrem Mund drang. Neben ihr, auf der anderen Seite, lag ihr Mann Odell C. Gardener mit über die Augen geschobenem Hut in einem Liegestuhl und äußerte hin und wieder kurze zustimmende Worte, wenn es von ihm verlangt wurde.

Miss Brewster, eine drahtige, sportliche Frau mit grauem Haar und einem offenen, wettergegerbten Gesicht, saß rechts von Poirot und machte von Zeit zu Zeit eine mürrische Bemerkung. Das Ergebnis klang eher, als unterbreche ein Schäferhund mit kurzem dunklen Bellen das unaufhörliche Gekläff eines Spitzes.

«Und deshalb meinte ich zu Mr Gardener», sagte Mrs Gardener eben, «Sehenswürdigkeiten zu besichtigen ist ja schön und gut, und ich seh mir ja auch gern alles gründlich an. Aber schließlich, sagte ich, kennen wir England nun ziemlich gut, und ich sehne mich nach einem stillen Plätzchen am Meer, wo ich mich ausruhen kann. Habe ich das nicht gesagt, Odell? Ausruhen, habe ich gesagt. Das brauche ich. Stimmt's, Odell?»

«Ja, meine Liebe», murmelte Mr Gardener.

Mrs Gardener ließ nicht locker. «Ja, also, als ich das Mr Kelso vom Cooks-Büro erzählte… Er hat alle unsere Reisen zusammengestellt und war in jeder Beziehung äußerst hilfsbereit. Ich weiß wirklich nicht, was wir ohne ihn gemacht hätten… Ja, also, als ich das Mr Kelso erzählte, meinte der, es gäbe keinen besseren Ort als diesen hier. Sehr malerisch, sagte er, sehr weltabgelegen und trotzdem sehr bequem und in jeder Beziehung äußerst exklusiv. Und natürlich mischte sich da Mr Gardener ein und fragte, wie es denn mit den sanitären Einrichtungen

stünde. Denn, ob Sie's glauben oder nicht, Monsieur Poirot Mr Gardeners Schwester wohnte mal in einem Gästehaus mitten im Moor, sehr exklusiv, hieß es, aber dann gab es dort nur ein Plumpsklo! Natürlich war Mr Gardener seitdem misstrauisch, wenn er was von einem abgelegenen Hotel hörte, was, Odell?»

«Ja, meine Liebe», erwiderte Mr Gardener.

«Aber Mr Kelso beruhigte uns sofort. Die sanitären Einrichtungen, erklärte er, seien das Neueste vom Neuen, die Küche sei exzellent. Und ich finde, es stimmt. Was mir besonders gefällt, ist die intime Atmosphäre, wenn Sie wissen, was ich meine. Es ist kein großes Hotel, man unterhält sich miteinander, jeder kennt jeden. Wenn die Briten einen Fehler haben, dann ist es ihre Meinung, man müsse etwas zurückhaltend sein, solange man sich nicht schon ein paar Jahre kennt. Dann allerdings gibt es keine netteren Menschen. Mr Kelso sagte mir, dass die interessantesten Leute herkämen, und er hat Recht. Sie, zum Beispiel, Monsieur Poirot, und Miss Darnley. Ach, war das eine Überraschung, als ich herausbekam, wer Sie sind, was, Odell?»

«Wirklich, meine Liebe?»

«Ha!», sagte Miss Brewster. Es klang wie eine Explosion. «Wie aufregend, was, Monsieur Poirot?»

Hercule Poirot hob wie verzweifelt die Hände. Aber es war nicht mehr als eine höfliche Geste. Mrs Gardener plapperte munter weiter:

«Verstehen Sie, Monsieur Poirot, ich habe von Cornelia Robson eine Menge über Sie gehört. Mr Gardener und ich waren im Mai in Badenhof. Und natürlich erzählte uns Cornelia alles über die Geschichte in Ägypten. Damals, als Linna Ridgeway ermordet wurde. Sie sagte, dass Sie ganz großartig gewesen seien. Ich war schon immer verrückt darauf, Sie kennen zu lernen, nicht wahr, Odell?»

«Ja, meine Liebe.»

«Und auch Miss Darnley. Ich kaufe viel im Atelier Rose Mond, und natürlich ist sie Rose Mond persönlich, nicht wahr? Ich finde ihre Kollektion so chic. Elegant und schwungvoll! Das Kleid, das ich gestern Abend trug, stammt aus ihrem Atelier. Sie ist einfach in jeder Beziehung eine entzückende Frau.»

Major Barry, der hinter Miss Brewster saß und mit großen Augen wie gebannt zu den Leuten am Strand hinunterschaute, brummte:

«Glänzend aussehende Person!»

Mrs Gardener klapperte mit ihren Nadeln. «Ich muss Ihnen etwas gestehen, Monsieur Poirot», fuhr sie unbeirrt fort, «es gab mir gewissermaßen einen Stich, als ich Sie hier entdeckte… Natürlich war ich entzückt, Sie kennen zu lernen. Mr Gardener kann das bestätigen. Aber mir kam plötzlich der Gedanke, dass Sie nicht – nun, dass Sie beruflich hier sein könnten. Verstehen Sie, was ich meine? Also, ich bin schrecklich empfindsam, wie Ihnen Mr Gardener bestätigen wird, und könnte es einfach nicht ertragen, in irgendein Verbrechen hineingezogen zu werden. Verstehen Sie…»

Mr Gardener räusperte sich und sagte: «Verstehen Sie, Monsieur Poirot, meine Frau ist sehr empfindsam.»

Hercule Poirot warf die Hände in die Höhe. «Ich darf Ihnen versichern, Madame, dass ich aus demselben Grund hier bin wie Sie – mich zu amüsieren, meine Ferien hier zu verbringen. Ich denke nicht einmal an Verbrechen!»

«Keine Leichen auf der Schmugglerinsel!», warf Miss Brewster in bellendem Ton ein.

«Ach, das stimmt nicht ganz.» Poirot deutete hinunter zum Strand. «Sehen Sie mal da unten, wie die Leute dort im Sand liegen. Sie haben gar nichts Persönliches mehr an sich. Sie könnten genauso gut tot sein.»

Major Barry mischte sich ein. «Gutaussehende Mädchen dabei», sagte er. «Vielleicht ein wenig dünn.»

«Aber wo ist da der Reiz?», rief Poirot. «Das Geheimnisvolle? Was mich betrifft, so gehöre ich noch zur alten Schule. Als ich jung war, zeigte man kaum den Fußknöchel. Der rasche Blick auf einen faltenreichen Unterrock – wie verführerisch! Die sanfte Wölbung einer Wade… ein Knie… ein besticktes Strumpfband…»

«Schlimm, schlimm», sagte Major Barry rau.

«Sehr viel praktischer – das Zeug, das man heutzutage trägt», warf Miss Brewster ein.

«Nun ja, Monsieur Poirot», bemerkte Mrs Gardener. «Ich finde, wissen Sie, dass unsere Jungen und Mädchen heute ein viel natürlicheres und gesünderes Leben leben. Sie gehen miteinander aus und – und – » Mrs Gardener errötete etwas, denn sie war eine unschuldige Seele. «Nun, sie finden nichts dabei, wenn Sie verstehen, was ich meine.»

«Ich verstehe sehr genau», erwiderte Hercule Poirot. «Es ist höchst bedauerlich!»

«Bedauerlich?», quiekte Mrs Gardener.

«Es gibt keine Romantik mehr, keine Geheimnisse. Heute ist alles genormt!» Poirot winkte in Richtung der bewegungslos daliegenden Gestalten. «Die Szene erinnert mich sehr an die Morgue in Paris.»

«Aber Monsieur Poirot!» Mrs Gardener war entsetzt.

«Körper, die nebeneinander auf Holzrosten liegen – die reinste Fleischbeschau.»

«Monsieur Poirot, ist das nicht ein wenig zu weit hergeholt?»

«Vielleicht, ja», musste Poirot zugeben.

«Trotzdem!» Mrs Gardener strickte energisch. «Ich neige dazu, Ihnen in einem Punkt zuzustimmen. Die Mädchen, die da so in der Sonne liegen, werden an Armen

und Beinen Haare bekommen. Das habe ich auch Irene gesagt. Irene ist meine Tochter, Monsieur Poirot. Irene, sagte ich, wenn du dich so von der Sonne braten lässt, wirst du überall Haare bekommen, an den Armen, an den Beinen, auf dem Busen, und wie siehst du dann aus? Das habe ich zu ihr gesagt. Nicht wahr, Odell?»

«Ja, meine Liebe», erwiderte Mr Gardener.

Alle schwiegen. Vielleicht malten sie sich im Geiste aus, wie Irene aussehen würde, wenn es zum Schlimmsten gekommen war.

Mrs Gardener rollte ihr Strickzeug zusammen und bemerkte: «Ich frage mich…»

«Ja, meine Liebe?», sagte Mr Gardener. Er zog sich etwas mühsam aus dem Liegestuhl hoch und nahm Mrs Gardener das Strickzeug und ein Buch ab. «Wie wär's, wenn Sie mit uns was trinken gingen, Miss Brewster?», fragte er.

«Nein, danke, im Augenblick nicht.»

Die Gardeners machten sich auf den Weg zum Hotel.

«Amerikanische Ehemänner sind großartig», stellte Miss Brewster fest, während sie ihnen nachblickte.

Auf Mrs Gardeners Platz saß Pfarrer Stephen Lane. Mr Lane war ein großer, energischer Mann von über fünfzig mit braun gebranntem Gesicht und verbeulten dunkelgrauen Flanellhosen.

«Was für eine schöne Gegend!», sagte er begeistert. «Ich bin von der Bucht bis Harford gelaufen. Und zurück über die Klippen.»

«Ganz schön warm heute, beim Spazierengehen», sagte Major Barry, der sich nur ungern bewegte.

«Gutes Training», erklärte Miss Brewster. «Ich war heute auch noch nicht rudern. Für die Bauchmuskeln ist Rudern das beste.»

Etwas schuldbewusst glitt Poirots Blick zu der leichten Wölbung seines Bauchs.

Miss Brewster, die diesen Blick bemerkte, meinte freundlich: «Den kriegen Sie bald weg, Monsieur Poirot, wenn Sie täglich rudern.»

«Merci, Mademoiselle. Ich hasse Schiffe.»

«Auch kleine Boote?»

«Schiffe aller Größen!» Poirot schloss die Augen und erschauerte. «Der Seegang ist nicht angenehm.»

«Mein Gott, das Meer ist heute so glatt wie ein Dorfteich!»

«So etwas wie eine ruhige See existiert nicht!», entgegnete Poirot mit Nachdruck. «Das Wasser ist immer in Bewegung. Immer!»

«Wenn Sie mich fragen», sagte Major Barry, «dann ist die Seekrankheit zu neunzig Prozent eine Frage der Nerven.»

«Aus Ihnen spricht der begeisterte Segler», sagte der Kirchenmann mit leisem Lächeln, «nicht wahr, Major?»

«Ich war nur einmal seekrank, als wir den Kanal überquerten. Nicht daran denken – das ist meine Devise.»

«Die Seekrankheit ist wirklich etwas sehr Seltsames», grübelte Miss Brewster. «Warum leiden gewisse Leute darunter und andere wieder nicht? Es erscheint mir so unfair. Es hat nichts mit der eigentlichen Gesundheit zu tun. Auch kranke Leute können gute Segler sein. Jemand erzählte mir mal, dass es was mit dem Rückgrat zu tun hat. Da gibt's sogar Leute, die können die Höhe nicht vertragen. Ich vertrage sie selbst nicht besonders, aber Mrs Redfern ist noch schlimmer dran. Als wir kürzlich auf dem Klippenweg nach Harford gingen, wurde ihr ganz schwindlig, und sie klammerte sich förmlich an mich. Sie erzählte mir, dass sie mal auf dem Mailänder Dom in einer Treppe feststeckte. Sie war hinaufgegangen,

ohne an etwas Schlimmes zu denken, aber beim Runtergehen wurde ihr schwindlig.»

«Dann sollte sie auch nicht die Leiter zur Feenbucht hinunterklettern», bemerkte Mr Lane.

Miss Brewster zog eine Grimasse. «Ich drücke mich auch davor. Das ist etwas für die Jugend. Die Cowan-Jungen und der junge Masterman klettern ständig rauf und runter. Es macht ihnen Spaß.»

«Da kommt ja Mrs Redfern», rief Mr Lane. «Sie war beim Schwimmen.»

«Sie wird Monsieur Poirot gefallen», bemerkte Miss Brewster. «Sie gehört nicht zu den Sonnenanbeterinnen.»

Die junge Mrs Redfern hatte ihre Badekappe abgenommen und schüttelte ihr Haar aus. Sie war aschblond und besaß eine sehr helle Haut, wie sie Blondinen häufig haben. Arme und Beine waren sehr weiß.

«Im Vergleich zu den andern sieht sie etwas ungekocht aus», stellte Major Barry fest und kicherte rau.

Christine Redfern hüllte sich in einen bodenlangen Bademantel und kam die Treppe zur Terrasse herauf. Sie hatte ein helles, ernstes Gesicht, auf eine eher unattraktive Art hübsch, und zierliche Hände und Füße. Sie lächelte und ließ sich in einen Stuhl fallen, wobei sie den Bademantel enger um sich zog.

«Sie haben von Monsieur Poirot ein Lob bekommen», bemerkte Miss Brewster. «Er mag die Massen nicht, die in der Sonne braten. Er behauptete, dass sie ihn an eine Fleischbeschau erinnerten, wie beim Metzger.»

Christine Redfern lächelte bedauernd. «Ich wünschte, ich könnte mich in die Sonne legen. Aber ich werde nicht braun. Ich bekomme nur einen Sonnenbrand und überall Sommersprossen.»

«Besser, als wenn Ihnen an Armen und Beinen Haare wüchsen, wie Mrs Gardeners Tochter Irene», antwortete

Miss Brewster. Als sie Christines fragenden Blick bemerkte, fügte sie hinzu: «Mrs Gardener war heute Vormittag in Hochform. Nicht zu bremsen. Odell hier und Odell dort!» Sie schwieg einen Augenblick. «Ich wünschte, Monsieur Poirot, Sie hätten gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Warum taten Sie es nicht? Warum erzählten Sie ihr nicht, dass Sie hergekommen seien, um einen besonders grauenvollen Mordfall aufzuklären? Dass der Täter, ein Verrückter, sich vermutlich unter den Hotelgästen befände?»

Hercule Poirot seufzte. «Ich fürchte sehr, dass sie mir sogar geglaubt hätte.»

Major Barry stieß ein leises keuchendes Lachen aus. «Davon bin ich überzeugt», sagte er.

«Nein», protestierte Emily Brewster, «ich bin der Meinung, dass sogar Mrs Gardener einen Mord an einem Ort wie diesem für unmöglich hält. Hier findet man keine Leichen.»

Hercule Poirot bewegte sich etwas in seinem Sessel. «Aber warum nicht, Mademoiselle?», fragte er. «Warum sollte es auf der Schmugglerinsel keine Toten geben?»

«Das weiß ich nicht so genau», antwortete Miss Brewster. «Vermutlich sind gewisse Orte unglaubwürdiger als andere. Die Insel passt einfach nicht zu…» Sie brach ab. Offenbar fand sie es schwierig zu erklären, was sie meinte.

«Sie ist romantisch, ja», stimmte Poirot zu. «Und friedlich. Die Sonne scheint – auf die Guten und die Schlechten. Das Meer ist blau. Aber Sie vergessen, Miss Brewster, dass überall auf der Welt das Böse lauert.»

Der Pfarrer beugte sich interessiert vor. Seine stahlblauen Augen blitzten.

«Oh, natürlich ist mir das klar!», rief Miss Brewster und zuckte die Achseln. «Trotzdem…»

«Trotzdem erscheint Ihnen die Szenerie für ein Verbrechen ungeeignet? Dabei vergessen Sie etwas, Mademoiselle.»

«Die menschliche Schwäche vermutlich?»

«Ja, das auch. Das spielt auch eine Rolle. Aber ich wollte etwas anderes sagen. Ich wollte sagen, dass hier jeder ein Feriengast ist.»

Emily Brewster blickte ihn erstaunt an. «Ich fürchte, ich verstehe nicht, was Sie meinen.»

Hercule Poirot lächelte sie freundlich an und fuhr mit dem Zeigefinger nachdrücklich durch die Luft. «Nehmen wir mal an, Sie haben einen Feind. Wenn Sie ihn in seiner Wohnung treffen wollen, in seinem Büro, auf der Straße –, nun, da müssen Sie einen Grund haben, Sie müssen sich rechtfertigen. Aber hier am Meer ist so etwas überflüssig. Warum sind Sie nach Leathercombe gekommen? Wieso? Es ist August alle Welt fährt im August ans Meer – Sie sind zur Erholung hier. Das ist ganz normal, sehen Sie, dass Sie hier sind, oder Mr Lane oder Major Barry, oder Mrs Redfern und ihr Mann. Weil es in England üblich ist, im August ans Meer zu fahren.»

«Nun», gab Miss Brewster zu, «das ist ganz gewiss eine geniale Idee. Aber was ist mit den Gardeners? Sie sind Amerikaner.»

Poirot lächelte. «Sogar Mrs Gardener möchte sich erholen, wie sie mir selbst erzählt hat. Außerdem gehört zu einer Besichtigungsreise durch England auch ein vierzehntägiger Aufenthalt am Meer. Es macht ihr Spaß, andere Leute zu beobachten.»

«Sie beobachten auch gern die Leute, nicht wahr?», murmelte Mrs Redfern. «Ich gestehe, Madame, das tue ich.»

«Sie sehen eine Menge», meinte sie nachdenklich.

Es entstand eine lange Pause. Schließlich räusperte sich Pfarrer Stephen Lane und sagte mit einer Spur von Verlegenheit:

«Was Sie vorhin äußerten, Monsieur Poirot, fand ich sehr interessant. Sie meinten, dass die Sonne auf die Guten und die Schlechten scheine. Das klingt fast nach einem Bibelzitat.» Er schwieg einen Augenblick und zitierte dann: «Ja, auch in den Herzen der Menschen ist das Böse, und der Wahnsinn wird in ihren Herzen sein, solange sie leben.» Über sein Gesicht glitt ein beinahe fanatisches Leuchten. «Ich war froh, dass Sie das gesagt haben. Heute glaubt niemand mehr an das Schlechte im Menschen. Bestenfalls betrachtet man es als die Verneinung des Guten. Der Glaube ist weit verbreitet, dass nur die Leute Böses tun, die es nicht besser wissen, die nicht aufgeklärt sind. Sie seien eher zu bemitleiden. Man könne sie nicht dafür verantwortlich machen. Aber, Monsieur Poirot, das Böse existiert! Es ist eine Tatsache! Ich glaube an das Böse, wie ich an Gott glaube. Es existiert! Es ist mächtig!»

Heftig atmend wischte sich Lane mit dem Taschentuch über die Stirn. Dann sagte er entschuldigend: «Tut mir Leid. Da ist wohl der Gaul mit mir durchgegangen.»

«Ich kann Sie sehr gut verstehen», erwiderte Poirot gelassen. «Bis zu einem gewissen Grad bin ich ganz Ihrer Meinung. Das Böse existiert und ist auch als solches zu erkennen.»

Major Barry räusperte sich. «Da wir gerade von so etwas reden – in Indien habe ich mal einen Fakir gesehen…»

Major Barry wohnte schon so lange im «Jolly Roger», dass alle Gäste seine fatale Neigung kannten, endlose Geschichten über Indien zu erzählen, und auf der Hut waren. Deshalb unterbrachen ihn Miss Brewster und Mrs Redfern fast gleichzeitig. «Ist das nicht Ihr Mann, der da

draußen schwimmt, Mrs Redfern? Wie gut er kraulen kann. Ein hervorragender Schwimmer.»

Im selben Augenblick rief Mrs Redfern: «Nein, sehen Sie mal, was für ein hübsches kleines Boot dort, mit den roten Segeln. Es gehört Mr Blatt, nicht wahr?»

Das Boot passierte eben das Ende der Bucht.

«Rote Segel, so was Verrücktes», brummte Major Barry, aber die Gefahr, dass er die Geschichte mit dem Fakir erzählte, war gebannt.

Hercule Poirot betrachtete wohl wollend den jungen Mann, der inzwischen an Land geschwommen war. Patrick Redfern war das Musterexemplar von einem Mann – schlank, braun gebrannt, mit breiten Schultern und schmalen Hüften. Er strahlte Lebensfreude aus, Fröhlichkeit und eine gewisse angeborene Natürlichkeit, die besonders den Frauen gefiel. Er stand da, schüttelte das Wasser ab und winkte grüßend zu seiner Frau hinauf.

Sie winkte zurück und rief: «Komm rauf, Pat!»

«Sofort.»

Er ging ein Stück den Strand entlang, um das Handtuch zu holen, das er auf dem Sand liegen gelassen hatte. In diesem Augenblick kam eine Frau vom Hotel zum Strand herunter. Ihre Ankunft erinnerte an einen Bühnenauftritt. Und sie ging auch so, als wüsste sie das sehr genau. Dabei wirkte sie völlig unbefangen. Offensichtlich war sie an die verschiedenen Reaktionen, die ihr Erscheinen auslöste, gewöhnt.

Sie war groß und schlank und trug einen einfachen, tief ausgeschnittenen weißen Badeanzug. Jedes Stückchen Haut, das zu sehen war, schimmerte in einem ebenmäßigen Bronzeton. Sie war vollkommen wie eine Statue. Das dichte rotbraune Haar fiel ihr in sanften Wellen bis über die Schultern. Auf ihrem Gesicht lag eine leichte Herbheit, wie man sie häufig bei Frauen über dreißig beobach-

ten kann. Trotzdem wirkte sie wie die Jugend selbst – ein Sinnbild strahlender Vitalität. Ihre dunkelblauen Augen standen leicht schräg. Auf dem Kopf trug sie einen verrückten chinesischen Hut aus jadegrüner Pappe.

Im Vergleich zu ihr wirkten alle anderen Frauen am Strand farblos und unbedeutend. Genauso unvermeidlich war es, dass sie die Blicke aller anwesenden Männer auf sich zog.

Poirots Augen wurden größer, sein Schnurrbart zitterte anerkennend. Major Barry setzte sich auf. Seine vorstehenden Augen schienen vor Begeisterung noch weiter hervorzuquellen. Links von Poirot atmete Pfarrer Stephen Lane mit einem leisen Zischlaut hörbar ein, seine Miene wurde eisig.

«Das ist Arlena Stuart», flüsterte Major Barry rau. «So hieß sie jedenfalls, ehe sie Marshall heiratete. Ich habe sie noch in ‹Kommen und Gehen› gesehen, kurz bevor sie die Schauspielerei aufgab. Ein sehenswerter Anblick, was?»

«Sie ist hübsch – ja», erwiderte Christine Redfern zögernd und mit kühler Stimme. «Aber ich finde, sie sieht wie ein gemeines Biest aus.»

Da mischte sich Emily Brewster ein. «Sie unterhielten sich eben über das Böse im Menschen, Monsieur Poirot», sagte sie. «Also, in meinen Augen ist diese Frau die Gemeinheit in Person. Durch und durch schlecht. Zufällig weiß ich eine Menge über sie.»

«Ich erinnere mich an ein Mädchen, damals in Simla», bemerkte Major Barry. «Die hatte auch rote Haare. Sie war die Frau eines meiner Untergebenen und machte alle Männer verrückt. Natürlich hätten ihr die Frauen am liebsten die Augen ausgekratzt. Wegen ihr gab es mehr als einen Familienkrach.» Er kicherte zufrieden.

«Der Ehemann war ein netter, ruhiger Kerl. Er küsste die Erde, über die sie ging. Hat nie was gemerkt – oder tat jedenfalls so.»

«Solche Frauen sind eine Bedrohung», flüsterte Stephen Lane empört. «Eine Bedrohung für…» Er brach ab.

Arlena Marshall stand jetzt am Wasser. Zwei junge Männer, kaum erwachsen, waren aufgesprungen und kamen eilig auf sie zu. Sie lächelte ihnen entgegen.

Ihr Blick glitt an ihnen vorbei zu Patrick Redfern, der den Strand entlangging.

Als beobachtete man eine Kompassnadel, dachte Hercule Poirot. Patrick Redfern wurde wie von magischer Kraft angezogen, seine Schritte änderten die Richtung. Ob sie wollte oder nicht – die Nadel musste den Gesetzen der Anziehungskraft gehorchen und sich nach Norden drehen. Patrick Redfern lief auf Arlena zu.

Sie erwartete ihn mit einem Lächeln. Dann schlenderte sie nahe am Wasser den Strand entlang. Patrick Redfern blieb an ihrer Seite. Als sie zu einem großen Stein kamen, ließ Arlena sich darauf nieder, und Redfern setzte sich neben sie.

Christine Redfern sprang auf und lief zum Hotel. Die andern blieben unbehaglich schweigend zurück. Schließlich meinte Emily Brewster: «Es ist wirklich zu schade. Sie ist ein so nettes kleines Ding. Die beiden sind erst ein oder zwei Jahre verheiratet.»

«Die Frau, von der ich eben erzählte», sagte Major Barry. «Die in Simla. Sie hatte ein paar ganz glückliche Ehen auf dem Gewissen. Ein Jammer, was?»

«Es gibt einen Typ von Frau», stellte Miss Brewster fest, «dem macht es Spaß, eine Ehe zu zerstören.» Und nach einer Minute des Schweigens fügte sie noch hinzu: «Dieser Redfern ist ein Idiot!»

Hercule Poirot mischte sich nicht ein. Er beobachtete den Strand, ohne Patrick und Arlena Marshall weiter zu beachten.

«Na, ich zieh lieber los und kümmere mich um mein Boot», sagte Miss Brewster. Sie ging davon.

Major Barry blickte Poirot mit seinen Augen, die an gekochte Stachelbeeren erinnerten, leicht neugierig an. «Na, Poirot, was halten Sie von der Geschichte? Sie haben Ihren Mund bis jetzt noch nicht aufgemacht. Wie finden Sie unsere Sirene? Ganz schön scharf!»

«Möglich», erwiderte Poirot.

«Geben Sie's doch zu, alter Knabe! Ich kenne euch Franzosen!»

«Ich bin kein Franzose», bemerkte Poirot kühl.

«Sie wollen mir doch nicht erzählen, dass Sie kein Auge für hübsche Mädchen haben? Was halten Sie von ihr?»

«Sie ist nicht mehr jung.»

«Was spielt das für eine Rolle? Eine Frau ist so alt, wie sie aussieht. Und sie sieht blendend aus!»

Poirot nickte. «Ja, sie ist schön. Aber Schönheit ist nicht alles. Nicht nur, weil sie schön ist, sehen sie alle an – bis auf einen.»

«Sie hat das gewisse Etwas, mein Junge», erklärte der Major. «Das ist es – das gewisse Etwas.» Dann fragte er plötzlich neugierig: «Worauf starrten Sie eigentlich die ganze Zeit?»

«Ich beobachtete die Ausnahme von der Regel», erwiderte Poirot. «Ich beobachtete den Mann, der von ihrem Erscheinen keine Notiz genommen hat.»

Major Barry folgte Poirots Blick zu einem Mann von etwa vierzig Jahren, mit hellem Haar und offenem gebräuntem Gesicht. Er saß da, rauchte Pfeife und las die «Times».

«Ach, der!», rief Major Barry. «Das ist ihr Mann, alter Junge. Das ist Marshall.»

«Ja, ich weiß.»

Major Barry kicherte. Er war Junggeselle und beurteilte jeden verheirateten Mann nur im Licht dreier Möglichkeiten – entweder war der Mann ein Hindernis, eine Unannehmlichkeit, die man in Kauf nehmen musste, oder ein Schutz.

«Scheint ein netter Kerl zu sein. Ruhig. Ich frage mich, ob meine ‹Times› gekommen ist.» Er stand auf und ging auf das Hotel zu.

Poirots Blick wanderte zu Lanes Gesicht. Lane beobachtete Arlena und Patrick Redfern. Plötzlich wandte er sich Poirot zu. In seinen Augen lag ein fanatisches Glimmen.

«Die Frau ist durch und durch schlecht», rief er. «Zweifeln Sie etwa daran?»

«Schwer zu beurteilen.»

«Aber, mein lieber Mann, spüren Sie es denn nicht? Es liegt doch in der Luft. Der Pesthauch des Bösen!»

Poirot nickte bedächtig.

2

Als Rosamund Darnley erschien und sich neben Poirot setzte, machte dieser kein Hehl daraus, dass er sich darüber freute.

Er gab offen zu, dass er sie bewunderte wie kaum eine Frau, die er in seinem Leben bisher getroffen hatte. Er mochte ihre Vornehmheit, ihre anmutige Gestalt, die stolze Art, den Kopf zu drehen. Ihm gefiel ihr welliges dunkles Haar und ihr ironisches Lächeln.

Sie trug ein Kleid aus irgendeinem dunkelblauen Stoff mit einem Hauch von Weiß. Es wirkte sehr einfach, wahrscheinlich gerade, weil es so gut geschnitten war. Rosamund Darnley gehörte das Atelier Rose Mond, einer der bekanntesten Modesalons von London.

«Ich glaube, ich mag den Ort nicht», sagte sie. «Ich frage mich, warum ich hergekommen bin.»

«Sie kannten das Hotel von früher, nicht wahr?»

«Ja, vor zwei Jahren war ich schon mal hier, an Ostern. Damals waren nicht so viele Leute da.»

Poirot musterte sie. «Irgendetwas macht Ihnen Sorgen», sagte er freundlich. «Habe ich Recht?»

Sie nickte. Sie wippte mit dem Fuß und starrte auf den Schuh. «Ich bin einem Geist begegnet», sagte sie dann. «Das ist mein Problem.»

«Einem Geist?»

«Ja.»

«Was für einem Geist?»

«Meinem eigenen.»

«Hat es sehr wehgetan?»

«Seltsamerweise ja. Ich wurde zurückversetzt in meine Kinderjahre, wissen Sie…» Sie schwieg einen Augenblick und überlegte. «Erinnern Sie sich, wie es damals war? Nein, Sie sind ja kein Engländer.»

«War Ihre Kindheit denn so typisch englisch?»

«Ja, unglaublich englisch. Wir wohnten auf dem Land in einem großen alten Haus, mit Pferden und Hunden… Spaziergänge im Regen… Holzfeuer im Kamin… ein Obstgarten mit vielen Äpfeln… wenig Geld… alte Tweedmäntel… ein verwilderter Garten, wo im Herbst die Astern in Mengen blühten…»

«Und Sie sehnen sich danach zurück?», fragte Poirot mitfühlend.

Rosamund Darnley schüttelte den Kopf. «Man kann das Rad der Zeit nicht zurückdrehen. Trotzdem – ich hätte vieles anders gemacht.»

«Tatsächlich?», fragte Poirot und fügte hinzu: «Als ich jung war – und das ist schon lange her –, war ein Spiel sehr beliebt, das hieß: Wer würdest du gern sein? Die Antwort schrieben sich die jungen Damen in ein Album mit Goldschnitt, in blaues Leder gebunden. Die Antwort, Mademoiselle, ist nicht einfach.»

«Vermutlich nicht. Es wäre ein großes Risiko. Man will nicht gerade ein Politiker oder die Königin von England sein. Und was die Freunde angeht, so weiß man zu viel über sie. Allerdings fällt mir da etwas ein. Ich erinnere mich an ein besonders nettes Ehepaar. Sie waren so höflich und herzlich zueinander und schienen sich so gut zu vertragen – obwohl sie schon lange verheiratet waren –, dass ich die Frau sehr beneidete. Ich hätte sofort mit ihr getauscht. Später erzählte mir dann jemand, dass sie seit elf Jahren nicht mehr miteinander sprachen, wenn sie

allein waren.» Sie lachte. «Was beweist, dass man nie sicher sein kann, nicht wahr?»

Nach einem kurzen Augenblick des Schweigens meinte Poirot: «Sie werden sicherlich von vielen Leuten beneidet.»

«O ja, natürlich», erwiderte Rosamund Darnley kühl. Sie überlegte kurz. Ihre Lippen verzogen sich zu einem ironischen Lächeln.

«Ja, ich bin genau der Typ der erfolgreichen Frau. Ich genieße die Befriedigung, die es mir macht, schöpferisch zu sein und als Künstlerin Erfolg zu haben. Ich entwerfe gern Kleider. Dazu kommt der finanzielle Erfolg. Ich kann sorglos leben, habe eine gute Figur, ein annehmbares Gesicht und kein zu böses Mundwerk.» Ihr Lächeln wurde breiter. «Nur eines stimmt bei mir nicht – ich habe keinen Mann. Da habe ich versagt, nicht wahr, Monsieur Poirot?»

«Wenn Sie nicht geheiratet haben, Mademoiselle, kommt es wohl daher, dass keiner meiner Geschlechtsgenossen Sie überzeugen konnte», erwiderte Poirot galant. «Es war Ihre freie Wahl, allein zu bleiben, kein von außen aufgezwungenes Muss.»

«Trotzdem bin ich überzeugt, dass Sie im Grunde Ihres Herzens wie alle Männer glauben, eine Frau kann ohne Mann und Kinder nicht glücklich werden.»

Poirot zuckte die Schultern. «Heiraten und Kinder bekommen – das ist üblicherweise das Schicksal einer Frau. Nur eine von hundert, ja von tausend geht ihren eigenen Weg und hat eine Stellung wie Sie.»

Rosamund grinste ihn an. «Und doch bin ich nichts anderes als eine arme alte Jungfer. Jedenfalls fühle ich mich heute so. Mit einem brutalen Kerl von Mann, einem Haufen Kinder, der an meinem Schürzenzipfel hängt, und Geldsorgen wäre ich glücklicher. Das stimmt doch, oder?»

Poirot sah sie zweifelnd an. «Da Sie es sagen, wird es wohl zutreffen, Mademoiselle.»

Rosamund lachte. Sie hatte ihre Fassung wiedergewonnen. Während sie eine Zigarette aus einem Etui nahm und sie sich anzündete, meinte sie:

«Sie wissen wirklich sehr genau, wie man mit Frauen umgehen muss, Monsieur Poirot. Ich habe jetzt das Gefühl, als würde ich nun genau das Gegenteil denken und mich Ihnen gegenüber für die Karrierefrau stark machen. Natürlich geht's mir verdammt gut – und das weiß ich auch.»

«Dann ist ja alles in bester Ordnung, Mademoiselle.»

«Ja.»

Nun holte auch Poirot sein Zigarettenetui hervor und zündete sich eine der winzigen Zigaretten an, die er gern rauchte. Während er nachdenklich beobachtete, wie der Dunst vom Wasser aufzusteigen begann, murmelte er:

«Wenn ich mich nicht täusche, ist Mr Marshall – nein, Captain Marshall ein alter Freund von Ihnen, Mademoiselle?»

Rosamund richtete sich auf. «Wie haben Sie das erfahren? Ach, vermutlich hat Ken es Ihnen erzählt.»

Poirot schüttelte den Kopf. «Das hat mir niemand erzählt. Schließlich bin ich Detektiv. Es war eine nahe liegende Schlussfolgerung.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Überlegen Sie doch!» Poirot fuhr mit den Händen durch die Luft. «Sie sind seit einer Woche hier. Sie sind lebhaft, fröhlich, sorglos. Heute reden Sie plötzlich von Geistern, von alten Zeiten. Was ist passiert? Die letzten Tage sind keine neuen Gäste eingetroffen. Aber gestern Abend kam Captain Marshall mit Frau und Tochter an. Und heute diese Veränderung. Das ist doch offensichtlich!»

«Ja, es ist wirklich wahr!», antwortete Rosamund. «Kenneth Marshall und ich sind mehr oder weniger wie Geschwister aufgewachsen. Die Marshalls wohnten nebenan. Ken war immer nett zu mir – wenn auch etwas von oben herab, weil er vier Jahre älter war. Ich habe ihn lange nicht gesehen. Es ist mindestens fünfzehn Jahre her.»

«Eine lange Zeit», sagte Poirot nachdenklich.

Rosamund nickte.

Nach einer Pause fragte Poirot: «Er hat ein gutes Herz, nicht wahr?»

«Ken ist der beste Mensch, den ich kenne», erwiderte Rosamund mit Wärme. «Schrecklich ruhig und reserviert. Er hat nur den einen Fehler, dass er mit Vorliebe die Frau heiratet, die nicht zu ihm passt.»

«Aha…», machte Poirot verständnisinnig.

«Kenneth ist ein solcher Dummkopf, wenn es um Frauen geht», fuhr Rosamund fort. «Ein großer Dummkopf. Erinnern Sie sich noch an den Martingdale-Fall?»

Poirot runzelte die Stirn. «Martingdale? Martingdale? Es war Arsen, nicht wahr?»

«Ja. Es ist siebzehn oder achtzehn Jahre her. Die Frau wurde beschuldigt, ihren Mann umgebracht zu haben.»

«Aber man hat sie freigesprochen?»

«Genau! Nach dem Freispruch hat Ken sie geheiratet. Es ist genau die Art Dummheit, die zu ihm passt.»

«Aber sie war doch unschuldig», murmelte Poirot.

«Ich glaube es ja auch. Doch man kann nie wissen! Trotzdem – es gibt so viele Frauen auf der Welt, die man heiraten kann. Warum muss man sich ausgerechnet eine aussuchen; die eine Mordanklage am Hals hatte!»

Poirot schwieg. Vielleicht weil er wusste, dass Rosamund dann weitersprechen würde. Er hatte Recht.

«Natürlich war er damals noch sehr jung, erst einundzwanzig. Er war verrückt nach ihr. Sie starb bei Lindas Geburt ein Jahr nach ihrer Heirat. Ihr Tod hat Ken schwer getroffen. Danach trieb er es ziemlich wild – vermutlich, um sie zu vergessen.»

Sie schwieg wieder eine Weile.

«Und dann kam die Sache mit Arlena Stuart. Sie trat damals in einer Revue auf. Lady Codrington wollte sich wegen ihr von ihrem Mann scheiden lassen. Lord Codrington war angeblich ganz verrückt nach Arlena. Alle Welt nahm an, dass die beiden nach der rechtskräftig gewordenen Scheidung sofort heiraten würden. Aber es kam anders. Er ließ sie sitzen. Ich glaube sogar, dass sie ihn wegen Bruchs des Eheversprechens verklagte. Wie auch immer – die Geschichte machte damals viel Wirbel. Und was passierte dann? Ken ging hin und heiratete sie! Völlig verrückt!»

«So etwas ist doch verständlich», murmelte Poirot. «Sie ist sehr schön.»

«Ja, zweifellos. Es gab dann noch einen Skandal, vor etwa drei Jahren. Der alte Erskine hinterließ ihr sein ganzes Vermögen, bis auf den letzten Penny. Man hätte annehmen sollen, dass diese Sache Ken endlich die Augen öffnen würde.»

«Das war nicht der Fall?»

Rosamund Darnley zuckte mit den Schultern.

«Ich sagte Ihnen doch, dass ich ihn jahrelang nicht gesehen habe. Offenbar nahm er es sehr gelassen auf. Wieso eigentlich? Das wüsste ich zu gern. Vertraut er ihr einfach blind?»

«Vielleicht gibt es noch andere Gründe.»

«Ja, Stolz. Sich nichts anmerken lassen! Ich weiß nicht, was er für sie fühlt. Keiner weiß es.»

«Und sie selbst? Wie steht Arlena zu ihm?»

Rosamund starrte ihn wütend an. «Arlena? Sie ist die geldgierigste Person, die ich kenne. Und hinter den Männern her wie der Teufel hinter der armen Seele. Wenn ihr ein Mann auch nur auf hundert Meter nahe kommt, macht sie Jagd auf ihn.»

Poirot nickte langsam. «Ja», sagte er. «Es stimmt, was Sie erzählen… Sie hat nur Augen für eine einzige Sache – Männer.»

«Und jetzt ist sie auf Patrick Redfern scharf. Er sieht glänzend aus, ein unkomplizierter Typ. Sie wissen schon, er liebt seine Frau und ist kein Schürzenjäger. Der ist für Arlena ein gefundenes Fressen. Mir gefällt die kleine Mrs Redfern. Sie sieht auf eine blasse, schüchterne Art hübsch aus. Aber ich glaube nicht, dass sie gegenüber dieser männerfressenden Tigerin die geringste Chance hat.»

«Sie haben sicher Recht.» Poirot wirkte besorgt.

«Christine Redfern war Lehrerin, glaube ich. Sie gehört zu denen, die den Geist für wichtiger halten als den Körper. Das wird für sie ein böses Erwachen geben.» Rosamund erhob sich. «Es ist eine Schande», bemerkte sie und fügte dann etwas vage hinzu: «Jemand sollte etwas dagegen tun.»

Linda betrachtete sachlich ihr Gesicht im Schlafzimmerspiegel. Sie mochte es nicht. Im Augenblick schien es ihr nur aus Knochen und Sommersprossen zu bestehen. Voll Abscheu betrachtete sie ihr dichtes hellbraunes Haar, das sie zu farblos fand, die graugrünen Augen, die hohen Wangenknochen und das lange energische Kinn. Der Mund und die Zähne waren nicht so übel, aber wen interessierten schon die Zähne? War da am Nasenflügel etwa ein Pickel?

Nein, sie hatte sich getäuscht. Schrecklich, wenn man erst sechzehn war, dachte sie, wirklich schrecklich!

Linda war so störrisch wie ein kleines Fohlen, so stachelig wie ein Igel. Sie wusste einfach nicht, wohin sie gehörte. In der Schule hatte sie es nicht so empfunden. Aber sie ging nicht mehr zur Schule. Kein Mensch schien zu wissen, was sie jetzt tun sollte. Ihr Vater hatte davon gesprochen, sie im nächsten Winter nach Paris zu schicken. Aber Linda wollte nicht nach Paris, nur – zu Hause bleiben wollte sie auch nicht. Bis jetzt hatte sie sich nie richtig klargemacht, wie sehr sie Arlena hasste.

Stiefmütter! Es war schlimm, wenn man eine Stiefmutter hatte. Das sagten alle. Und es stimmte. Nicht, dass Arlena unfreundlich zu ihr war. Meistens bemerkte sie sie nicht einmal. Und wenn, dann behandelte sie sie mit Herablassung und Amüsiertheit. Sie spürte es an ihrem Blick, an ihren Worten. Die vollkommene Anmut von Arlenas Bewegungen betonte Lindas eigenes linkisches Benehmen noch. Wenn Arlena da war, wurde einem ganz besonders bewusst, wie unreif und hässlich man war, dachte Linda.

Aber das war es nicht allein.

Linda grübelte darüber nach. Es lag ihr nicht besonders, ihre Gefühle zu analysieren. Es hing damit zusammen, was Arlena mit den Leuten tat – mit dem Haus…

Sie ist einfach schlecht, dachte Linda. Sie ist von Grund auf schlecht.

Aber dabei konnte man es nicht einfach belassen. Man konnte nicht einfach die Nase rümpfen und sich erhaben über sie fühlen und nicht mehr an sie denken.

Es hing damit zusammen, wie sie die Leute behandelte. Ihr Vater, also, ihr Vater war ganz anders…

Linda dachte daran, wie ihr Vater gekommen war und sie von der Schule genommen hatte. Wie sie mit ihm einmal eine Schiffsreise gemacht hatte. Und dann ihr Vater zu Hause – mit Arlena. So – so verschlossen, als wäre er in Wirklichkeit gar nicht da.

Und so geht's jetzt weiter, überlegte Linda. Tag für Tag, Monat für Monat. Das halte ich nicht aus!

Das Leben schien sich endlos vor ihr auszudehnen, eine endlose Kette von Tagen, die durch Arlenas Gegenwart verdunkelt wurden. Linda war noch sehr kindlich, sie besaß noch kein Gefühl für die richtigen Proportionen. Ein Jahr erschien ihr wie eine Ewigkeit.

Eine dunkle heiße Welle von Hass auf Arlena stieg in ihr auf. Ich wünschte, sie wäre tot, dachte sie. Ihr Blick wanderte vom Spiegel zum Fenster.

Eigentlich war es hier ganz nett, jedenfalls hätte es nett sein können. Die vielen Strände und Buchten und komischen kleinen Wege. Es gab so viel zu entdecken, so viele Möglichkeiten, sich herumzutreiben. Die Cowan-Jungen hatten sogar erzählt, dass es Höhlen gab.

Wenn Arlena nicht da wäre, würde es mir hier bestimmt gefallen, dachte Linda.

Sie erinnerte sich an den Abend ihrer Ankunft. Es war alles sehr aufregend gewesen. Die Flut hatte den Damm überschwemmt, sie mussten ein Boot nehmen. Das Hotel hatte so ungewöhnlich gewirkt, so unheimlich. Als sie die Terrasse betraten, sprang eine große dunkelhaarige Frau auf und rief: «Aber das ist ja Kenneth!»

Ihr Vater schien schrecklich überrascht gewesen zu sein. «Rosamund!», hatte er nur gesagt.

Linda überlegte ernsthaft, was sie von Rosamund Darnley hielt.

Sie beschloss, dass ihr Rosamund gefiel. Rosamund, überlegte sie, war eine vernünftige Person. Und ihr Haar war so schön. Es passte genau zu ihr. Die meisten Leute hatten hässliche Haare. Und sie trug immer so hübsche Kleider. Und sie hatte ein fröhliches Gesicht, als machte sie sich über sich selbst lustig und nie über andere. Rosamund war nett zu ihr gewesen. Sie hatte sie nicht totgere-

det oder dummes Zeug gesagt. Unter «dummes Zeug sagen», verstand Linda eine Menge von Dingen, die ihr aus irgendeinem Grund nicht gefielen. Und Rosamund hatte nicht ausgesehen, als fände sie Linda blöd. Vielmehr hatte sie Linda behandelt, als sei sie ein richtiges menschliches Wesen. Linda hatte so selten das Gefühl, ein richtiges menschliches Wesen zu sein, dass sie tief dankbar war, wenn irgendjemand sie dafür zu halten schien.

Offenbar hatte sich ihr Vater auch gefreut, Miss Darnley wiederzusehen.

Komisch – er hatte plötzlich ganz anders ausgesehen. Er hatte ausgesehen wie… Linda überlegte angestrengt. Er hatte so jung ausgesehen. Ja, das war es! Er hatte gelacht – ein seltsames jungenhaftes Lachen. Sie hatte ihn sehr selten auf diese Art lachen gehört.

Sie war beunruhigt. Sie sah ihren Vater in einem ganz anderen Licht. Wie er wohl in meinem Alter war, dachte sie. Aber sich das vorzustellen, war ihr zu schwierig. Sie gab es auf.

Ein Gedanke durchzuckte sie. Wie lustig es gewesen wäre, wenn sie und ihr Vater Miss Darnley allein getroffen hätten – ohne Arlena.

Einen Augenblick sah sie die Szene vor sich. Wie ihr Vater jungenhaft lachte… Miss Darnley und sie… Was für Spaß sie auf der Insel haben würden… Sie könnten zusammen schwimmen und die Höhlen erforschen…

Das Bild verdunkelte sich. Man konnte das Leben nicht genießen, solange Arlena da war. Warum nicht? Jedenfalls sie, Linda, konnte es nicht. Man konnte nicht glücklich sein zusammen mit einer Person, die man hasste. Ja, hasste! Sie hasste Arlena.

Kenneth Marshall klopfte an die Zimmertür seiner Frau. Als Arlena «Herein!», rief, öffnete er die Tür und trat ein.

Arlena war fast fertig. Sie trug ein glänzendes grünes Kleid und sah fast wie eine Seejungfrau aus. Sie stand vor einem Spiegel und legte Lidschatten auf.

«Ach, du bist es, Kenneth», sagte sie.

«Ja. Ich wollte fragen, ob du fertig bist.»

«Noch einen Augenblick.»

Kenneth Marshall trat ans Fenster und blickte aufs Meer hinaus. Sein Gesicht war wie gewöhnlich völlig ausdruckslos. Es war freundlich und durchschnittlich. Plötzlich drehte er sich um und fragte: «Du hast Redfern schon früher mal getroffen, Arlena?»

«Ja, mein Lieber. Bei irgendeiner Cocktailparty. Ich fand ihn ganz nett.»

«Wusstest du, dass er und seine Frau herkommen würden?»

Arlena machte große Augen. «Nein, natürlich nicht. Es hat mich völlig überrascht.»

«Ich dachte», antwortete Kenneth Marshall, «dass du deshalb gern hierherfahren wolltest. Du warst sehr scharf darauf, hier die Ferien zu verbringen.»

Arlena legte den Pinsel hin und lächelte – ein sanftes, verführerisches Lächeln. «Irgendjemand hat mir von diesem Hotel erzählt. Ich glaube, es waren die Rylands. Sie sagten, es sei fast zu schön, um wahr zu sein – so unberührt. Gefällt es dir nicht?»

«Ich bin mir nicht sicher.»

«Ach, mein Lieber, du schwimmst doch gern und liegst gern in der Sonne. Ich bin überzeugt, dass du begeistert bist.»

«Jedenfalls kann man sehen, dass du dich amüsierst.»

Sie blickte ihn fragend an. «Was heißt das?»

«Meiner Meinung nach hast du dem jungen Redfern erzählt, dass wir herkommen wollten.»

«Mein lieber Kenneth», sagte Arlena, «du willst doch keinen Streit anfangen?»

«Hör zu, Arlena. Ich kenne dich. Es ist wirklich ein reizendes junges Paar. Der Mann liebt seine Frau. Musst du unbedingt Unruhe stiften?»

«Es ist sehr unfair, mir daran die Schuld zu geben. Ich habe nichts getan – absolut nichts! Ich kann nichts dafür, wenn…»

«Wenn was?», unterbrach er sie.

Sie senkte den Blick. «Nun, ich habe natürlich gemerkt, dass die Männer verrückt nach mir sind. Es ist nicht meine Schuld. Sie reagieren einfach so.»

«Du gibst also zu, dass der junge Redfern dir nachläuft?»

«Er benimmt sich wirklich zu dumm», sagte Arlena leise und trat einen Schritt auf ihren Mann zu. «Aber du weißt doch, Kenneth, dass ich nur dich liebe, nicht wahr?» Sie blickte durch ihre dichten dunklen Wimpern zu ihm auf. Es war ein herrlicher Blick, ein Blick, dem nur wenige Männer hätten widerstehen können.

Kenneth Marshall blieb ernst. Sein Gesicht verriet nicht, was er dachte. «Ich glaube, ich kenne dich sehr gut, Arlena», sagte er ruhig.

Wenn man das Hotel auf der Südseite verließ, lagen Sonnenterrassen und Badebucht direkt vor einem. Ein Pfad lief an der Südwestseite der Insel oben an den Klippen entlang. Von diesem Pfad führten Stufen zu einer Reihe von Nischen hinunter, die man in den Fels geschlagen hatte. Auf dem Hotellageplan wurden sie als Sonnenklippen bezeichnet. Die Nischen enthielten aus dem Felsen gehauene Steinbänke.

Gleich nach dem Abendessen gingen Patrick Redfern und seine Frau zu einer dieser Nischen hinunter. Es war eine warme klare Nacht mit einem hellen Mond.

Sie setzten sich auf eine Steinbank. Eine Weile sagte keiner ein Wort. Schließlich brach Patrick Redfern das Schweigen. «Eine herrliche Nacht, nicht wahr, Christine?», sagte er.

«Ja.»

In diesem «Ja» schwang ein Unterton mit, der ihm nicht gefiel.

«Wusstest du, dass diese Frau hier im Hotel sein würde?», fragte Christine mit ihrer ruhigen Stimme.

«Ich verstehe nicht, was du meinst», erwiderte er scharf.

«Ich glaube, das verstehst du genau!»

«Hör mal, Christine. Ich weiß nicht, was mit dir los ist…»

«Mit *mir* los ist?», unterbrach sie ihn. Ihre Stimme zitterte plötzlich. «Die Frage ist doch, was mit *dir* los ist.»

«Wieso? Gar nichts.»

«Ach, Patrick! Das stimmt nicht. Du wolltest unbedingt herkommen. Du warst richtig hartnäckig. Ich wollte wieder nach Tintagel fahren, wo wir – wo wir unsere Flitterwochen verbrachten. Aber du wolltest unbedingt in dieses Hotel!»

«Warum auch nicht? Es ist sehr schön hier.»

«Möglich. Aber du wolltest herkommen, weil sie hier sein würde.»

«Wieso ‹sie›? Wer denn?»

«Mrs Marshall. Du – du bist ganz verrückt nach ihr.»

«Mein Gott, Christine, sei kein Dummkopf! Eifersucht passt nicht zu dir!» Sein Protest klang etwas unsicher. Er übertrieb.

«Wir waren so glücklich», sagte sie.

«Natürlich waren wir glücklich. Wir sind es noch! Aber wir werden es nicht mehr lange sein, wenn ich mich mit keiner anderen Frau unterhalten kann, ohne dass du wütend wirst.»

«Darum geht es nicht.»

«O doch. Auch wenn man verheiratet ist, braucht man – nun – man braucht Freunde. Diese Verdächtigungen sind ungerecht. Ich – ich kann mich mit keiner hübschen Frau unterhalten, ohne dass du den Verdacht hast, ich sei in sie verliebt…» Er brach ab und zuckte resigniert die Schultern. «Du bist in sie verliebt…», begann Christine.

«Ach, sei kein Dummkopf, Christine!», wiederholte Redfern. «Ich habe – ich habe kaum ein Wort mit ihr gewechselt.»

«Das ist nicht wahr!»

«Mein Gott, mach es dir nur nicht zur Gewohnheit, auf alle Frauen eifersüchtig zu sein, mit denen ich mal ein Wort rede!»

«Sie ist nicht nur irgendeine hübsche Frau», antwortete Christine. «Sie ist – sie ist anders. Sie ist schlecht, ja, sie ist schlecht! Sie wird dir schaden, Patrick, bitte, kümmere dich nicht mehr um sie. Lass uns nach Hause fahren!»

Patrick Redfern reckte das Kinn vor. Er sah sehr jung aus, während er sagte: «Mach dich nicht lächerlich, Christine! Lass uns nicht darüber streiten.»

«Ich möchte mich nicht streiten.»

«Dann benimm dich wie ein vernünftiger Mensch! Gehen wir ins Hotel zurück.»

Er stand auf. Nach kurzem Zögern erhob sich Christine auch. «Na schön, wenn du meinst…», sagte sie.

In der Nische nebenan saß Hercule Poirot und schüttelte betrübt den Kopf.

Andere Leute hätten sich vielleicht diskret außer Hörweite begeben. Nicht so Hercule Poirot. Solche Skrupel kannte er nicht.

«Außerdem», sagte er später zu seinem Freund Hastings, «außerdem handelte es sich um Mord.»

Hastings starrte ihn entgeistert an. «Aber da war er doch noch nicht passiert», sagte er.

Poirot seufzte. *«Mon cher»,* erwiderte er. «Es war völlig klar, dass ein Mord geschehen würde.»

«Warum haben Sie ihn nicht verhindert?»

Und mit einem zweiten Seufzer erklärte er Hastings, dass es nicht so einfach sei, einen Mord zu verhindern, wenn der Täter entschlossen sei, ihn durchzuführen. Er mache sich wegen dem, was dann geschah, keine Vorwürfe. Es sei, so erklärte Poirot, unvermeidlich gewesen.

3

Rosamund Darnley und Kenneth Marshall saßen auf der Wiese über den Klippen der Möwenbucht. Sie befand sich auf der Ostseite der Insel. Die Leute kamen manchmal am Morgen her, um hier ungestört zu schwimmen.

«Es ist hübsch, mal keinen Menschen zu sehen», sagte Rosamund.

«Hm – ja», murmelte Marshall fast unhörbar. Er legte sich auf den Bauch und roch an dem kurzen Gras. «Riecht gut. Erinnerst du dich noch an die Wiesen in Shipley?»

«Natürlich!»

«War eine schöne Zeit.»

«Ja.»

«Du hast dich nicht sehr verändert, Rosamund.»

«O doch, ich habe mich verändert. Sehr sogar.»

«Du hast Erfolg, du bist reich und so weiter, trotzdem bist du die alte Rosamund geblieben.»

«Ich wünschte, du hättest Recht», erwiderte Rosamund leise.

«Was heißt das?»

«Ach, nichts. Ist es nicht schade, Kenneth, dass man die Ideale und die Heiterkeit und Harmlosigkeit seiner Jugend verliert?»

«Ich kann mich nicht erinnern, dass du als Kind besonders nett warst. Du hattest häufig schreckliche Wutanfäl-

le. Einmal hast du dich sogar auf mich gestürzt und wolltest mich erwürgen.»

Rosamund lachte. «Weißt du noch die Aufregung, als wir Toby zum Bisamfangen mitnahmen?» Ein paar Minuten lang schwelgten sie in der Erinnerung an alte Zeiten. Dann schwiegen sie eine Weile. Rosamunds Finger spielten mit dem Handtaschenverschluss.

«Kenneth?», sagte sie dann fragend.

«Hm.» Seine Antwort klang ziemlich undeutlich. Er lag immer noch auf dem Bauch, das Gesicht ins Gras gedrückt. «Ich würde dich gern etwas fragen, Kenneth. Aber es ist ziemlich persönlich. Hoffentlich nimmst du es mir nicht übel.»

Er rollte sich auf den Rücken und setzte sich auf. «Natürlich nicht», antwortete er ernst. «Frage, was du willst. Schließlich kennen wir uns schon so lange.»

Sie nickte. Sie freute sich, dass er das gesagt hatte. «Warum lässt du dich nicht scheiden, Kenneth?», fragte sie.

Sein Gesicht verdüsterte sich. Der glückliche Ausdruck darauf verschwand schlagartig. Er nahm eine Pfeife aus der Hosentasche und begann sie zu füllen.

«Entschuldige. Ich wollte dir nicht zu nahe treten», sagte Rosamund.

«Du hast mich nicht beleidigt», erwiderte er ruhig.

«Na gut, warum also nicht?»

«Das verstehst du nicht, mein liebes Mädchen.»

«Magst du sie so sehr?»

«Darum geht es nicht. Sieh mal – ich habe sie schließlich geheiratet.»

«Das weiß ich. Aber sie ist so – sie hat keinen guten Ruf.»

Er überlegte einen Augenblick, während er den Tabak sorgfältig andrückte. «Glaubst du? Vermutlich hast du Recht.»

«Dein Wunsch nach einer Scheidung wäre durchaus verständlich.»

«Mein liebes Mädchen, ich finde, dass du so etwas nicht sagen solltest. Nur weil die Männer wegen ihr den Kopf verlieren, muss man nicht gleich annehmen, dass sie mannstoll ist.»

Rosamund schluckte eine heftige Erwiderung hinunter. Sie meinte nur: «Du könntest es so einrichten, dass sie sich scheiden lässt – wenn dir das lieber ist.»

«Das wäre eine Möglichkeit.»

«Wirklich, Ken, du musst etwas unternehmen! Denk an deine Tochter!»

«Linda?»

«Ja, Linda!»

«Was hat Linda damit zu tun?»

«Arlena schadet Linda nur, wirklich! Ich halte Linda für ein sehr feinfühliges Kind.»

Kenneth Marshall steckte seine Pfeife in Brand. Während er daran zog, sagte er: «Ja, ich glaube, da ist etwas dran. Arlena und Linda passen nicht zusammen. So eine Stiefmutter ist nicht das richtige für ein junges Mädchen. Es macht mir tatsächlich etwas Sorge.»

«Ich mag Linda, ich mag sie sogar sehr. Sie ist etwas Besonderes.»

«Sie gleicht ihrer Mutter. Sie nimmt das Leben so schwer wie Ruth.»

«Nun», sagte Rosamund nachdenklich, «glaubst du da nicht, dass es das beste wäre, wenn du dich von Arlena trennst?»

«Eine Scheidung?»

«Ja. Das ist doch heute nichts Besonderes mehr.»

«Ja, und genau das gefällt mir nicht», sagte Kenneth Marshall mit plötzlicher Heftigkeit.

«Wieso?», fragte Rosamund erstaunt.

«Weil es typisch ist für die heutige Zeit. Wenn man etwas unternimmt, und es gefällt einem nicht mehr, macht man so schnell wie möglich einen Rückzieher. Verdammt, es gibt doch so etwas wie Vertrauen! Wenn man heiratet und verspricht, für seine Frau zu sorgen, nun, dann sollte man es auch tun. Es ist deine Pflicht. Du hast es versprochen. Ich habe diese Schnellheiraten und raschen Scheidungen satt. Arlena ist meine Frau, und damit Schluss!»

Rosamund beugte sich vor. «So steht es mit dir? ‹Bis dass der Tod euch scheidet›, wie es heißt…»

Kenneth Marshall nickte. «Stimmt genau.»

«Aha, ich verstehe.»

Als Mr Horace Blatt auf der engen gewundenen Landstraße zur Bucht von Leathercombe zurückfuhr, hätte er Mrs Redfern beinahe überfahren. Sie presste sich erschrocken in die Hecke, die die Straße begrenzte, während Mr Blatt heftig auf das Bremspedal seines Sunbeam trat. «Hallo-hallohallo!», rief er fröhlich zum Fenster hinaus. Er war ein großer Mann mit einem roten Gesicht und einem rötlichen Haarkranz, der seinen schimmernden kahlen Schädel umgab.

Es war Mr Blatts offensichtlicher Ehrgeiz, stets Herz und Seele der Gesellschaft zu sein, in der er sich gerade befand. Die Stimmung im «Jolly Roger Hotel», konnte etwas Aufmunterung vertragen. Das war seine Meinung, die er etwas zu laut kundgetan hatte. Er verstand nicht, wieso die Leute immer zu verschwinden schienen, wenn er die Szene betrat. «Hätte Sie beinahe zu Marmelade gemacht, was?», rief Mr Blatt fröhlich.

«Ja, beinahe», antwortete Christine Redfern.

«Hüpfen Sie rein!», sagte Mr Blatt.

«Ach nein, danke, ich möchte laufen.»

«Unsinn! Wozu ist ein Auto da?»

Christine Redfern fügte sich in ihr Schicksal und stieg ein. Mr Blatt ließ den Motor wieder an, den er bei seinem plötzlichen Bremsmanöver abgewürgt hatte. «Und wieso gehen Sie hier ganz allein spazieren? Ein hübsches Mädchen wie Sie? Da stimmt etwas nicht.»

«Oh, ich bin gern allein», erwiderte Christine Redfern hastig.

Mr Blatt stieß ihr jovial mit dem Ellbogen in die Seite, wobei er beinahe den Wagen in die Hecke gefahren hätte, und erklärte: «Das behaupten die Frauen immer. Aber sie meinen es nicht wirklich. Wissen Sie, dieses Hotel, das Jolly Rogen – keine Fröhlichkeit. Kein Leben! Na ja, ich weiß, es wohnt eine Menge langweiliger Leute dort. Viele Kinder sind da und auch Alte. Wenn ich nur an diesen langweiligen Typ denke, der lange in Indien war, oder an den athletischen Pfarrer oder diese ewig redenden Amerikaner und den Ausländer mit dem Schnurrbart. Wenn ich den Schnurrbart sehe, muss ich immer lachen. Vermutlich ist er Friseur oder etwas Ähnliches.»

Christine wandte ihm das Gesicht zu. «Nein, er ist Privatdetektiv.»

Um ein Haar hätte Mr Blatt den Wagen doch noch in die Hecke befördert. «Er ist Privatdetektiv? Wollen Sie damit andeuten, dass er sich verkleidet hat?»

Christine lächelte schwach. «Natürlich nicht. Er sieht immer so aus. Er ist Hercule Poirot. Sie müssen doch schon von ihm gehört haben.»

«Ich hatte seinen Namen nicht richtig verstanden. Natürlich habe ich schon von ihm gehört. Aber ich dachte, er sei längst gestorben. Auf wen macht er denn Jagd?»

«Er ist aus keinem besonderen Grund hier. Er verbringt hier die Ferien.»

«Na ja, vielleicht stimmt das», erwiderte Mr Blatt, nicht ganz überzeugt. «Scheint mir ziemlich gewöhnlich zu sein, dieser Poirot, wie?»

«Nun», sagte Christine zögernd. «Er wirkt allerdings etwas sonderbar.»

«Da fragt man sich doch», rief Mr Blatt, «wo bleibt Scotland Yard? ‹Steh treu zu England› – das ist meine Devise!»

Sie waren am Fuß des Hügels angelangt. Mit triumphierendem Hupen fuhren sie in die Hotelgarage, die gegenüber dem Hotel auf dem Festland lag.

Linda Marshall betrat den kleinen Laden, in dem Touristen, die die Bucht von Leathercombe besuchten, alles fanden, was sie brauchten. An der einen Seite des Raumes standen Regale mit Büchern, die für zwei Shilling ausgeliehen wurden. Die neuesten waren gut zehn Jahre alt, manche zwanzig oder älter.

Nachdenklich nahm Linda erst eines, dann ein anderes heraus und blätterte in ihnen. Sie entschied, dass sie «Die vier Federn» unmöglich lesen konnte. Dann entdeckte sie einen schmalen in braunes Leder gebundenen Band. Sie vertiefte sich in seinen Inhalt.

Als sie plötzlich Christine Redferns Stimme neben sich hörte, stellte sie das Buch erschrocken ins Regal zurück.

«Was liest du denn Schönes, Linda?», fragte Christine.

«Nichts Besonderes. Ich suche einen guten Roman.» Sie nahm das nächstbeste Buch heraus – es war «Die Ehe des William Ahse» – und ging damit zur Theke.

Christine blieb an ihrer Seite. «Mr Blatt hat mich hergefahren – nachdem er mich beinahe überrollt hätte. Aber ich hätte es nicht mehr ertragen, mit ihm über den Damm

zum Hotel zu gehen, und deshalb habe ich gesagt, dass ich noch etwas einkaufen müsste.»

«Er ist widerlich, nicht wahr?», sagte Linda. «Immer reibt er einem unter die Nase, wie reich er ist. Und dann macht er ständig die dümmsten Witze.»

«Der arme Kerl. Er kann einem wirklich Leid tun.»

Linda war anderer Meinung. Sie war jung und unbarmherzig. Gemeinsam verließen sie den Laden und schlenderten auf den Damm zu. Linda schwieg gedankenversunken. Sie mochte Christine Redfern. Ihrer Meinung nach waren sie und Rosamund Darnley die einzigen erträglichen Menschen auf der Insel. Keine der beiden Frauen unterhielt sich viel mit ihr, und das gefiel Linda. Auch jetzt redete Christine nicht. Sehr vernünftig, dachte Linda. Wenn man sich nichts zu sagen hatte, warum dann ständig drauflosplappern?

«Mrs Redfern», sagte sie plötzlich, «haben Sie auch schon mal das Gefühl gehabt, dass alles schrecklich ist, dass – dass man am liebsten zerspringen würde…?»

Die Worte klangen fast komisch, aber Lindas Gesicht war ernst, beinahe ängstlich. Christine Redfern, die sie zuerst erstaunt angesehen hatte, begann zu begreifen. Ganz sicher gab es da nichts, worüber man sich hätte lustig machen können. Sie holte kurz Luft und erwiderte: «Ja, ja – ich habe mich auch schon mal so gefühlt…»

«Aha, Sie sind also der berühmte Detektiv?», fragte Mr Blatt. Sie saßen in der Cocktailbar, wo Mr Blatt häufig zu finden war.

Mit seinem üblichen Mangel an Bescheidenheit bestätigte Hercule Poirot Blatts Frage.

«Und warum sind Sie hier?», bohrte Mr Blatt. «Aus beruflichen Gründen?»

«Nein, nein. Ich erhole mich hier. Ich verbringe die Ferien im Jolly Rogen.»

«Sie würden es wohl kaum zugeben, was?» Mr Blatt zwinkerte ihm zu.

«Warum denn nicht?», erwiderte Poirot.

«Dann mal los! Mir können Sie doch vertrauen! Ich erzähle nicht alles weiter, was ich so höre. Ich habe schon vor vielen Jahren gelernt, den Mund zu halten. Sonst hätte ich nicht das erreicht, was ich erreicht habe. Sie kennen die Leute ja – alles, was sie hören, müssen sie weitererzählen und zerreden. In Ihrem Beruf können Sie sich das nicht leisten. Und deshalb müssen Sie so tun, als seien Sie privat hier.»

«Welchen Grund haben Sie zu dieser Annahme?», fragte Poirot.

Mr Blatt zwinkerte wieder. «Ich bin Menschenkenner. Ich weiß, wie man die Leute beurteilen muss. Ein Mann wie Sie würde in Deauville oder Le Touquet oder Juan les Pins Ferien machen. Das ist – wie sagt man doch – das ist Ihre geistige Heimat.»

Poirot seufzte. Er blickte aus dem Fenster. Es regnete, die Insel war vom Nebel eingehüllt. «Vielleicht haben Sie Recht», antwortete er. «Zumindest gibt es dort bei schlechtem Wetter gewisse Möglichkeiten, sich zu zerstreuen.»

«Das gute alte Spielkasino!», rief Mr Blatt. «Wissen Sie, ich habe mein Leben lang hart arbeiten müssen. Keine Zeit für Ferien oder Hobbys oder irgendwelche andern Spielereien. Ich wollte im Leben etwas erreichen, und das habe ich auch. Jetzt kann ich tun, was mir passt. Mein Geld ist genauso gut wie das andrer Leute. In den letzten paar Jahren habe ich eine Menge erlebt, das kann ich Ihnen verraten.»

«Ach ja?», bemerkte Poirot.

«Mir ist nicht ganz klar, warum ich hierher gekommen bin», fuhr Mr Blatt fort.

«Das habe ich mich auch schon gefragt.»

«Was? Wieso?»

Poirot machte eine beredte Handbewegung. «Ich verfüge auch über eine gewisse Beobachtungsgabe. Von Ihnen hätte ich erwartet, dass Sie nach Deauville fahren oder Biarritz.»

«Stattdessen hocken wir beide hier, was?» Mr Blatt stieß ein raues Kichern aus.

«Ich weiß wirklich nicht, was ich hier will», meinte er nachdenklich. «Ich glaube, es zog mich her, weil es so romantisch klang: ein Hotel auf einer Schmugglerinsel. Das macht einen neugierig. Die Träume seiner Jugend fallen einem wieder ein – Piraten, Schmuggler, das ganze Zeug.» Er lachte selbstgefällig.

«Ich bin als Junge viel gesegelt. Nicht in dieser Ecke, sondern an der Ostküste. Komisch, dass man den Spaß daran auch später nicht verliert. Ich könnte mir eine große Jacht leisten, wenn ich wollte, aber irgendwie gefällt mir das nicht. Mir gefällt es, mit einem kleinen Boot rauszufahren. Redfern segelt auch gern. Er ist schon ein paarmal mitgekommen. Aber jetzt ist nichts mehr mit ihm los. Er hat nur noch Augen für die rothaarige Mrs Marshall.»

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er im Flüsterton fort: «Die meisten Gäste sind alt und vertrocknet. Mrs Marshall ist eigentlich der einzige Lichtblick. Ich nehme an, dass Marshall alle Hände voll zu tun hat, damit sie keine Dummheiten macht. Man erzählt sich alle möglichen Geschichten über die Zeit, als sie noch auf der Bühne auftrat und auch über die Zeit danach. Die Männer waren verrückt nach ihr. Es wird noch Ärger geben.»

«Was für Ärger?», fragte Poirot.

«Das hängt von verschiedenen Dingen ab. Ich würde sagen, dass Sie auf Marshall achten sollten. Der sieht aus,

als könnte er ganz schön jähzornig werden. Ich weiß es sogar genau. Ich habe einiges über ihn gehört. Diese ruhige Sorte kennt man doch! Man weiß nie, woran man bei denen ist. Redfern sollte lieber aufpassen…»

Er schwieg plötzlich, weil der Gegenstand ihres Gesprächs die Bar betrat. Dann sagte er laut und jovial: «Wie ich schon sagte, es macht Spaß, an dieser Küste zu segeln. Hallo, Redfern. Trinken Sie was mit uns? Was möchten Sie? Einen trockenen Martini? Sehr schön. Und wie steht's mit Ihnen, Monsieur Poirot?» Poirot schüttelte den Kopf.

Patrick Redfern setzte sich zu ihnen und sagte: «Segeln ist mein liebster Sport. Ich wünschte nur, ich käme öfter dazu. Als Junge habe ich die meiste Zeit in einem Segelboot hier an dieser Küste verbracht.»

«Dann kennen Sie diesen Teil von England gut?», fragte Poirot.

«Ziemlich gut. Ich kannte die Insel schon, als das Herrenhaus noch kein Hotel war. Es gab nur ein paar Fischerhütten und das große alte Haus, in dem niemand mehr wohnte.»

«Es stand früher schon ein festes Gebäude auf der Insel?»

«Ja, aber kein Mensch wohnte mehr dort. Es war bereits baufällig. Man erzählte sich die unglaublichsten Geschichten über Geheimgänge von diesem Haus zur Feenhöhle. Ich erinnere mich, dass wir immer danach suchten.»

Mr Blatt vergoss etwas von seinem Drink. Er fluchte, wischte sich ab und fragte: «Was ist das für eine Höhle?»

«Ach, wissen Sie das nicht?», fragte Patrick Redfern. «Sie liegt in der Feenbucht. Der Eingang ist nicht leicht zu finden. Er ist hinter einem Haufen Felsbrocken versteckt. Nicht viel mehr als ein langer, schmaler Riss. Man kann sich gerade hindurchschieben. Drinnen weitet sich

die Höhle zu einem riesigen Raum. Sie können sich vorstellen, wie begeistert wir als Jungen von dieser Höhle waren. Ein alter Fischer zeigte sie uns. Heute wissen nicht mal die Fischer mehr Bescheid. Kürzlich fragte ich einen, warum der Strand dort Feenbucht genannt wird. Er hatte keine Ahnung.»

«Ich verstehe immer noch nicht», sagte Poirot, «was für eine Fee das ist.»

«Ach, davon gibt's hier in Devonshire eine Menge», erwiderte Redfern. «Bei Sheepstor im Moor liegt auch eine Feenhöhle. Man muss dort eine Haarnadel zurücklassen, sozusagen als Geschenk für die Fee, verstehen Sie.»

Hercule Poirot nickte freundlich. «Aha, sehr interessant.»

«Im Dartmoor erzählt man sich immer noch eine Menge Feenmärchen, Geschichten über verzauberte Steinhügel und so weiter. Bauern, die nach einer durchzechten Nacht spät nach Hause kommen, behaupten sogar heute noch, dass sie von einer Fee in die Irre geführt worden seien.»

«Sie meinen, wenn sie betrunken waren?», fragte Blatt.

Redfern lächelte. «Das ist die nüchterne Erklärung, die man für so etwas hat.»

Blatt warf einen Blick auf seine Uhr. «Ich muss mich fürs Abendessen umziehen. Wenn ich ehrlich bin, Redfern, sind mir Piraten lieber als Feen.»

Nachdem Blatt verschwunden war, meinte Redfern lachend: «Na, der ist wohl auch schon einer Fee begegnet.»

Poirot bemerkte nachdenklich: «Für einen abgebrühten Geschäftsmann scheint mir Mr Blatt eine blühende Phantasie zu haben.»

«Das kommt, weil er keine richtige Erziehung gehabt hat», erwiderte Redfern. «Jedenfalls behauptet das meine

Frau. Allein schon was er liest! Nichts als Thriller und Westernromane.»

«Sie meinen, er besitzt immer noch die Mentalität eines kleinen Jungen?»

«Finden Sie nicht, Sir?»

«Nun, ich kenne ihn nicht so genau.»

«Ich auch nicht. Ich bin nur ein paarmal mit ihm gesegelt. Allerdings habe ich den Eindruck, dass er nicht gern jemand dabei hat. Am liebsten segelt er allein.»

«Das ist wirklich seltsam», antwortete Poirot. «An Land ist er das genaue Gegenteil.»

«Ich weiß. Wir haben alle ziemliche Mühe, ihm aus dem Weg zu gehen, was?»

Ein paar Minuten schwieg Poirot und betrachtete nur das fröhliche Gesicht seines Gegenübers. Plötzlich sagte er übergangslos: «Ich glaube, Mr Redfern, Sie lieben das Leben.» Redfern blickte ihn überrascht an. «Das stimmt. Warum auch nicht?»

«Ja, wirklich», pflichtete ihm Poirot bei. «Warum auch nicht. Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Lebensfreude.»

«Das ist sehr freundlich von Ihnen, Monsieur Poirot.»

«Deshalb erlaube ich mir auch, Ihnen einen Rat zu geben.»

«Ja, Sir?»

«Ich bin soviel älter als Sie, dass Sie es mir nicht übel nehmen werden. Ein sehr kluger Freund, ein hoher Polizeibeamter, sagte mal vor Jahren zu mir: ‹Hercule, mein Freund, wenn du in Frieden leben möchtest, bleib von den Frauen weg!»

«Ich fürchte, da ist es bei mir bereits zu spät, Sir», antwortete Redfern. «Ich bin verheiratet, wissen Sie.»

«Ja, das weiß ich. Ihre Frau ist entzückend, ein großartiger Mensch. Ich glaube, sie mag Sie sehr, nicht wahr?»

«Ich liebe meine Frau», entgegnete Redfern scharf.

«Ah!», rief Poirot. «Ich bin entzückt, das zu hören.»

Redferns Miene verfinsterte sich. «Sagen Sie mal, Monsieur Poirot», fragte er, «worauf wollen Sie eigentlich hinaus?»

«Les femmes!» Poirot lehnte sich zurück und schloss die Augen. «Ich kenne sie! Sie können einem das Leben sehr schwer machen. Und wie die Engländer sich benehmen, wenn sie einen Seitensprung machen, ist unfassbar! Wenn Sie schon herkommen mussten, Mr Redfern, warum, in Gottes Namen, haben Sie Ihre Frau mitgebracht?»

«Ich weiß nicht, was Sie meinen», antwortete Redfern ärgerlich.

«Sie wissen es ganz genau», sagte Poirot ruhig. «Ich bin nicht so dumm, mich mit einem verliebten Mann zu streiten. Ich möchte Sie nur warnen.»

«Sie glauben wohl, was diese Lästermäuler hier im Hotel herumerzählen? Diese Mrs Gardener, die Brewster – sie haben nichts anderes zu tun, als den ganzen Tag dazusitzen und die Leute durchzuhecheln. Nur weil eine Frau gut aussieht, zerreißen sie sie gleich in Stücke.»

Hercule Poirot erhob sich. «Sind Sie wirklich so naiv?», fragte er leise. Dann ging er hinaus.

Wütend starrte Redfern ihm nach.

Hercule Poirot trat aus dem Speisesaal und durchquerte die Halle. Die Eingangstüren standen offen, eine milde Abendbrise wehte herein. Der Regen hatte aufgehört, der Nebel war verschwunden. Es war ein herrlicher Abend.

Mrs Redfern saß an ihrem Lieblingsplatz auf den Klippen. Poirot blieb stehen und sagte: «Die Steine sind feucht. Sie sollten sich nicht hier hinsetzen. Sonst holen Sie sich noch einen Schnupfen.»

«Nein, sicher nicht. Außerdem – was spielt es schon für eine Rolle.»

«Na, na, Sie sind doch kein Kind mehr! Sie sind eine erfahrene Frau. Seien Sie vernünftig!»

«Ich versichere Ihnen, dass ich mich nie erkälte», antwortete sie kühl.

«Es war heute sehr nass. Es wehte ein heftiger Wind, es regnete, und der Nebel war so dicht, dass man kaum etwas sehen konnte. *Eh bien,* und nun? Der Nebel hat sich gelichtet, der Himmel ist klar, die Sterne leuchten. So ist nun mal das Leben, Madame.»

«Wissen Sie, was ich hier am meisten hasse?», sagte Christine mit leiser, wütender Stimme.

«Was, Madame?»

«Mitleid.» Das Wort klang wie ein Peitschenknall. Dann fuhr sie fort: «Glauben Sie, ich merke es nicht? Glauben Sie, ich weiß es nicht? Dass die Leute hinter mir hertuscheln und sagen: ‹Die arme Mrs Redfern! Die arme kleine Frau!› jedenfalls bin ich nicht klein, sondern groß. Sie sagen nur ‹klein›, weil sie mich bemitleiden. Und das ertrage ich nicht!» Vorsichtig breitete Poirot sein Taschentuch auf der Steinbank aus und setzte sich. «Da ist etwas Wahres dran», meinte er nachdenklich.

«Diese Person…», rief Christine wütend und brach ab.

«Erlauben Sie mir, dass ich Ihnen etwas sage, Madame?», fragte Poirot ernst. «Etwas, das so wahr ist wie die Sterne über uns? Die Arlena Stuarts – oder Arlena Marshalls – dieser Welt zählen nicht.»

«Unsinn!», protestierte Christine.

«Ich versichere Ihnen, es ist wahr! Ihre Herrschaft gilt nur dem Augenblick, zählt nur einen kurzen Moment. Was wirklich und allein wichtig ist, sind Güte oder Verstand.»

«Glauben Sie tatsächlich, dass die Männer sich für Güte oder Verstand interessieren?», fragte Christine verächtlich.

«Im Grunde genommen, ja», erwiderte Poirot ernst.

Christine lachte auf. «Ich bin nicht Ihrer Meinung.»

«Ihr Mann liebt Sie, Madame. Ich weiß es.»

«Wieso können Sie das wissen?»

«Doch, glauben Sie mir. Ich habe beobachtet, wie er Sie ansah.»

Da verlor sie die Fassung. Sie lehnte sich an Poirots Schulter und weinte heftig. «Ich halte es nicht mehr aus…», schluchzte sie. «Ich halte es nicht mehr länger aus…»

Poirot tätschelte ihr den Arm und meinte begütigend: «Haben Sie Geduld. Nur ein wenig Geduld.»

Sie richtete sich auf und betupfte sich mit dem Taschentuch die Augen. «Ist schon gut», sagte sie mit erstickter Stimme. «Ich fühle mich besser. Bitte, gehen Sie. Ich möchte – ich möchte allein sein.»

Poirot gehorchte. Christine blieb sitzen, während er den gewundenen Pfad zum Hotel hinunterging. Er hatte es beinahe erreicht, als er Stimmengemurmel hörte. Er trat vom Weg weg. In den Büschen war ein Spalt, durch den Poirot Arlena sehen konnte. Patrick Redfern stand neben ihr. «Ich bin verrückt nach dir – vollkommen verrückt…», sagte er mit leidenschaftlicher Stimme. «Du magst mich doch? Du magst mich doch ein wenig…»

Poirot sah Arlena Marshalls Gesicht. Es erinnerte ihn an eine schlaue zufriedene Katze. «Natürlich, mein lieber Patrick», sagte sie leise. «Ich bete dich an. Das weißt du doch.»

Ausnahmsweise zog sich Poirot jetzt von seinem Lauscherposten zurück. Er trat wieder auf den Weg und ging zum Hotel hinunter.

Plötzlich tauchte eine Gestalt neben ihm auf. Es war Captain Marshall.

«Eine herrliche Nacht, nicht wahr? Nach einem so hässlichen Tag.» Er blickte zum Himmel hoch. «Sieht aus, als gäbe es morgen schönes Wetter.»

4

Es war der 25. August. Der Morgen zog hell und wolkenlos herauf, sogar der hartnäckigste Langschläfer wäre versucht gewesen, früh aufzustehen. Im «Jolly Roger» standen verschiedene Gäste früh auf.

Es war gegen acht Uhr, als Linda, die vor ihrem Frisiertisch saß, ein kleines dickes, in Leder gebundenes Buch mit der aufgeschlagenen Seite nach unten hinlegte und ihr Gesicht im Spiegel betrachtete. Sie presste den Mund zusammen, so dass er kaum mehr als ein Strich zu sein schien, und flüsterte: «Ich tue es, ja, ich tue es!»

Sie schlüpfte aus dem Nachthemd und zog einen Badeanzug an. Sie hing sich einen Bademantel um die Schultern und band die Strandschuhe zu.

Lautlos huschte sie aus dem Zimmer. Am Ende des Ganges war eine Tür, die auf eine Außentreppe hinausführte. Über diese Außentreppe gelangte man direkt zu den Felsen unterhalb des Hotels. Ein schmaler, in den Felsen gehauener Zickzackweg mit vielen Stufen reichte von dort bis hinab zum Wasser. Viele Hotelgäste, die vor dem Frühstück rasch schwimmen wollten, benützten ihn, weil sie so schneller am Wasser waren als über den Hauptweg.

Als Linda auf die Außentreppe trat, kam ihr Vater gerade die Stufen herauf. «Du bist früh auf», bemerkte er. «Gehst du schwimmen?»

Linda nickte. Sie trennten sich, ohne noch ein Wort zu wechseln.

Doch statt die Steinstufen zum Strand hinabzugehen, bog Linda am Fuß der Außentreppe nach links, schlenderte um das Hotel herum und lief zum Damm hinunter, der die Insel mit dem Festland verband. Es war Flut, und der Damm stand unter Wasser. Aber am Steg daneben lag ein Boot, mit dem die Gäste hinübergerudert wurden. Der Mann, der sich gewöhnlich um das Boot kümmerte, war nicht zu sehen. Linda sprang ins Boot, machte es los und ruderte allein hinüber.

Auf der anderen Seite band sie es sorgfältig fest und lief den Hang hinauf; vorbei an der Hotelgarage, bis sie zu dem kleinen Laden kam.

Die Besitzerin hatte eben die Rollläden hochgezogen und fegte den Fußboden. Bei Lindas Auftauchen sagte sie erstaunt: «Na, Miss, Sie sind aber früh aufgestanden!»

Linda steckte die Hand in die Bademanteltasche und holte ein paar Geldscheine heraus. Dann machte sie ihre Einkäufe.

Als Linda wieder ihr Zimmer betrat, stand Christine Redfern vor ihr.

«Ah, da bist du ja», rief Christine. «Ich dachte nicht, dass du schon so früh auf sein würdest.»

«Ich war schwimmen», antwortete Linda.

Christine bemerkte das Päckchen in ihrer Hand und sagte erstaunt: «Heute ist die Post aber früh gekommen.»

Linda errötete. In ihrer Nervosität entglitt ihr das Päckchen und fiel auf den Boden. Der dünne Bindfaden zerriss, das Einwickelpapier ging auf, der Inhalt rollte über den Teppich.

«Wozu, in aller Welt, brauchst du Kerzen?», rief Christine. Zu Lindas Erleichterung schien Christine keine Antwort zu erwarten. Während sie gemeinsam die Gegenstände einsammelten, sagte Christine: «Ich kam, um

dich zu fragen, ob du heute Vormittag mit mir zur Möwenbucht gehst. Ich möchte dort ein bisschen zeichnen.»

Linda war von dem Vorschlag begeistert.

In den letzten Tagen hatte sie Christine Redfern mehr als einmal auf einem solchen Ausflug begleitet. Christine war keine sehr gute Malerin, aber offensichtlich fand sie in dem Vorwand, malen zu wollen, Trost für ihren verletzten Stolz, denn ihr Mann verbrachte jetzt die meiste Zeit mit Arlena Marshall.

Linda war gern mit Christine zusammen, die wenig redete, wenn sie sich auf ihre Arbeit konzentrierte. Es war beinahe so schön, als wenn man mit sich allein blieb, fand Linda. Seltsamerweise sehnte sie sich trotzdem nach Gesellschaft, gleichgültig, welcher. Es bestand so etwas wie Sympathie zwischen dem jungen Mädchen und der jungen Frau, die wahrscheinlich auf der Tatsache beruhte, dass beide dieselbe Person nicht mochten.

«Um zwölf spiele ich Tennis», sagte Christine. «Es wäre also besser, wir brechen früh auf. Passt dir halb elf?»

«Aber ja. Ich bin fertig. Dann auf bald in der Halle!»

Rosamund Darnley schlenderte nach einem späten Frühstück aus dem Esssaal in die Halle, als Linda die Treppen heruntergeschossen kam und sie beinahe über den Haufen gerannt hätte.

«Oh, entschuldigen Sie, Miss Darnley!», rief Linda.

«Ein schöner Morgen, was?», sagte Rosamund. «Nach dem schlechten Wetter von gestern kann man es kaum glauben.»

«Ja. Ich gehe mit Mrs Redfern zur Möwenbucht. Um halb elf wollten wir uns hier in der Halle treffen. Ich dachte schon, ich habe mich verspätet.»

«Nein, es ist erst fünf Minuten vor halb.»

«Ah, gut!» Linda schien ein wenig außer Atem zu sein, und Rosamund sah sie neugierig an.

«Du hast doch nicht etwa Fieber, Linda?», sagte sie.

Die Augen des Mädchens glänzten auffallend, auf ihren Wangen zeichneten sich rote Flecken ab.

«Aber nein! Ganz bestimmt nicht!»

Rosamund lächelte. «Der Tag ist so schön, dass ich zum Frühstücken aufgestanden bin. Gewöhnlich frühstücke ich im Bett. Aber heute kam ich herunter und habe mit Eiern und Schinken gekämpft wie ein Mann.»

«Heute ist es wirklich herrlich, kein Vergleich zu gestern! Die Möwenbucht ist am Morgen besonders schön. Ich werde mich gut einölen und in der Sonne braten, damit ich richtig braun werde.»

«Ja», bestätigte Rosamund, «heute Vormittag wird es in der Möwenbucht besonders angenehm sein. Dort ist es ruhiger als am Strand hier.»

«Kommen Sie doch auch hin», sagte Linda etwas schüchtern. Rosamund schüttelte den Kopf. «Es geht nicht. Ich habe ein anderes Eisen im Feuer.»

Da kam Christine Redfern die Treppe herab. Sie trug groß gemusterte Strandhosen mit weiten Beinen und eine lose Jacke aus irgendeinem dünnen grünen Stoff mit gelben Mustern. Rosamund brannte es auf der Zunge, ihr zu sagen, dass Grün und Gelb genau die Farben seien, die sie bei ihrem blassen, fast etwas blutleer wirkenden Teint nicht tragen durfte. Es ärgerte Rosamund jedes Mal, wenn sie feststellen musste, dass die Leute keinen Farbensinn besaßen.

Wenn *ich* die Frau anziehen könnte, dachte sie, würde ihr Mann bald merken, wie schön sie ist. Was für eine dumme Person Arlena auch ist, eines kann sie: Sie weiß, wie man sich anzieht. Dieses arme Geschöpf dagegen sieht aus wie ein welkes Salatblatt.

Laut sagte sie: «Na, dann viel Vergnügen. Ich gehe zum Sonnenfelsen und lese.»

Wie gewöhnlich nahm Hercule Poirot das Frühstück – Kaffee und Brötchen – auf seinem Zimmer ein. Doch der schöne Morgen verlockte ihn dazu, das Hotel früher als gewöhnlich zu verlassen. Es war erst zehn Uhr, mindestens eine halbe Stunde vor seiner üblichen Zeit, als er zur Badebucht hinunterging. Der Strand war leer – bis auf eine Person. Es war Arlena Marshall.

Sie trug ihren weißen Badeanzug und den grünen Chinesenhut und versuchte, ein weißes Holzfloß flott zu machen. Galant eilte ihr Poirot zu Hilfe, wobei seine weißen Wildlederschuhe durch und durch nass wurden.

Arlena dankte ihm mit einem verführerischen Seitenblick, wie sie ihn oft den Herren der Schöpfung zuwarf, und schwang sich hinauf. Dabei rief sie: «Monsieur Poirot?»

Poirot sprang bis knapp zu den Wellen vor. «Madame?»

«Sie tun mir doch einen Gefallen, nicht wahr?», sagte Arlena.

«Jeden!»

Sie lächelte ihn an und sagte: «Bitte, verraten Sie niemand, wo ich bin.» Ihr Blick bekam etwas Flehendes. «Immer ist jemand hinter mir her. Dieses eine Mal möchte ich allein sein.» Sie begann, energisch zu paddeln.

Während Poirot am Strand entlangging, murmelte er vor sich hin: «Ah, unglaublich! Das, zum Beispiel, kaufe ich dir nicht ab!»

Er bezweifelte, dass Arlena Stuart, wie sie mit ihrem Bühnennamen hieß, je auch nur eine Minute ihres Lebens hatte allein sein wollen. Als Mann von Welt wusste Hercule Poirot es besser. Arlena hatte zweifellos eine Verabredung, und Poirot wusste auch, mit wem. Oder viel-

mehr, er glaubte es zu wissen, denn wie sich herausstellen sollte, irrte er sich.

Gerade als das Floß um den Felsvorsprung verschwunden war, tauchte Patrick Redfern auf, dicht gefolgt von Kenneth Marshall. Sie kamen vom Hotel herunter.

Marshall nickte Poirot zu. «Morgen, Poirot! Haben Sie zufällig meine Frau hier irgendwo gesehen?»

«Ist Ihre Frau so früh aufgestanden?», fragte Poirot diplomatisch.

«Sie ist nicht in ihrem Zimmer.» Marshall blickte zum Himmel hoch. «Was für ein schöner Tag. Ich werde gleich ins Wasser gehen und schwimmen. Muss heute Vormittag noch eine Menge Briefe tippen.»

Patrick Redfern war nicht gesprächig. Schweigend blickte er den Strand hinauf und hinunter. Er setzte sich neben Poirot und schien entschlossen zu sein, so lange zu warten, bis die Dame seines Herzens erscheinen würde.

«Und Madame Redfern?», fragte Poirot. «Ist sie auch so früh aufgestanden?»

«Christine?», sagte Patrick Redfern. «Ach, sie ist zum Zeichnen losgezogen. Seit neuestem ist sie ganz scharf aufs Malen.»

Aus seiner Antwort klang Ungeduld. Offensichtlich war er mit seinen Gedanken woanders. Je länger er wartete, um so nervöser schien er zu werden. Bei jedem Schritt, den er hörte, wandte er den Kopf, um festzustellen, wer vom Hotel herunterkam. Eine Enttäuschung folgte der anderen. Zuerst tauchte Mr Gardener mit seiner Frau auf, komplett mit Strickzeug und Buch, dann Miss Brewster.

Mrs Gardener, fleißig wie eh und je, machte es sich in ihrem Stuhl bequem und begann energisch zu stricken und gleichzeitig zu reden.

«Na, Monsieur Poirot, der Strand ist heute Morgen ja so leer. Wo sind denn alle?»

Poirot antwortete, dass die Mastermans und die Cowans, zwei Familien mit halbwüchsigen Kindern, einen Segelausflug machten, der den ganzen Tag dauern würde.

«Ja, das ist wirklich ein Unterschied – wenn sie nicht hier sind und lachen und rufen. Nur einer ist im Wasser, Captain Marshall.»

Marshall schwamm ans Ufer und ging zu seinem Badetuch, das auf dem Sand lag. «Das Wasser ist herrlich!», sagte er. «Schade, dass ich soviel zu tun habe. Ich muss los und mich an die Arbeit machen.»

«Wirklich ein Jammer, Captain Marshall. An einem so schönen Tag wie heute», sagte Mrs Gardener. «War es gestern nicht fürchterlich? Ich meinte noch zu meinem Mann, wenn das Wetter so bleibt, sollten wir abreisen. Diese melancholische Stimmung drückt aufs Gemüt, wissen Sie, all der Nebel… Es wird einem richtig unheimlich. Allerdings reagiere ich immer sehr auf die Atmosphäre, die mich umgibt. Das war bei mir schon als Kind so. Manchmal hatte ich das Gefühl, ich müsste schreien und immer nur schreien. Das war für meine Eltern ziemlich anstrengend. Aber meine Mutter war eine verständnisvolle Frau, und sie sagte zu meinem Vater immer: ‹Sinclair, wenn das Kind schreien muss, dann müssen wir es schreien lassen. Zu schreien ist auch eine Art, sich auszudrücken.› Und natürlich war mein Vater ihrer Meinung. Er betete meine Mutter an und tat alles, was sie wollte. Sie verstanden sich ausgezeichnet. Ich bin sicher, dass mein Mann auch so denkt. Waren sie nicht ein bemerkenswertes Paar, Odell?»

«Ja, meine Liebe», antwortete Mr Gardener.

«Wo steckt denn Ihre Tochter heute, Captain Marshall?»

«Linda? Ich weiß es nicht. Bestimmt streunt sie irgendwo auf der Insel herum.»

«Wissen Sie, Captain Marshall, ich finde, das Mädchen sieht etwas spitz aus. Sie sollte mehr essen. Sie braucht viel Zärtlichkeit und Liebe.»

«Linda ist in Ordnung», erwiderte Kenneth Marshall trocken. Er grüßte kurz und ging in Richtung Hotel davon.

Patrick Redfern schwamm nicht. Er saß am Strand und blickte immer wieder erwartungsvoll zum Hotel hinauf. Allmählich bekam sein Gesicht einen leicht trotzigen Ausdruck.

Dann gesellte sich Miss Brewster zu ihnen, energisch und fröhlich wie immer.

Die Unterhaltung verlief ähnlich wie die am vorangegangenen Morgen. Freundliches Kläffen von Mrs Gardener, unterbrochen von Miss Brewsters kurzem dunklen Bellen.

Miss Brewster bemerkte: «Der Strand sieht so verlassen aus. Machen die andern alle Ausflüge?»

«Ich sagte noch beim Frühstück zu meinem Mann, dass wir mal nach Dartmoor fahren müssen. Es ist ziemlich nahe, die Vorstellung allein schon romantisch. Ich würde gern das Zuchthaus sehen. Es ist in Princetown, nicht wahr? Ich finde, wir sollten gleich einen Entschluss fassen, Odell. Fahren wir doch schon morgen.»

«Ja, meine Liebe», erwiderte Mr Gardener.

«Gehen Sie ins Wasser, Miss Brewster?», fragte Hercule Poirot. «Ich war schon vor dem Frühstück schwimmen. Beinahe hätte man mir den Schädel eingeschlagen: Irgendjemand warf eine Flasche aus seinem Fenster.»

«Na, das kann sehr gefährlich sein», meinte Mrs Gardener. «Ich hatte eine liebe Freundin, die einen Schädelbruch bekam, als ihr auf der Straße eine Zahnpastatube auf den Kopf fiel. Jemand hatte sie aus dem fünfunddreißigsten Stock eines Hauses geworfen. So was ist gefähr-

lich.» Mrs Gardener begann, in ihren Wöllknäueln zu kramen. «Ach, Odell, ich glaube, die hellrote Wolle ist nicht da. Sie muss in der zweiten Kommodenschublade liegen, oder vielleicht in der dritten.»

«Ja, meine Liebe.» Mr Gardener erhob sich folgsam und machte sich auf die Suche.

«Manchmal, wissen Sie», fuhr Mrs Gardener fort, «glaube ich, dass wir es heutzutage etwas zu weit treiben. Bei all den großen Entdeckungen, die man gemacht hat, und den elektrischen Wellen in der Atmosphäre – da muss es doch viel geistige Unrast geben. Ich habe das Gefühl, als sei die Zeit reif für eine neue Botschaft an die Menschheit. Ich weiß nicht, Monsieur Poirot, ob Sie sich je für die Prophezeiungen der Pyramiden interessiert haben?»

«Nein, das habe ich nicht», erwiderte Poirot.

«Nun, ich kann Ihnen versichern, dass sie äußerst interessant sind. Da Moskau genau tausend Meilen nördlich von – ja, wovon… könnte es Ninive sein? Jedenfalls, wenn Sie einen Zirkel nehmen und einen Kreis ziehen, entdecken Sie die erstaunlichsten Dinge. Und man erkennt, dass es ihnen jemand gezeigt haben muss und diese alten Ägypter nicht allein, ohne Hilfe, das entdecken konnten, was sie entdeckt haben. Und wenn man sich erst mal mit der Zahlentheorie befasst hat, dann ist es so einleuchtend, dass ich nicht begreife, wie irgendjemand auch nur für einen Augenblick an der Richtigkeit zweifeln kann.»

Mrs Gardener schwieg triumphierend, aber weder Poirot noch Miss Emily Brewster spürten das Bedürfnis, mit ihr über diesen Punkt zu debattieren.

Poirot betrachtete bedauernd seine weißen Wildlederschuhe.

«Haben Sie mit Ihren Schuhen gepaddelt, Monsieur Poirot?», fragte Miss Brewster.

«Leider. Ich war zu hastig», murmelte Poirot.

Miss Brewster beugte sich vor. «Wo ist denn unser Vamp heute Morgen?», fragte sie leise. «Sie hat sich verspätet.»

Mrs Gardener hob die Augen von ihrem Strickzeug und musterte Patrick Redfern. «Er sieht aus wie eine Gewitterwolke», bemerkte sie. «Ach Gott, ich finde, es ist ein Jammer. Ich möchte nur wissen, was Captain Marshall darüber denkt. Er ist so ein netter ruhiger Mann – sehr englisch und bescheiden. Man weiß bloß nie, was er denkt.»

Patrick Redfern erhob sich und begann, am Strand auf und ab zu laufen.

«Wie ein Tiger im Käfig», murmelte Mrs Gardener.

Drei Augenpaare beobachteten seine Wanderung. Die forschenden Blicke schienen Patrick Redfern Unbehagen zu bereiten. Er wirkte jetzt mehr als nur trotzig. Er hatte eine große Wut.

Durch die stille Morgenluft klang Glockenläuten vom Festland herüber.

«Wir haben wieder Ostwind», bemerkte Emily Brewster. «Ein gutes Zeichen, wenn man die Kirchturmuhr schlagen hören kann.»

Keiner sagte mehr etwas, bis Mr Gardener mit dem Strang hellroter Wolle zurückkam.

«Mein Gott, Odell!», rief Mrs Gardener, «wo hast du so lange gesteckt?»

«Entschuldige, meine Liebe. Aber die Wolle war nicht in der Schublade. Ich habe lange gesucht und sie dann in deinem Kleiderschrank gefunden.»

«Na, das ist sehr merkwürdig. Ich hätte schwören können, dass ich sie in die Kommodenschublade legte. Es ist wirklich ein Glück, dass ich nie als Zeuge vor Gericht aussagen musste. Ich würde mir die größten Vorwürfe

machen, wenn ich mich an irgendetwas nicht genau erinnern könnte.»

«Meine Frau ist sehr gewissenhaft», bemerkte Mr Gardener.

Etwa fünf Minuten später fragte Patrick Redfern Miss Brewster: «Rudern Sie heute Vormittag wieder? Hätten Sie was dagegen, wenn ich mitkäme?»

«Ich würde mich darüber sehr freuen», antwortete Miss Brewster herzlich.

«Rudern wir rund um die Insel», schlug Redfern vor.

Miss Brewster warf einen Blick auf ihre Uhr. «Reicht die Zeit denn aus? Ja, es ist noch nicht mal halb zwölf. Kommen Sie!»

Die beiden liefen zum Boot. Patrick Redfern nahm die Ruder. Er hatte einen kräftigen Schlag. Das Boot schoss vorwärts.

«Sehr gut», sagte Emily Brewster lobend. «Mal sehen, ob Sie das durchhalten.»

Er lachte sie an. Seine Stimmung hatte sich gebessert. «Wenn wir zurückkommen, werde ich eine Menge Blasen haben.» Er reckte den Kopf und warf das Haar zurück. «Mein Gott, was für ein schöner Tag. Wenn man einen richtigen englischen Sommertag erwischt – der ist unvergleichlich.»

«Meiner Ansicht nach ist England in jeder Beziehung unvergleichlich. Der einzige Fleck auf der Welt, wo man leben kann.»

«Da bin ich ganz Ihrer Meinung.»

Sie umrundeten die westliche Buchtspitze und ruderten unter den Klippen entlang. Patrick Redfern blickte hoch. «Ist jemand auf der Sonnenklippe? Ja, ich sehe einen Sonnenhut. Wer ist das wohl?»

«Muss Miss Darnley sein», antwortete Emily Brewster. «Sie trägt so ein flaches japanisches Ding.»

Sie ruderten weiter die Küste entlang. Zu ihrer Linken lag die offene See.

«Wir hätten anders herum rudern sollen. Jetzt haben wir die Strömung gegen uns.»

«Sie ist nicht sehr kräftig. Ich bin mal bis hierher geschwommen und habe sie nicht gemerkt. Außerdem hätten wir nicht in entgegengesetzter Richtung rudern können, weil der Damm jetzt noch nicht unter Wasser ist.»

«Natürlich. Das hängt von der Flut ab. Aber man sagt, dass es gefährlich ist, in der Feenbucht zu baden. Man soll nicht zu weit hinausschwimmen.»

Patrick ruderte kräftig weiter, wobei er die ganze Zeit über die Felsen im Auge behielt.

Er sucht nach dieser Marshall, dachte Emily Brewster plötzlich. Deshalb wollte er mitkommen. Sie ist heute Vormittag nicht aufgetaucht, und er möchte wissen, was sie treibt. Sicherlich hat sie ihn mit Absicht versetzt. Nichts als ein Schachzug – damit er noch verrückter auf sie wird.

Sie umruderten den Felsvorsprung am Südende der Bucht. Sie war ziemlich klein, mit großen Felsen, die hier und da aus dem Sand ragten. Die Bucht lag nach Nordwesten, und die Klippen hingen an mehreren Stellen weit über. Es war ein beliebter Picknickplatz. Am Morgen, wenn die Sonne nicht hinschien, war die Bucht nicht gefragt. Dann kam selten jemand her.

Heute jedoch lag eine Gestalt dort.

Patrick Redfern hörte einen Augenblick zu rudern auf. «Hallo, wer ist denn das?», fragte er in gezwungen harmlosem Ton.

«Sieht mir wie Mrs Marshall aus», entgegnete Miss Brewster trocken.

«Ja, tatsächlich», sagte Redfern, als sei ihm das gerade erst aufgefallen. Mit einem kurzen Paddelschlag änderte er den Kurs und ruderte auf den Strand zu.

«Wir wollen dort doch nicht anlegen?», protestierte Miss Brewster.

«Ach, wir haben noch Zeit genug», antwortete Redfern rasch. Sein flehender Blick erinnerte Miss Brewster an einen bettelnden Hund. Sie brachte es nicht übers Herz, weiteren Einspruch zu erheben. Sie schwieg.

Armer Kerl, den hat's aber erwischt, dachte sie. Na ja, man kann nichts dagegen tun. Mit der Zeit kommt er schon drüber weg.

Das Boot schoss auf den Strand zu.

Arlena Marshall lag mit dem Gesicht nach unten auf dem groben Sand, die Arme ausgestreckt. Das weiße Floß hatte sie neben sich aufs Trockene gezogen.

Irgendetwas beunruhigte Emily Brewster. Sie hatte das Gefühl, als blicke sie auf jemanden, den sie – genau kenne, und doch war da etwas, das nicht stimmte. Es dauerte ein paar Augenblicke, bis sie erkannte, was es war.

Arlena Marshall lag da, als würde sie sich sonnen. Miss Brewster hatte sie oft am Hotelstrand so gesehen, den gebräunten Körper wohlig ausgestreckt, den spitzen grünen Papphut auf dem Kopf, um das Haar vor der Sonne zu schützen.

Aber jetzt schien die Sonne noch nicht in die Feenbucht. Es würde noch ein paar Stunden dauern, bis sie kam. Die überhängenden Felsen machten morgens lange Schatten. Eine böse Vorahnung beschlich Miss Brewster.

Das Boot knirschte auf dem Sand. Patrick Redfern rief:

«Hallo, Arlena!»

Und dann nahm Emily Brewsters böse Vorahnung festere Formen an, denn die ausgestreckte Gestalt rührte sich nicht und antwortete auch nicht.

Emily Brewster beobachtete, wie sich Patrick Redferns Gesichtsausdruck veränderte. Er sprang aus dem Boot. Miss Brewster folgte ihm. Sie zogen es an Land, in die Nähe der Gestalt, die still und regungslos unter den Klippen lag.

Patrick Redfern war zuerst bei ihr, aber Miss Brewster folgte ihm dicht auf den Fersen.

Es war wie in einem Traum – sie sah die braunen Arme und Beine, den tiefausgeschnittenen weißen Badeanzug, die rotbraunen Locken, die unter dem grünen Hut hervorquollen. Und Miss Brewster sah noch etwas – den seltsam abgewinkelten Arm. Im selben Augenblick erkannte sie, dass die Gestalt sich nicht einfach hingelegt hatte, sondern von jemand gewaltsam in den Sand gedrückt worden war.

Sie hörte Patrick Redferns Stimme – es war nicht mehr als ein erschrockenes Flüstern. Er kniete neben der leblosen Gestalt, berührte eine Hand, einen Arm…

«Mein Gott, sie ist tot!», sagte er leise und erschauerte. Sein Blick glitt zu ihrem Nacken. «Mein Gott, sie wurde erwürgt…», stotterte er. «Ermordet…»

Es war einer jener Augenblicke, wo die Zeit stillzustehen scheint. Mit einem seltsamen Gefühl der Unwirklichkeit hörte Emily Brewster sich sagen: «Wir dürfen nichts berühren. Erst muss die Polizei kommen…»

«Nein – nein, natürlich nicht», antwortete Redfern automatisch und fügte gepeinigt hinzu: «Wer? Warum? Wer konnte so etwas tun?» Er war völlig verstört. «Sie kann doch nicht – sie kann doch nicht ermordet worden sein. Nein, das ist nicht wahr!»

Emily Brewster schüttelte nur den Kopf. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie hörte, wie er tief Luft holte.

Dann stöhnte er mit unterdrückter Wut: «Mein Gott, wenn ich den gemeinen Kerl in die Finger kriege…»

Emily Brewster kroch es kalt den Rücken hinauf. Im Geist sah sie den Mörder hinter irgendeinem Felsen lauern. Dann sagte sie nachdrücklich: «Wer es auch getan hat – er ist bestimmt nicht mehr hier. Wir müssen die Polizei holen. Eigentlich», sie zögerte, «eigentlich sollte einer von uns bei der Toten bleiben.»

«Ich bleibe bei ihr», sagte Redfern.

Emily Brewster stieß einen erleichterten Seufzer aus. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die zugaben, dass sie Angst hatten, aber insgeheim war sie froh, dass sie nicht allein in der Bucht bleiben musste. Schließlich bestand immer noch die schwache Möglichkeit, dass der Täter noch in der Nähe war.

«Gut», sagte sie. «Ich mache so schnell, wie ich kann. Ich nehme das Boot. Die Leitern hochzuklettern ist mir zu riskant. In Leathercombe gibt's ein Revier.»

«Ja, ja, tun Sie, was Sie für richtig halten», murmelte Redfern mechanisch.

Während Miss Brewster eilig vom Strand wegruderte, beobachtete sie, wie sich Redfern neben der Toten in den Sand warf und den Kopf in den Händen vergrub. Es lag etwas so Trostloses in seiner Haltung, dass sie unwillkürlich Mitleid mit ihm hatte. Er war wie ein Hund, der bei seinem toten Herrn Wache hielt. Trotzdem regte sich ihr gesunder Menschenverstand.

Was Besseres konnte ihm gar nicht passieren, überlegte sie sachlich. Ihm und seiner Frau – und auch Marshall und seiner Tochter. Aber vermutlich sieht er die Sache anders, der arme Teufel.

Emily Brewster war eine Frau, die auch in einem Notfall einen klaren Kopf behielt.

5

Inspektor Colgate wartete darauf, dass der Polizeiarzt die Untersuchung der Leiche beendete. Patrick Redfern und Emily Brewster standen ein paar Schritte hinter ihm. Schließlich erhob sich Dr. Neasdon mit einer schnellen, geschickten Bewegung von den Knien und sagte:

«Erwürgt – und das von einem Paar ganz schön kräftiger Hände. Offensichtlich hat sie nicht viel unternommen, um sich zu wehren. Sie war wohl zu überrascht. Hm – eine scheußliche Sache.»

Emily Brewster hatte nur einen kurzen Blick auf die Tote geworfen und sich dann abgewandt. Was für ein entsetzlich verzerrtes, rotes Gesicht!

«Wie steht's mit der Tatzeit?», fragte Inspektor Colgate.

«Kann ich, ohne mehr von ihr zu wissen, nicht sagen», antwortete Neasdon etwas ärgerlich. «Eine Menge von Faktoren spielen dabei eine Rolle. Mal sehen – jetzt ist es Viertel vor eins. Wann haben Sie sie gefunden?»

Patrick Redfern, an den sich der Arzt mit seiner Frage gewandt hatte, erwiderte: «Irgendwann vor zwölf Uhr. Ich weiß es nicht genau.»

«Aber ich weiß es», sagte Emily Brewster. «Es war genau Viertel vor zwölf, als wir die Tote fanden.»

«Aha! Und Sie kamen mit dem Boot. Wie spät war es, als Sie sie am Strand entdeckten?»

Emily Brewster überlegte kurz. «Ich glaube, wir kamen fünf oder sechs Minuten früher um die Felsenspitze.» Sie

warf Redfern einen fragenden Blick zu. «Sind Sie nicht auch der Meinung?»

«Ja – ja, ungefähr um diese Zeit», erwiderte er unsicher.

«Ist das der Ehemann?», fragte Neasdon den Inspektor leise. «Ach so, ich verstehe. Hielt es aber für möglich. Es scheint ihn doch ziemlich mitzunehmen.»

Mit lauter Stimme sagte er: «Einigen wir uns auf zwanzig Minuten vor zwölf. Viel früher kann sie nicht umgebracht worden sein. Frühestens um elf – oder sagen wir, Viertel vor elf.» Der Inspektor schloss sein Notizbuch mit einem lauten Knall. «Danke», sagte er. «Das dürfte uns ein großes Stück weiterhelfen. Die Zeitspanne ist damit sehr begrenzt. Alles zusammen weniger als eine Stunde.»

Er wandte sich an Miss Brewster. «Nun, ich glaube, soweit ist alles klar. Sie sind Miss Emily Brewster, und dies ist Mr Patrick Redfern. Sie wohnen beide im Jolly Rogen, wo auch die Tote wohnte. Sie identifizierten sie als die Frau eines gewissen Captain Marshall.»

Emily Brewster nickte.

«Dann sollten wir uns zum Hotel begeben», sagte der Inspektor. Er nickte einem Polizisten zu. «Hawkes, Sie bleiben hier und lassen niemand in die Nähe. Ich schicke Ihnen Phillips her.»

«Beim Teufel!», rief Oberst Weston. «Was für eine Überraschung, dass ich Sie hier treffe!»

Hercule Poirot begrüßte den Polizeichef ebenso erfreut und meinte dann: «Ja, es ist viele Jahre her seit damals, als die Geschichte in St. Loo passierte.»

«Ich habe sie aber nicht vergessen», entgegnete Weston. «Es war die größte Überraschung, die ich je erlebt habe. Worüber ich mich nie beruhigen werde, ist die Sache mit

der Beerdigung. Da haben Sie mich ganz schön reingelegt. Absolut unorthodoxe Methoden. Phantastisch!»

«Trotzdem, *mon Colonel»,* sagte Poirot. «Wir erreichten, was wir wollten.»

«Hm, schon. Aber ich möchte behaupten, dass wir es auch auf die übliche Art und Weise geschafft hätten.»

«Möglich», meinte Poirot diplomatisch.

«Und jetzt stecken Sie wieder mitten in einem Mordfall!», sagte der Polizeichef. «Schon irgendwelche Ideen?»

«Nichts Genaues», erwiderte Poirot zögernd. «Aber sehr interessant.»

«Werden Sie uns helfen?»

«Wenn Sie es erlauben – gern.»

«Mein lieber Freund, ich freue mich. Ich weiß noch nicht genug über den Fall, um entscheiden zu können, ob wir Scotland Yard einschalten müssen oder nicht. Auf den ersten Blick sieht es so aus, als ob unser Mörder nicht weit zu suchen ist. Andererseits sind alle Leute hier Fremde, Hotelgäste. Wenn wir mehr über sie und ihre Motive herausfinden wollen, müssen wir in London nachfragen.»

«Ja, da haben Sie Recht», sagte Poirot.

«Als erstes», begann Weston, «müssen wir feststellen, wer die Tote zuletzt lebend gesehen hat. Das Zimmermädchen brachte ihr um neun das Frühstück. Das Mädchen am Empfang sah sie durch die Halle gehen. Das war gegen zehn.»

«Mein Freund», sagte Poirot, «ich fürchte, ich bin der Mann, nach dem Sie suchen.»

«Sie haben sie heute Vormittag auch gesehen? Wann?»

«Um fünf Minuten nach zehn. Ich half ihr, mit dem Floß loszupaddeln. Unten in der Badebucht.»

«Und sie schwamm damit los?»

«Ja.»

«Allein?»

«Ja.»

«Beobachteten Sie, in welche Richtung sie paddelte?»

«Rechts um den Landvorsprung.»

«In Richtung der Feenbucht, nicht wahr?»

«Ja.»

«Und wie viel Uhr war es da?»

«Ich würde sagen, dass sie um Viertel nach zehn loszog.»

Weston überlegte. «Das passt genau», meinte er dann. «Wie lange brauchte sie Ihrer Meinung nach bis zur Feenbucht?»

«Ach, ich bin kein Fachmann. Ich segle nicht und mag auch keine Flöße oder Luftmatratzen. Vielleicht eine halbe Stunde?»

«Das ist auch meine Schätzung», antwortete der Oberst. «Sie hatte es sicherlich nicht eilig. Also, wenn sie dort gegen Viertel vor elf ankam, passt alles zusammen.»

«Was für eine Todeszeit hat der Arzt genannt?»

«Ah, Neasdon legt sich da nicht fest. Er ist ein vorsichtiger Bursche. Viertel vor elf, meint er, ist das früheste.»

Poirot nickte. «Ich möchte noch einen anderen Punkt erwähnen. Bevor sie lospaddelte, bat mich Mrs Marshall, niemand zu verraten, dass ich sie gesehen hätte.»

Weston starrte ihn nachdenklich an. «Hm, das scheint mir sehr bezeichnend zu sein.»

«Ja», murmelte Poirot, «das finde ich auch.»

Weston zupfte an seinen Schnurrbartenden. «Hören Sie, Poirot», sagte er dann. «Sie sind doch ein Mann von Welt. Was für eine Frau war Mrs Marshall Ihrer Meinung nach?» Ein flüchtiges Lächeln huschte über Poirots Ge-

sicht. «Haben Sie den Klatsch noch nicht gehört?», fragte er.

«Ich weiß, was die Frauen über sie reden», erwiderte der Polizeichef trocken. «Das ist immer so. Aber wie viel Wahrheit steckt dahinter? Hatte sie tatsächlich mit diesem Burschen Redfern ein Verhältnis?»

«Zweifellos.»

«Er folgte ihr hinunter zum Strand?»

«Es besteht Anlass, das zu glauben.»

«Und der Ehemann? Wusste Bescheid? Wie stellt er sich dazu?»

«Es ist nicht leicht zu beurteilen», sagte Poirot zögernd, «was Captain Marshall denkt oder fühlt. Er gehört zu den Männern, die ihre Gefühle nicht zeigen.»

«Trotzdem kann er welche haben», entgegnete Weston scharf.

Poirot nickte wieder. «O ja, natürlich. Sicherlich ist er nicht aus Stein.»

Bei seinem Gespräch mit Mrs Castle benahm sich der Polizeichef so taktvoll, wie es ihm möglich war.

Mrs Castle war die Besitzerin des «Jolly Roger», eine Frau um die Vierzig mit üppigem Busen, rostrotem Haar, das sie mit Henna färbte, und einer gedehnten Sprechweise, die beinahe beleidigend wirkte.

«Dass so etwas in meinem Hotel passieren musste!», rief sie. «Es war immer das ruhigste Fleckchen, das man sich vorstellen konnte! Die Leute, die herkommen, sind alle so reizend! Nie gab es Schwierigkeiten, wenn Sie wissen, was ich meine! Nicht wie in den großen Hotels von St. Loo.»

«Ganz recht, Mrs Castle», sagte Oberst Weston. «Aber so etwas kommt in den besten Familien – hm – kann überall passieren.»

«Ich bin sicher, dass Inspektor Colgate für mich bürgt», sagte Mrs Castle und sandte dem Inspektor einen Hilfe suchenden Blick. Der Inspektor saß aufrecht da und wirkte sehr amtlich.

«Was die Ausschankzeiten betrifft, so bin ich da immer sehr genau gewesen. Keine Unregelmäßigkeiten!»

«Schon gut», sagte Weston. «Wir machen Ihnen doch keine Vorwürfe, Mrs Castle. Wir haben nichts zu beanstanden. In keiner Beziehung.»

«Aber es wirft doch einen Schatten auf das Hotel», rief Mrs Castle, und ihr üppiger Busen hob und senkte sich vor Aufregung. «Wenn ich nur an die lärmenden neugierigen Menschenmassen denke. Natürlich haben nur die Hotelgäste Zutritt zur Insel – trotzdem werden Neugierige kommen und vom Festland aus auf uns zeigen!» Sie erschauerte.

Inspektor Colgate sah eine Chance, dem Gespräch eine günstigere Wendung zu geben. «Da wir gerade davon sprechen», sagte er. «Ich meine, dass nur die Hotelgäste sich auf der Insel aufhalten dürfen. Wie schaffen Sie es, die andern fern zu halten?»

«Da bin ich sehr streng!»

«Ja, schon, aber wie machen Sie das? Was hält die Leute ab, die Insel zu betreten? Im Sommer überfallen die Touristen die Gegend wie die Heuschrecken!»

Mrs Castle zuckte leicht die Achseln. «Daran sind die Ausflugsbusse schuld. Ich habe einmal achtzehn Stück gezählt, die am Kai von Leathercombe standen. Achtzehn Busse!»

«Gut, gut. Aber wie hindern Sie die Leute daran, auf die Insel zu kommen?»

«Es gibt Warntafeln. Und natürlich sind wir zur Flutzeit vom Festland abgeschnitten.»

«Und bei Ebbe?»

Mrs Castle erklärte den Sachverhalt. Zwischen Insel und Dammende befand sich ein Tor. Daran war eine Tafel befestigt: «Zugang nur zum Hotel. Privatgrundstück.» Die Felsen zu beiden Seiten des Tores waren sehr steil. Man konnte sie nicht hinaufklettern.

«Aber jeder kann sich ein Boot nehmen, um die Insel rudern und irgendwo an Land gehen», stellte Colgate fest. «Niemand kann sie daran hindern. Das Küstenvorland ist öffentlich. Sie, Mrs Castle, haben keine rechtliche Handhabe, es den Touristen zu verwehren, sich auf den Teil des Strandes zu legen, der bei Ebbe nicht unter Wasser ist.»

Aber das geschah offenbar sehr selten. Zwar konnte man in Leathercombe Boote mieten, aber schon bis zur Insel selbst war es ein gutes Stück zu rudern, und außerdem gab es genau vor dem Hafen eine starke Gegenströmung.

Auch in der Möwenbucht und in der Feenbucht standen Warnschilder neben der Leiter. Mrs Castle fügte hinzu, dass entweder George oder William immer auf den Badestrand aufpassten, der gegenüber dem Festland lag.

«Wer sind George und William?»

«George kümmert sich um die Badebuchten. Er hält die Strände und Boote in Ordnung. William ist der Gärtner. Er pflegt die Tennisplätze, bessert die Wege aus und so weiter.»

«Na, das wäre wohl klar», mischte sich Oberst Weston ein. Er wurde ungeduldig. «Es steht also fest, dass ein Fremder auf die Insel gelangen kann, aber es ist riskant. Er würde vermutlich gesehen. Wir werden uns nachher sofort mit George und William unterhalten.»

«Ich halte nicht viel von Tagesausflüglern», erklärte Mrs Castle. «Sie sind nur laut und lassen Orangenschalen und leere Zigarettenschachteln auf dem Damm und unten bei den Felsen zurück. Trotzdem hätte ich nie gedacht, dass

einer von ihnen ein Mörder ist. Mein Gott, was für eine schreckliche Geschichte. Ich finde keine Worte! Eine Dame wie Mrs Marshall wurde ermordet! Und was so schrecklich ist, sie wurde – sie wurde erwürgt…»

Mrs Castle brachte es beinahe nicht über sich, das Wort auszusprechen.

«Ja, eine scheußliche Geschichte», bemerkte Inspektor Colgate in dem Versuch, sie etwas zu beruhigen.

«Und dann die Zeitungen! Mein Hotel kommt in die Zeitungen!»

Colgate grinste schwach und sagte: «Na, in gewisser Weise ist das auch Reklame.»

Mrs Castle straffte sich. Ihr Busen wogte, eine Korsettstange knackte. «Das ist nicht die Art von Publicity, die ich schätze», erklärte sie eisig.

Weston eilte dem Inspektor zu Hilfe. «Also, Mrs Castle, Sie haben die vollständige Gästeliste da, um die ich Sie bat?»

«Ja, Sir.»

Oberst Weston vertiefte sich ins Hotelregister. Dann blickte er Poirot an, der als vierter bei der Gruppe im Direktionsbüro saß. «Sicherlich könnten Sie uns dabei helfen», sagte er. «Was ist mit den Angestellten?»

Mrs Castle reichte ihm ein Blatt Papier, auf dem die Namen notiert waren. «Ich habe vier Zimmermädchen, einen Oberkellner, drei Kellner und den Barmixer Henry. William putzt Schuhe und Stiefel. In der Küche arbeitet ein Koch mit zwei Hilfen.»

«Was sind das für Leute?»

«Nun, Sir, Albert, der Oberkellner, kommt aus dem ‹Vincent› in Plymouth. Dort arbeitete er mehrere Jahre. Die drei Kellner sind schon seit drei Jahren hier, einer sogar schon seit vier. Es sind nette, tüchtige Kerle und über jeden Verdacht erhaben. Henry ist dabei, seit ich das

Hotel aufgemacht habe. Er ist so etwas wie eine Institution.»

Weston nickte. «Die Angestellten scheinen in Ordnung zu sein», sagte er zu Colgate. «Sie lassen sie natürlich noch überprüfen. Vielen Dank, Mrs Castle.»

«Ist das alles, was Sie wissen wollen?»

«Im Augenblick, ja.»

Mrs Castle verließ raschelnd das Zimmer.

«Jetzt sollten wir vor allem mit Captain Marshall sprechen», sagte Weston.

Kenneth Marshall saß ruhig da und beantwortete alle Fragen mit anscheinender Gelassenheit. Abgesehen von einem etwas harten Zug um den Mund, wirkte er völlig unberührt. Das helle Sonnenlicht fiel durch das Fenster auf ihn und unterstrich noch den Eindruck, dass er ein gut aussehender Mann war. Er hatte ebenmäßige Züge, klare blaue Augen und einen energischen Mund. Seine Stimme war tief und angenehm.

«Ich verstehe sehr gut, Captain Marshall, was für ein Schock es für Sie gewesen ist. Doch Sie begreifen sicherlich, dass ich so schnell wie möglich genaue Informationen haben muss.»

Marshall nickte. «Das verstehe ich sehr gut. Fragen Sie nur.»

«Mrs Marshall war Ihre zweite Frau?»

«Ja.»

«Und wie lange sind Sie verheiratet?»

«Knapp vier Jahre.»

«Wie hieß sie vor ihrer Heirat?»

«Helen Stuart. Ihr Künstlername Arlena Stuart.»

«Sie war Schauspielerin?»

«Sie spielte in Revuen und Musicals.»

«Nach der Heirat gab sie ihre Bühnenkarriere auf?»

«Nein, sie machte weiter. Erst vor etwa eineinhalb Jahren hörte sie auf.»

«Gab es dafür einen besonderen Grund?»

Kenneth Marshall schien zu überlegen. «Nein», sagte er schließlich. «Sie erklärte, sie habe das Ganze satt.»

«Es war nicht – hm –, weil Sie es wünschten?»

Marshall zog die Augenbrauen hoch. «O nein.»

«Sie hatten nichts dagegen, dass sie nach der Eheschließung weiterspielte?»

Marshall lächelte leicht. «Mir wäre es lieber gewesen, wenn sie aufgehört hätte – das schon. Aber ich habe es nicht so wichtig genommen.»

«Es gab deswegen keine Unstimmigkeiten mit Ihrer Frau?»

«Gewiss nicht. Meine Frau konnte tun und lassen, was sie wollte.»

«Und – Ihre Ehe war glücklich?»

«Natürlich», antwortete Marshall kühl.

Oberst Weston schwieg eine Weile. Dann meinte er: «Captain Marshall, haben Sie eine Vorstellung, wer Ihre Frau getötet haben könnte?»

Die Antwort kam ohne das geringste Zögern. «Absolut keine.»

«Hatte Ihre Frau Feinde?»

«Das ist möglich.»

«Wie bitte?»

«Verstehen Sie mich nicht falsch», sagte Marshall hastig. «Meine Frau war Schauspielerin. Und sie sah glänzend aus. Beides zusammen erregte bis zu einem gewissen Grad Eifersucht und Neid. Es gab Aufregung wegen die-

ser oder jener Rolle, Rivalität mit Kolleginnen, es herrschte ziemlich viel allgemeiner Neid, Missgunst und Unfreundlichkeit. Was aber nicht bedeutet, dass irgendjemand fähig gewesen wäre, sie vorsätzlich umzubringen.»

Zum ersten Mal mischte sich Hercule Poirot ein. «Damit meinen Sie doch wohl, Monsieur, dass ihre Feinde fast nur oder ausschließlich Frauen waren?»

Kenneth Marshall sah ihn an. «Ja», antwortete er. «Das meine ich.»

«Kennen Sie einen Mann, der etwas gegen sie hatte?», fragte der Polizeichef.

«Nein.»

«Kannte sie irgendwelche Gäste hier im Hotel von früher?»

«Soviel ich weiß, hatte sie Mr Redfern schon einmal getroffen – bei irgendeiner Cocktailparty. Sonst niemand.»

Weston schwieg eine Weile. Er schien zu überlegen, ob er dieses Thema weiterverfolgen sollte. Dann entschloss er sich, es nicht zu tun.

«Wir kommen jetzt zum heutigen Vormittag», sagte er. «Wann haben Sie Ihre Frau zum letzten Mal gesehen?»

Marshall zögerte kurz. «Ich schaute bei ihr hinein, ehe ich zum Frühstück hinunterging», erwiderte er dann.

«Entschuldigen Sie die Frage: Sie haben getrennte Zimmer?»

«Ja.»

«Wann war das?»

«Es muss gegen neun Uhr gewesen sein.»

«Was tat sie da?»

«Sie riss einen der Briefe auf, die sie bekommen hatte.»

«Sagte sie etwas Besonderes?»

«Nichts Wichtiges. Nur ‹guten Morgen›, und was für ein schöner Tag es sei und Ähnliches.»

«Wie benahm sie sich? Anders als sonst?»

«Nein, völlig normal.»

«Sie wirkte nicht aufgeregt oder deprimiert oder wütend?»

«Das ist mir nicht aufgefallen.»

«Erwähnte sie, was in den Briefen stand, die sie erhalten hatte?», fragte Poirot dazwischen.

Wieder erschien ein schwaches Lächeln auf Marshalls Gesicht. «Soweit ich mich erinnere, sagte sie, es seien alles Rechnungen.»

«Ihre Frau frühstückte im Bett?»

«Ja.»

«Tat sie das immer?»

«Immer.»

«Wann kam sie gewöhnlich herunter?», fragte Poirot.

«So zwischen zehn und elf – meistens kurz vor elf.»

«Wenn sie um zehn heruntergekommen wäre, hätte Sie das überrascht?»

«Ja. Sie erschien selten so früh.»

«Aber heute tat sie es. Was war der Grund, Captain Marshall?»

«Ich habe nicht die geringste Ahnung», entgegnete Marshall gelassen. «Vielleicht war das Wetter daran schuld – ein so schöner Tag…»

«Haben Sie sie gesucht?»

Marshall bewegte sich leicht in seinem Sessel. «Nach dem Frühstück ging ich zu ihr. Aber das Zimmer war leer. Darüber war ich etwas erstaunt.»

«Und dann liefen Sie zum Strand hinunter und fragten mich, ob ich Ihre Frau gesehen hätte?»

«Hm – ja», erwiderte Marshall und fügte etwas anzüglich hinzu: «Und Sie erzählten mir, Sie hätten sie nicht gesehen.»

Der unschuldige Blick in Poirots Augen verschwand nicht. Nachdenklich streichelte er seinen prächtigen Schnurrbart. «Hatten Sie einen bestimmten Grund, warum Sie wissen wollten, wo Ihre Frau war?», fragte Weston.

Marshalls Blick wanderte zum Polizeichef. «Nein», sagte er. «Ich wollte einfach nur wissen, wo sie steckte, das ist alles.» Weston legte wieder eine Pause ein. Er verrückte seinen Stuhl etwas und fragte dann mit einem etwas härteren Unterton: «Eben sagten Sie, Captain Marshall, dass Ihre Frau und Mr Redfern sich schon einmal begegnet seien. Wie gut kannte Ihre Frau ihn?»

«Haben Sie etwas dagegen, wenn ich rauche?», fragte Kenneth Marshall. Er klopfte seine Taschen ab. «Verdammt, ich habe meine Pfeife verlegt.»

Poirot bot ihm eine Zigarette an, die Marshall nicht ablehnte. Während er sie sich anzündete, sagte er: «Sie fragten mich nach Redfern. Meine Frau erzählte mir, dass sie ihn auf irgendeiner Cocktailparty getroffen habe.»

«Er war also nicht mehr als ein oberflächlicher Bekannter?»

«Ich glaube, ja.»

«Seitdem…» Der Polizeichef zögerte. «Soviel ich hörte, hatte sich diese Bekanntschaft zu einer engeren Beziehung entwickelt.»

«Das haben Sie also gehört?», entgegnete Marshall scharf. «Wer hat Ihnen das erzählt?»

«Es ist im Hotel allgemein bekannt.»

Für einen kurzen Augenblick schweiften Marshalls Augen zu Hercule Poirot. «Hotelklatsch ist gewöhnlich

nichts weiter als ein Haufen Lügen», sagte er mit unterdrücktem Ärger.

«Möglich. Aber ich habe erfahren, dass Mr Redfern und Ihre Frau Gründe für derartigen Klatsch lieferten.»

«Was für Gründe?»

«Sie waren ständig zusammen.»

«Ist das alles?»

«Sie streiten doch nicht ab, dass es so war?»

«Vielleicht stimmt es. Ich habe es nicht bemerkt.»

«Sie hatten nichts gegen die Freundschaft Ihrer Frau mit Mr Redfern?»

«Es war nicht meine Gewohnheit, das Benehmen meiner Frau zu kritisieren.»

«Sie haben nicht dagegen protestiert?»

«Gewiss nicht.»

«Auch nicht, als sich die Geschichte zu einem Skandal auszuwachsen drohte und es zwischen Mr Redfern und seiner Frau zu immer größeren Missstimmungen kam?»

«Ich kümmere mich um meine eigenen Angelegenheiten», erklärte Marshall kühl, «und erwarte, dass das die andern Leute auch tun. Ich höre nicht auf Klatsch und Tratsch.»

«Sie bestreiten doch nicht, dass Mr Redfern Ihre Frau bewunderte?»

«Vermutlich tat er das. Die meisten Männer bewunderten sie. Sie war eine sehr schöne Frau.»

«Aber Sie waren überzeugt, dass die Sache keine Bedeutung hatte?»

«Es wäre mir nicht im Traum eingefallen, etwas anderes zu denken.»

«Angenommen, wir haben Zeugen, die beweisen können, dass die beiden auf höchst vertrautem Fuß miteinander standen?»

Wieder wanderten die kühlen blauen Augen zu Hercule Poirot. Wieder huschte ein Ausdruck der Abneigung über das gewöhnlich so bewegungslose Gesicht.

«Wenn Sie diesen Geschichten glauben wollen, dann glauben Sie ihnen eben. Meine Frau ist tot und kann sich nicht mehr verteidigen.»

«Meinen Sie damit, dass Sie persönlich ihnen nicht glauben?»

Zum ersten Mal glänzte es feucht auf Marshalls Stirn. «Ich halte nichts davon, nein.» Dann fügte er hinzu: «Sind Sie nicht ein gutes Stück vom Kern der Sache abgekommen? Was ich glaube oder nicht glaube, dürfte kaum eine Rolle spielen, wenn es um einen klaren Fall von Mord geht.»

Bevor irgendjemand etwas antworten konnte, sagte Hercule Poirot rasch: «Sie sehen die Sache nicht richtig, Captain Marshall. So etwas wie einen klaren Fall von Mord gibt es nicht. In neun von zehn Fällen hängt der Mord mit dem Charakter und den Lebensumständen der ermordeten Person zusammen. Eben weil das Opfer eine Person mit diesen oder jenen Eigenschaften war, wurde er oder sie getötet. Bis wir nicht genau wissen, was für ein Mensch Arlena Marshall war, können wir auch nicht abschätzen, was für eine Art von Person sie umgebracht hat. Und das ist der Grund, warum wir diese Fragen stellen müssen.»

Marshall wandte sich an den Polizeichef und fragte: «Ist das auch Ihre Meinung?»

Weston schwankte etwas. «Nun, bis zu einem gewissen Grad», begann er zögernd. «Bis zu einem gewissen Grad würde ich sagen…»

Marshall lachte auf. «Ich dachte mir schon, dass Sie damit nicht einverstanden sind. Dieser Unsinn über Charakter und solches Zeug ist Poirots Spezialität.»

«Zumindest können Sie sich beglückwünschen, dass Sie sich nicht die Mühe gemacht haben, mir zu helfen!», bemerkte Poirot.

«Was meinen Sie damit?»

«Was haben Sie uns über Ihre Frau denn schon verraten? Eigentlich gar nichts. Sie haben uns nur erzählt, was jeder selbst feststellen kann. Dass sie schön war und bewundert wurde. Mehr nicht.»

Kenneth Marshall zuckte die Achseln. «Sie sind verrückt», sagte er nur. Er blickte wieder zum Polizeichef. «Noch etwas, Sir, das Sie mich fragen möchten?»

«Ja, Captain Marshall. Ich würde gern wissen, was Sie heute Vormittag gemacht haben.»

Kenneth Marshall nickte. Offensichtlich hatte er das erwartet. «Wie gewöhnlich frühstückte ich gegen neun Uhr unten im Speisesaal und las die Zeitung. Ich erzählte Ihnen bereits, dass ich danach in das Zimmer meiner Frau ging und sie nicht da war. Ich lief zum Strand hinunter, entdeckte Monsieur Poirot und fragte ihn, ob er sie gesehen habe. Dann schwamm ich eine Runde und kehrte zum Hotel zurück. Da muss es ungefähr – warten Sie mal – ja, da muss es etwa zwanzig Minuten vor elf gewesen sein. Ja, das stimmt. Ich warf einen Blick auf die Uhr in der Halle. Ich ging wieder auf mein Zimmer, aber das Mädchen war noch nicht fertig. Ich bat sie, sich zu beeilen. Ich wollte ein paar Briefe schreiben, die wichtig waren. Ich ging wieder hinunter und wechselte ein paar Worte mit Henry, dem Barmixer. Um zehn Minuten vor elf ging ich wieder hinauf und tippte meine Briefe. Das dauerte bis zehn Minuten vor zwölf. Dann zog ich mich zum Tennisspielen um, weil ich für zwölf Uhr zum Spie-

len verabredet war. Wir hatten den Platz am Vortag bestellt.»

«Wer wir?»

«Mrs Redfern, Miss Darnley, Mr Gardener und ich. Ich war pünktlich auf dem Platz. Miss Darnley und Mr Gardener warteten bereits. Mrs Redfern erschien ein paar Minuten später. Wir spielten eine Stunde lang. Als wir danach ins Hotel zurückkehrten, erfuhr ich – erfuhr ich es.»

«Vielen Dank, Captain Marshall. Es ist eine reine Formsache, wenn ich Sie frage, ob irgendjemand bestätigen kann, dass Sie auf Ihrem Zimmer waren und zwischen zehn Minuten vor elf bis zehn Minuten vor zwölf getippt haben?»

Kenneth Marshall antwortete spöttisch: «Sie glauben wohl, ich hätte meine Frau selbst umgebracht? Warten Sie mal. Das Zimmermädchen war beim Aufräumen. Sie muss die Schreibmaschine gehört haben. Und da sind auch noch die Briefe. Bei all der Aufregung habe ich vergessen, sie aufzugeben. Ich würde meinen, dass sie als Beweismaterial durchaus glaubwürdig sind.»

Er holte drei Briefe aus seiner Tasche. Sie waren alle adressiert, aber ohne Marke. «Eigentlich sind sie streng vertraulich, aber wenn es um Mord geht, ist man wohl gezwungen, auf die Diskretion der Polizei zu bauen. Sie enthalten Listen mit Zahlen und finanzielle Berechnungen. Wenn Sie sie von einem Ihrer Leute abtippen lassen, werden Sie sicher feststellen, dass es in weniger als einer Stunde kaum zu schaffen ist.» Er schwieg eine Weile. «Sind Sie jetzt zufrieden?», fragte er dann.

«Es ist nicht, weil wir Sie verdächtigen», antwortete Weston glatt. «Wir bitten jeden auf dieser Insel, Rechenschaft darüber zu geben, wo er in der fraglichen Zeit zwischen Viertel vor elf und zwanzig Minuten vor zwölf gewesen ist.»

«Ich verstehe», sagte Marshall.

«Noch eine Frage, Captain Marshall. Wissen Sie, wie Ihre Frau über das Vermögen verfügte, das sie besaß?»

«Sie meinen, ob sie ein Testament gemacht hat? Das glaube ich nicht.»

«Aber Sie sind nicht sicher?»

«Ihre Anwälte waren Barkett, Markett & Applegood in London, Bedford Square. Die kümmerten sich um alle ihre Verträge und so weiter. Ich bin ziemlich sicher, dass sie nie ein Testament gemacht hat. Einmal meinte sie, dass sie davor Angst habe.»

«In diesem Fall, wenn sie also keine Verfügungen getroffen hat, sind Sie als ihr Mann der Alleinerbe.»

«Vermutlich.»

«Hatte sie Angehörige?»

«Glaube ich nicht. Und wenn doch, dann hat sie sie nie erwähnt. Ich weiß, dass ihre Eltern starben, als sie noch ein Kind war. Geschwister hatte sie keine.»

«Wie dem auch sei – ich nehme an, dass sie nicht sehr viel besaß?»

«Im Gegenteil», antwortete Marshall kalt. «Vor zwei Jahren starb Sir Robert Erskine, ein alter Freund von ihr, und hinterließ ihr fast sein ganzes Vermögen. Es belief sich, wenn ich mich recht erinnere, auf etwa fünfzigtausend Pfund.»

Inspektor Colgate schaute auf. Eine gewisse Wachsamkeit trat in seine Augen. Bis jetzt hatte er geschwiegen. Nun fragte er: «Dann war Ihre Frau also sehr reich?»

Kenneth Marshall zuckte mit den Achseln. «Das nehme ich an.»

«Und Sie behaupten immer noch, dass kein Testament existiert?»

«Fragen Sie doch die Anwälte. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es keines gibt. Sie hielt es für ein böses Omen.»

Keiner sagte etwas. Schließlich fragte Marshall: «Ist das alles?»

Weston nickte. «Ich glaube, ja – was, Colgate? Captain Marshall, ich möchte Ihnen noch einmal mein herzliches Beileid zu Ihrem schmerzlichen Verlust aussprechen.»

Marshall schloss kurz die Augen. «Oh – vielen Dank», sagte er knapp und ging hinaus.

Die drei Männer sahen sich an. «Ein eiskalter Bursche», stellte Weston fest. «Gab sich keine Blöße, was? Was halten Sie von ihm, Colgate?»

Der Inspektor schüttelte den Kopf. «Schwer zu sagen. Er gehört nicht zu den Leuten, die zeigen, was sie denken. Genau die Sorte, die auch im Zeugenstand einen schlechten Eindruck macht, und trotzdem ist es unfair, sie so negativ einzuschätzen. Manchmal sind diese Typen völlig durcheinander und können es nur nicht zeigen. Genau diese Haltung hat die Geschworenen zum Beispiel veranlasst, Wallace schuldig zu sprechen. Es lag nicht am Beweismaterial. Sie konnten einfach nicht glauben, dass ein Mann, der erst vor kurzem seine Frau verloren hatte, imstande war, so kühl zu bleiben und so gelassen darüber zu sprechen.»

«Was halten Sie von ihm, Poirot?», fragte Weston.

Hercule Poirot hob die Hände. «Was kann man schon sagen? Er ist verschlossen wie eine Auster. Er hat seine Wahl getroffen: Er hat nichts gehört, nichts gesehen und weiß nichts.»

«Wir haben eine Reihe von Motiven», sagte Colgate. «Eifersucht und ihr Vermögen. Natürlich ist der Ehemann in gewisser Weise der Verdächtige Nummer eins.

Es ist ganz normal, dass man an ihn zuerst denkt. Wenn er wusste, dass seine Frau was mit dem andern hatte…»

«Ich glaube, er wusste Bescheid», unterbrach ihn Poirot.

«Wieso nehmen Sie das an?»

«Hören Sie, mein Freund. Gestern Abend habe ich mich mit Mrs Redfern auf dem Sonnenfelsen unterhalten. Dann ging ich zum Hotel hinunter. Unterwegs habe ich die beiden beobachtet – Mrs Marshall und Patrick Redfern, und zwar kurz bevor mir Captain Marshall begegnete. Sein Gesicht war wie erstarrt. Es verriet nichts – absolut nichts. Es war fast zu ausdruckslos, wenn Sie verstehen, was ich meine. Ja, er wusste sehr wohl Bescheid!»

Colgate räusperte sich zweifelnd. «Tja, wenn Sie meinen…»

«Ich bin ganz sicher! Aber was bringt uns das? Was *fühlte* Kenneth Marshall für seine Frau?»

«Er hat ihren Tod ziemlich gefasst aufgenommen», stellte Weston fest.

Poirot schüttelte den Kopf. Er war mit dieser Erklärung nicht zufrieden.

«Manchmal sind diese ruhigen Typen die schlimmsten», bemerkte Colgate. «Sie kochen innerlich und sind nur verschlossen. Vielleicht hat er sie wie ein Wahnsinniger geliebt und war schrecklich eifersüchtig. Er ist nicht der Mann, der so was zeigen würde.»

«Das wäre eine Möglichkeit – ja», sagte Poirot nachdenklich. «Ein sehr interessanter Typ, dieser Captain Marshall. Und ich interessiere mich sehr für ihn. Und für sein Alibi!»

«Eine Schreibmaschine als Alibi», sagte Weston und lachte auf, was wie ein kurzes Bellen klang. «Was sagen Sie dazu, Colgate?»

Inspektor Colgate verdrehte die Augen. «Nun, wissen Sie, Sir, mir gefällt es. Es ist nicht zu glaubwürdig, wenn

Sie verstehen, was ich damit meine. Es ist – es wirkt natürlich. Und wenn wir feststellen, dass das Zimmermädchen oben war und das Tippen hörte – nun, dann halte ich es für stichhaltig und finde, dass wir woanders nach dem Täter suchen müssen.»

«Hm», machte Oberst Weston. «Und wo wollen Sie suchen?»

Ein paar Minuten lang grübelten die drei Männer über die Frage nach. Inspektor Colgate gelangte als erster zu einem Entschluss. «Es läuft doch auf folgendes hinaus», sagte er. «War es ein Außenseiter oder ein Hotelgast? Natürlich schließe ich die Angestellten nicht völlig aus, aber ich glaube nicht daran, dass einer von ihnen dabei mitgemacht hat. Nein, es musste ein Hotelgast sein oder jemand von außerhalb. Von diesem Punkt aus sollten wir die Sache angehen. Also, zuerst einmal – das Motiv. Es ist viel Geld da. Die einzige Person, der ihr Tod etwas nützt, ist offenbar der Ehemann. Was für andere Motive haben wir? Vor allem Eifersucht. Mir scheint es – jedenfalls auf den ersten Blick –, als hätten wir es mit einem *crime passionnel,* einem Verbrechen aus Leidenschaft, zu tun.» Er machte in Richtung Poirot eine Verbeugung.

«Es gibt so viele Leidenschaften», murmelte Poirot, während er zur Decke hinaufblickte.

«Ihr Mann hält es für undenkbar, dass sie Feinde hatte», fuhr Inspektor Colgate fort. «Das heißt, wirkliche Feinde, aber ich glaube nicht eine Sekunde, dass das stimmt. Ich möchte behaupten, dass eine Frau wie sie immer einen Haufen Neider hat, Leute, die ihr das Schlimmste wünschen. Was glauben Sie, Sir?»

«Mais oui, das ist immer so», erwiderte Poirot. «Arlena Marshall kann nicht nur Freunde gehabt haben. Aber meiner Meinung nach ist die Feindtheorie nicht stichhaltig, denn, Inspektor, Arlena Marshalls Feinde können

immer nur Frauen gewesen sein, wie ich eben schon sagte.»

Oberst Weston gab einen Grunzlaut von sich und meinte: «Da ist was dran. Auch hier waren es die Frauen, die sie nicht in Ruhe ließen.»

«Es sieht nicht so aus, als wäre das Verbrechen von einer Frau begangen worden», fuhr Poirot fort. «Was hat denn die ärztliche Untersuchung ergeben?»

Weston grunzte wieder. Dann sagte er: «Neasdon ist ziemlich sicher, dass sie von einem Mann erwürgt wurde. Große Hände – viel Kraft. Es könnte natürlich auch sein, dass eine ungewöhnlich kräftige Frau der Täter ist – aber es ist verdammt unwahrscheinlich.»

Poirot nickte. «Eben. Arsen in einer Tasse Tee – eine Schachtel mit vergifteten Pralinen – ein Messer – sogar eine Pistole das ja. Aber eine Frau als Würger – nein! Wir müssen nach einem Mann als Täter suchen.» Er schwieg einen Augenblick. «Und sofort wird alles viel schwieriger», fuhr er dann fort. «Hier im Hotel gibt es zwei Menschen, die einen Grund hatten, Arlena Marshall zum Teufel zu schicken – doch beide sind Frauen.»

«Eine von den beiden ist Redferns Frau, nehme ich an», warf Oberst Weston ein.

«Ja, vielleicht war Mrs Redfern dazu entschlossen, Arlena zu töten. Sie hatte – sagen wir mal so –, sie hatte guten Grund dazu. Ich halte es auch für möglich, dass Mrs Redfern einen Mord begehen könnte. Aber nicht diese Art von Mord. Trotz all ihrer Eifersucht, ihres Unglücks ist sie keine Frau, die zu starker Leidenschaft fähig wäre, glaube ich. In der Liebe ist sie ergeben und treu, doch nicht leidenschaftlich. Wie ich gerade sagte – Arsen in einer Tasse Tee, das wäre möglich, aber jemand erwürgen – nein, das könnte sie nicht. Ich bin auch sicher, dass sie dazu nicht kräftig genug ist. Sie hat auffallend kleine Hände und Füße.»

Weston nickte. «Ja, das ist kein Verbrechen, das eine Frau begangen hat. Der Täter war ein Mann.»

Inspektor Colgate hüstelte. «Ich möchte gern noch eine andere Möglichkeit erwähnen, Sir. Nehmen wir einmal an, dass die Dame schon vorher eine Affäre hatte, bevor sie diesen Mr Redfern kennen lernte. Nennen wir diesen Liebhaber mal Mr X. Sie lässt Mr X wegen Mr Redfern sitzen. X ist außer sich vor Wut und Eifersucht. Er folgt ihr hierher, nistet sich irgendwo in der Nachbarschaft ein, kommt rüber auf die Insel und erledigt sie. Das ist auch eine Möglichkeit.»

«Ja, es könnte möglich sein», antwortete Weston. «Und wenn es stimmt, dürfte es leicht sein, das herauszufinden. Kam er zu Fuß oder nahm er ein Boot? Letzteres erscheint mir glaubwürdiger. Dann muss er irgendwo ein Boot gemietet haben. Lassen Sie das überprüfen.» Weston blickte Poirot an. «Was halten Sie von Colgates Idee?»

«Dabei wird zu viel dem Zufall überlassen, finde ich. Und außerdem – irgendwie ist das Bild schief. Ich kann mir diesen Mann nicht richtig vorstellen… den Mann, der blind vor Wut und Eifersucht ist.»

«Obwohl es Männer gibt, die ganz verrückt nach ihr sind. Zum Beispiel Redfern.»

«Ja, schon. Trotzdem…»

Colgate blickte Poirot fragend an.

Poirot schüttelte nur den Kopf und sagte stirnrunzelnd: «Ich weiß nicht, aber ich habe das Gefühl, dass wir etwas übersehen haben, irgendetwas…»

6

Oberst Weston brütete über dem Hotelregister und las dann laut:

«Major und Mrs Cowan,
Miss Pamela Cowan,
Master Robert Cowan,
Master Evan Cowan,
Rydal's Mount, Leatherhead.

Mr und Mrs Masterman,
Mr Edward Masterman,
Miss Jennifer Masterman,
Mr Roy Masterman,
Master Frederick Masterman,
5 Marlborough Avenue, London.

Mr und Mrs Gardener,
New York.

Mr und Mrs Redfern,
Crossgates, Seldon, Princes Risborough.

Major Barry,
18 Cardon St. St. James, London.
Mr Horace Blatt,
5 Pickersgill Street, London.

M. Hercule Poirot,
Whitehaven Mansions, London.

Miss Rosamund Darnley,
8 Cardigan Court, London.

Miss Emily Brewster,
Southgates, Sunbury-on-Thames.

Pfarrer Stephen Lane,
London.

Captain und Mrs Marshall,
Miss Linda Marshall,
73 Upcott Mansions, London.»

Er blickte hoch.

«Ich glaube, Sir», sagte Inspektor Colgate, «die ersten beiden können wir weglassen. Mrs Castle berichtete mir, dass die Familien Masterman und Cowan regelmäßig jeden Sommer herkommen. Heute Vormittag brachen sie zu einem Segelausflug auf und nahmen Lunchpakete mit. Sie zogen kurz nach neun Uhr los. Ein Mann namens Andrew Baston segelte sie mit seinem Boot hinaus. Wir können ihn noch fragen, doch ich glaube, dass wir uns um diese Leute nicht zu kümmern brauchen.»

Weston nickte. «Da stimme ich Ihnen zu. Streichen wir so viele Namen wie möglich. Können Sie uns noch Hinweise geben, wer von dem Rest ausscheidet, Poirot?»

«Oberflächlich betrachtet ist das einfach. Die Gardeners sind verheiratet, in mittlerem Alter, freundlich, weltgewandt. Eigentlich redet nur immer die Dame. Der Ehemann ist sehr geduldig. Er spielt Tennis und Golf und hat eine Art von trockenem Humor, wenn man ihn mal ohne seine Frau erwischt.»

«Klingt, als wären die in Ordnung.»

«Dann die Redferns, Mr Redfern ist jung, wirkt unerhört auf Frauen, ist ein hervorragender Schwimmer, ein guter Tennisspieler und glänzender Tänzer. Seine Frau erwähnte ich schon. Sie ist ruhig, hübsch auf eine etwas blasse Art. Sie liebt ihren Mann sehr. Sie hat etwas, das Arlena Marshall nicht besaß.»

«Und das wäre?»

«Sie hat Verstand.»

Inspektor Colgate seufzte. «Der Verstand spielt keine große Rolle», sagte er, «wenn sich jemand verliebt.»

«Vielleicht nicht. Und doch bin ich überzeugt, dass Patrick Redfern trotz seiner Gefühle für Mrs Marshall seine Frau gern hat.»

«Möglich, Sir. Es wäre nicht das erste Mal, dass so was passiert.»

«Das ist ja der Jammer!», murmelte Poirot. «Es ist immer der Punkt, den die Frauen am wenigsten glauben können.» Poirot überlegte einen Augenblick. «Dann ist da Major Barry», fuhr er fort, «ein pensionierter Armeeoffizier. Er diente in Indien. Ein Frauenverehrer. Er erzählt gern lange und langweilige Geschichten.»

Inspektor Colgate grinste. «Sie brauchen ihn nicht weiter zu beschreiben. Ich habe schon ein paar Kostproben zu hören bekommen.»

«Dann hätten wir noch Mr Horace Blatt, anscheinend ein reicher Mann. Er redet viel – meistens über Mr Blatt. Er möchte mit allen auf freundschaftlichem Fuß stehen. Und das ist sehr betrüblich, denn keiner kann ihn besonders leiden. Und da ist noch etwas. Gestern Abend stellte er mir eine Menge Fragen. Er schien sich in seiner Haut nicht sehr wohl zu fühlen. Ja, irgendetwas stimmte nicht mit Mr Blatt.» Wieder legte Poirot eine kurze Pause ein. Als er fortfuhr, lag so etwas wie Bewunderung in seiner Stimme.

«Jetzt ist Miss Rosamund Darnley an der Reihe. Sie besitzt ein bekanntes Modeatelier und nennt sich beruflich Rose Mond. Was gibt es von ihr zu erzählen? Sie hat Verstand und Charme und Chic. Es ist ein Vergnügen, sie zu betrachten.» Er machte eine bedeutungsvolle Pause. «Und sie ist eine sehr alte Freundin von Captain Marshall.» Weston richtete sich in seinem Stuhl auf. «Ach, tatsächlich?»

«Ja. Aber sie hatten sich seit Jahren nicht gesehen.»

«Wusste sie, dass er hier sein würde?»

«Sie behauptet, nein.» Poirot warf einen Blick ins Hotelregister. «Wer ist der nächste? Ja, Miss Brewster. Ich finde sie etwas verdächtig. Sie hat eine tiefe Stimme, die männlich klingt. Sie ist resolut und geradeaus. Sie rudert und ist eine glänzende Golfspielerin.» Er schwieg kurz. «Trotzdem glaube ich, dass sie ein weiches Herz hat.»

«Bleibt nur noch Pfarrer Stephen Lane. Wer ist dieser Mann?», fragte Weston.

«Ich kann Ihnen nur eine einzige Sache über ihn verraten. Er scheint mir ein Mann zu sein, der unter großer nervlicher Spannung steht. Außerdem ist er ein Fanatiker.»

«Aha, zu *der* Sorte gehört er!», sagte Inspektor Colgate.

«Das wären alle», meinte Weston. «Sie wirken so nachdenklich, mein Freund?», fragte er Poirot.

«Ja. Denn sehen Sie, als Mrs Marshall heute Vormittag lospaddelte und mich bat, niemandem zu erzählen, dass ich sie gesehen habe, zog ich daraus sofort einen gewissen Schluss. Ich nahm an, dass es wegen ihrer Freundschaft mit Patrick Redfern zu einem Streit mit ihrem Mann gekommen sei. Ich dachte, dass sie Patrick Redfern irgendwo treffen wollte und ihr Mann das nicht erfahren sollte.

Aber das war ein Irrtum, verstehen Sie? Denn nicht nur ihr Mann tauchte kurz nach ihr am Strand auf und fragte

mich, ob ich sie gesehen habe, sondern auch Patrick Redfern erschien, der ganz offensichtlich ebenfalls nach ihr suchte. Und deshalb, meine Freunde, frage ich mich, wen Arlena Marshall nun eigentlich treffen wollte?»

«Das passt doch zu der anderen Lösung, die ich vorhin andeutete. Dass ein Mann aus London oder von sonst irgendwo dahintersteckt.»

Hercule Poirot schüttelte den Kopf. «Aber, mein Freund, nach Ihrer Theorie hatte Arlena Marshall mit diesem großen Unbekannten doch gebrochen. Warum sollte sie sich dann soviel Mühe machen, ihn zu treffen?»

«Was steckt dann *Ihrer* Meinung nach dahinter?»

«Das ist es ja, was ich nicht herausbekomme! Wir sind eben die Hotelliste durchgegangen. Alles langweilige Leute, nicht mehr jung. Ist ein Mann darunter, den Arlena Marshall Patrick Redfern vorziehen würde? Nein, undenkbar! Und doch wollte sie jemanden treffen – und dieser Jemand war *nicht* Patrick Redfern.»

«Halten Sie es nicht für möglich, dass sie gar niemand treffen, sondern für sich bleiben wollte?», fragte Weston.

Poirot schüttelte den Kopf. «Mein Lieber», sagte er, «Sie sind der Toten offensichtlich nie begegnet. Jemand schrieb mal eine gelehrte Abhandlung über die unterschiedlichen Auswirkungen, die eine Einzelhaft auf einen Gesellschaftslöwen wie Beau Brummel oder einen Wissenschaftler wie Newton haben würde. Arlena Marshall hätte in der Einsamkeit praktisch nicht existieren können. Sie lebte nur im Schein der männlichen Bewunderung. Nein, Arlena Marshall wollte ganz sicher jemand treffen. Aber wen?»

Oberst Weston seufzte, schüttelte den Kopf und sagte: «Na ja, wir können später weiter theoretisieren. Wir müssen jetzt jeden einzelnen befragen. Wir brauchen es

schwarz auf weiß, wo sich alle zur fraglichen Zeit aufhielten. Am besten nehmen wir uns erst mal die kleine Marshall vor. Vielleicht erfahren wir etwas von ihr, das uns weiterbringt.»

Linda betrat linkisch das Zimmer, wobei sie gegen den Türrahmen stieß. Sie atmete in kurzen Stößen, ihre Augen glänzten. Sie sah aus wie ein aufgeschrecktes Fohlen. In Oberst Weston regten sich väterliche Gefühle. Armes Mädchen, dachte er. Sie ist ja fast noch ein Kind. Es muss ein ziemlicher Schock für sie gewesen sein. Er bot ihr einen Stuhl an und sagte mit beruhigend klingender Stimme: «Es tut mir Leid, dass wir Sie belästigen müssen, Miss – Linda, so heißen Sie doch?»

«Ja, ich bin Linda.»

Ihre Stimme hatte diesen atemlosen Klang, der für junge Mädchen häufig typisch ist. Ihre Hände lagen auf der Tischplatte vor ihr und wirkten sehr hilflos, groß und rot, mit langen Fingern und kräftigen Gelenken.

So ein junges Ding sollte man nicht verhören, dachte Weston. «Bitte, regen Sie sich nicht auf», sagte er tröstend.

«Wir möchten Sie nur bitten, uns zu erzählen, was Sie wissen. Vielleicht hilft es uns weiter.»

«Sie meinen – wegen Arlena?», fragte Linda.

«Ja. Haben Sie sie heute Vormittag überhaupt gesehen?»

Das Mädchen schüttelte den Kopf. «Nein. Arlena steht meistens spät auf. Sie frühstückt im Bett.»

«Und Sie, Mademoiselle?», fragte Hercule Poirot.

«Erzählen Sie uns einfach, wie Sie den Vormittag verbracht haben», sagte Weston.

«Na, zuerst bin ich geschwommen, dann habe ich gefrühstückt. Danach begleitete ich Mrs Redfern zur Möwenbucht.»

«Wann brachen Sie und Mrs Redfern auf?»

«Sie sagte, sie würde um halb elf Uhr in der Halle sein und auf mich warten. Ich hatte schon Angst, ich würde zu spät kommen, aber ich war doch sehr pünktlich. Drei Minuten vor halb brachen wir auf.»

«Und was machten Sie in der Möwenbucht?»

«Na ja, ich rieb mich mit Sonnenöl ein und legte mich in die Sonne, und Mrs Redfern zeichnete. Später schwamm ich eine Runde, und Christine kehrte ins Hotel zurück, weil sie sich zum Tennisspielen umziehen wollte.»

«Erinnern Sie sich, wie spät es war?», fragte Weston und bemühte sich, seine Stimme so ausdruckslos wie möglich klingen zu lassen.

«Als Mrs Redfern zum Hotel zurückging? Ein Viertel vor zwölf.»

«Sind Sie sicher? Es war Viertel vor zwölf?»

Linda riss die Augen auf. «Ja, klar. Ich habe doch auf die Uhr gesehen.»

«Ist es die Uhr, die Sie auch jetzt tragen?»

Linda blickte auf ihr Handgelenk. «Ja.»

«Darf ich mal sehen?», fragte Weston.

Sie hielt ihm ihre Hände hin. Er verglich ihre Uhr mit der seinen und der Hoteluhr an der Wand. «Stimmt auf die Sekunde», erwiderte er lächelnd. «Und danach gingen Sie schwimmen?»

«Ja.»

«Und wann waren Sie wieder im Hotel?»

«Ungefähr um eins. Und dann – dann – erfuhr ich, dass Arlena…» Die Stimme versagte ihr.

«Kamen Sie mit Ihrer – hm – mit Ihrer Stiefmutter gut aus?», fragte Weston.

Linda blickte ihn minutenlang an, ohne zu antworten. Dann sagte sie nur: «Natürlich!»

«Mochten Sie sie, Mademoiselle?», fragte Poirot.

«Natürlich!», antwortete Linda. «Arlena war immer sehr nett zu mir.»

«Nicht wie die böse Stiefmutter aus dem Märchen, was?», fragte Weston mit etwas gezwungener Munterkeit.

Linda schüttelte den Kopf, ohne zu lächeln.

«Das freut mich», sagte Weston. «So etwas hört man gern. Manchmal gibt es da Schwierigkeiten. Eifersucht und so weiter. Die Tochter und der Vater sind dicke Freunde, und dann passt es dem Mädchen nicht, wenn der Vater sich plötzlich um seine neue Frau kümmert. Sie hatten nie so ein Gefühl?»

Linda starrte ihn ausdruckslos an. Dann erwiderte sie ernst: «Nein, natürlich nicht.»

«Ich nehme an», sagte Weston, «dass Ihr Vater sie sehr – sehr mochte?»

«Ich weiß es nicht», erwiderte Linda nur.

«Es gibt doch alle möglichen Arten von Familienstreit», fuhr Weston fort. «Wenn Vater und Mutter böse aufeinander sind, ist das für die Tochter doch ziemlich schlimm.»

«Wollen Sie damit wissen, ob mein Vater und Arlena sich stritten?», fragte Linda direkt.

«Nun – ja.»

Widerliche Sache, dachte Weston, so ein junges Mädchen über den Vater auszuhorchen. Warum bin ich bloß Polizist geworden? Aber einer muss es ja tun, verdammt!

«Nein, nie», erklärte Linda entschieden. «Vater streitet nicht, mit niemand. So was mag er nicht.»

«Also, Miss Linda», sagte Weston, «ich möchte, dass Sie genau überlegen! Haben Sie irgendeine Vermutung, warum Ihre Stiefmutter umgebracht wurde? Haben Sie irgendetwas gehört, wissen Sie etwas, was uns weiterhelfen könnte?»

Linda schwieg eine Minute. Sie schien sich die Antwort auf die Frage genau zu überlegen.

«Nein, ich weiß nicht, wer Arlena hätte töten wollen», erwiderte sie zögernd. «Außer, natürlich, Mrs Redfern.»

«Sie glauben, dass Mrs Redfern sie umbringen wollte? Warum?»

«Weil ihr Mann sich in Arlena verliebt hatte. Aber ich glaube nicht, dass sie sie tatsächlich töten wollte. Ich will damit sagen, dass sie sich einfach wünschte, sie wäre tot – und das ist nicht das gleiche, nicht wahr?»

«Nein, das ist nicht das gleiche», sagte Poirot freundlich.

Linda nickte. Ein komisches Zucken ging über ihr Gesicht. «Außerdem würde Mrs Redfern so was nie tun – ich meine, jemand töten. Sie ist nicht – sie ist nicht gewalttätig, wenn Sie verstehen, was ich damit sagen will.»

Weston und Poirot nickten. «Ich weiß genau, was Sie damit sagen wollen, mein Kind», erklärte Poirot, «und ich bin völlig Ihrer Meinung. Mrs Redfern gehört nicht zu den Menschen, die ‹rotsehen können›, wie es so schön heißt. Sie würde nicht von einem Sturm von Gefühlen geschüttelt werden…» Poirot lehnte sich mit halbgeschlossenen Augen zurück und wählte die Worte sehr sorgfältig. «Sie würde keinen Abgrund vor sich sehen – ein verhasstes Gesicht einen weißen Nacken – spüren, wie sich ihre Hände verkrampften – spüren, wie sie sich danach sehnte, sie ins Fleisch zu pressen…» Er schwieg abrupt.

Linda sprang auf. Zitternd stand sie da. «Kann ich jetzt gehen?», fragte sie leise. «Ist das alles?»

«Ja, ja, das ist alles», antwortete Oberst Weston. «Vielen Dank, Miss Linda.»

Er stand auf und öffnete ihr die Tür. Als Linda hinausgegangen war, setzte er sich wieder an den Tisch und zündete sich eine Zigarette an.

«Puh!», sagte er. «Kein angenehmer Beruf, den wir haben! Ich kam mir etwas gemein vor, als ich das arme Kind fragte, wie ihr Vater und ihre Stiefmutter zueinander gestanden hatten. Mehr oder weniger eine Einladung an die Tochter, dem Vater einen Strick zu drehen. Trotzdem – es ging nicht anders. Mord ist Mord! Und sie hätte als nahe Verwandte etwas wissen können. Trotzdem bin ich froh, dass sie uns nichts zu erzählen hatte.»

«Ja, den Eindruck hatte ich auch», bemerkte Poirot.

Weston hüstelte verlegen. «Übrigens, Poirot», sagte er, «ich finde, dass Sie zum Schluss etwas zu weit gingen. Diese Geschichte mit den Händen, die sich danach sehnen, sich in den weißen Hals zu pressen und solches Zeug. Nicht gerade das, was man einem jungen Ding erzählen sollte.»

Poirot blickte ihn nachdenklich an. «Sie glauben also, ich hätte sie auf dumme Gedanken gebracht?», fragte er.

«Na, wollten Sie das nicht?»

Poirot schüttelte den Kopf.

Weston beharrte nicht weiter auf seiner Frage. «Im Großen und Ganzen haben wir nicht viel von ihr erfahren», stellte er fest. «Außer, dass diese Redfern ein mehr oder weniger stichhaltiges Alibi besitzt. Wenn die beiden von halb elf bis Viertel vor zwölf zusammen waren, können wir Christine Redfern von unserer Liste streichen – die eifersüchtige junge Ehefrau ist über jeden Verdacht erhaben.»

«Es gibt bessere Gründe, warum Mrs Redfern nicht als Täter in Frage kommt», stellte Poirot fest. «Ich bin fest davon überzeugt, dass es ihr weder körperlich noch geistig möglich wäre, jemand zu erwürgen. Sie ist der ruhige Typ, nicht heißblütig. Sie ist zu tiefer Liebe und beständigen Gefühlen fähig, aber nicht zu heißblütiger Leidenschaft oder Wut. Außerdem sind ihre Hände viel zu klein und zart.»

«Das finde ich auch, Monsieur Poirot», sagte Colgate. «Sie ist also aus dem Schneider. Denn Dr. Neasdon behauptet, dass es große Hände waren, die die Dame erwürgten.»

«Na, dann sollten wir uns diesen Redfern mal vorknöpfen», meinte Weston. «Sicherlich hat er sich von dem Schock schon etwas erholt.»

Redfern hatte sich offenbar etwas gefasst. Er sah blass und verhärmt aus und sehr jung, aber er benahm sich wie immer.

«Sie sind also Mr Patrick Redfern aus Crossgates, Seldon, Princes Risborough?»

«Ja.»

«Wie lange kannten Sie Mrs Marshall?»

Patrick Redfern zögerte. «Drei Monate», sagte er dann.

«Captain Marshall erzählte uns, dass Sie sich bei einer Cocktailparty kennen lernten. Stimmt das?»

«Ja. Da haben wir uns kennen gelernt.»

«Captain Marshall deutete an, dass Sie erst hier näher miteinander bekannt wurden. Ist das wahr, Mr Redfern?»

Wieder zögerte Patrick Redfern ein paar Augenblicke. «Nun, nicht ganz. Vielmehr habe ich sie schon in London ziemlich oft getroffen.»

«Ohne Captain Marshalls Wissen?»

Redfern errötete etwas. «Ich habe keine Ahnung, ob er Bescheid wusste oder nicht.»

«Und geschah dies auch ohne Wissen Ihrer Frau?», fragte Poirot.

«Ich glaube, ich erzählte ihr, dass ich die berühmte Arlena Stuart kennen gelernt hätte.»

«Aber sie wusste nicht, wie oft Sie sie sahen?», fragte Poirot hartnäckig weiter.

«Vermutlich nicht.»

«Haben Sie mit Mrs Marshall verabredet, hierher zu kommen?», fragte Weston.

Redfern schwieg eine Weile. Dann zuckte er mit den Schultern und sagte: «Na gut, ich nehme an, dass Sie es ja doch erfahren. Es hat wohl keinen Zweck, Sie länger hinzuhalten. Ich war verrückt nach der Frau, völlig verrückt! Ich war verliebt in sie, vernarrt – was immer Sie wollen. Sie bat mich, sie hier zu treffen. Erst zögerte ich noch, doch dann gab ich nach. Ich – ich – ja, ich hätte alles getan, was sie verlangte. Die unsinnigsten Dinge. Sie hatte diese Wirkung auf die Leute.»

«Sie zeichnen ein sehr deutliches Bild von ihr», murmelte Poirot. «Sie war die ewige Circe. Genau das!»

«Sie verwandelte die Männer in Schweine, ja, das stimmt», bemerkte Patrick Redfern bitter. «Ich möchte offen zu Ihnen sein, meine Herren. Ich werde nichts verschweigen. Was hätte es auch für einen Zweck? Wie ich schon sagte, ich war verrückt nach ihr. Ob sie mich mochte oder nicht, weiß ich nicht. Sie tat jedenfalls so, aber ich fürchte, sie gehörte zu jener Sorte von Frauen, die das Interesse an einem Mann verliert, wenn sie ihn mit Haut und Haaren gefressen hat. Sie wusste, dass ich am Haken zappelte. Heute Vormittag, als ich sie am Strand fand, traf es mich wie ein Schlag. Ich war wie benommen – völlig erledigt!»

«Und jetzt?», fragte Poirot und beugte sich vor.

Patrick Redfern blickte ihm ruhig in die Augen. «Ich habe Ihnen die Wahrheit erzählt. Ich möchte jetzt nur eines wissen: Wieviel müssen die andern erfahren? Nicht dass es irgendwelche Bedeutung für ihren Tod hätte. Aber wenn alles herauskommt, wird meine Frau ziemlich zu leiden haben.» Er runzelte die Stirn. «Sie finden wohl, dass ich bis jetzt kaum an meine Frau gedacht habe? Vielleicht ist das wahr. Aber wenn das auch wie unglaubliche

Heuchelei klingt – die Wahrheit ist jedenfalls, dass ich meine Frau immer noch liebe. Dass ich sie sogar sehr liebe. Die andere», er zuckte mit den Schultern, «die andere… es war wie ein Anfall von Wahnsinn. So etwas Dummes können nur Männer tun. Aber Christine ist anders. Sie bedeutet mir wirklich etwas. Obwohl ich so gemein zu ihr war, wusste ich doch die ganze Zeit tief in meinem Innern, dass sie die einzige Frau ist, die für mich zählt.» Er schwieg und seufzte. Etwas pathetisch fügte er dann hinzu: «Ich wünschte, ich könnte sie davon überzeugen!»

Hercule Poirot beugte sich vor. «Aber ich glaube Ihnen!»

Redfern sah ihn dankbar an. «Das ist sehr freundlich von Ihnen», sagte er.

Oberst Weston räusperte sich. «Sie können überzeugt sein, Mr Redfern, dass wir uns auf das Wichtigste beschränken werden. Wenn Ihre Gefühle für Mrs Marshall bei diesem Mordfall keine Rolle spielen, sehe ich keinen Sinn darin, sie näher zu untersuchen. Aber was Sie offenbar nicht begreifen, ist der Umstand, dass dieses – hm – vertraute Verhältnis in einem direkten Zusammenhang mit dem Mord steht. Es könnte sich daraus ein Motiv ableiten lassen, verstehen Sie?»

«Was heißt Motiv?», fragte Patrick Redfern.

«Ja, Mr Redfern, so ist es. Vielleicht wusste Captain Marshall über die Affäre nicht Bescheid. Angenommen, er entdeckte die Wahrheit?»

«Mein Gott!», rief Redfern. «Sie meinen, er kriegte es heraus und tötete sie?»

«Diese Möglichkeit ist Ihnen nicht in den Sinn gekommen?», fragte der Polizeichef trocken.

Redfern schüttelte den Kopf. «Nein. Komisch, dass ich nicht daran dachte. Wissen Sie, Marshall ist ein so ruhiger Bursche. Ich – ach, es ist doch höchst unwahrscheinlich!»

«Wie benahm sich Mrs Marshall ihrem Mann gegenüber während der ganzen Zeit? War sie – nun, hatte sie Angst, dass er es erfahren könnte? Oder war es ihr egal?»

«Sie war ein wenig – ja, ein wenig nervös», erwiderte Redfern langsam. «Sie wollte nicht, dass er Verdacht schöpfte.»

«Hatte sie Angst vor ihm?»

«Angst? Nein, das möchte ich nicht behaupten.»

«Entschuldigen Sie, Mr Redfern», sagte Poirot, «es tauchte zu keinem Augenblick die Frage auf, ob Sie sich scheiden lassen sollten?»

Patrick Redfern schüttelte heftig den Kopf. «Nein, nie. Da war doch Christine, verstehen Sie? Und Arlena dachte nie daran. Davon bin ich überzeugt. Die Ehe mit Marshall war genau das, was sie wollte. Er ist ein ziemlich großes Tier…» Er grinste plötzlich. «In der Länderverwaltung und so weiter, und auch ziemlich reich. Sie hat an mich nie als an einen möglichen Ehemann gedacht. Nein, ich war nur einer von den vielen armen Kerlen, mit denen sie spielte. Ich wusste es die ganze Zeit, und doch änderte es nichts an meinen Gefühlen für sie…» Er schwieg nachdenklich.

Weston war es, der ihn in die Wirklichkeit zurückholte. «Also, Mr Redfern, was wir gern wissen möchten: Hatten Sie heute Vormittag eine Verabredung mit Mrs Marshall?»

Patrick Redfern machte ein erstauntes Gesicht. «Nein, keine Verabredung im eigentlichen Sinn. Aber wir trafen uns gewöhnlich morgens am Strand. Wir paddelten dann meistens mit einem Schlauchboot herum oder mit einem Holzfloß.»

«Wunderten Sie sich, als Mrs Marshall heute Morgen nicht da war?»

«Ja, sehr sogar. Ich verstand nicht, warum.»

«Und was dachten Sie?»

«Eigentlich wusste ich nicht recht, was ich von der Sache halten sollte. Ich meine, ich dachte die ganze Zeit über, dass sie noch auftauchen würde.»

«Falls sie eine andere Verabredung hatte – Sie wissen nicht zufällig, wer das sein könnte?»

Patrick Redfern starrte ihn nur schweigend an und schüttelte dann den Kopf.

«Wenn Sie eine Verabredung mit Mrs Marshall hatten – wo trafen Sie sich gewöhnlich?»

«Nachmittags trafen wir uns manchmal in der Möwenbucht. Nachmittags scheint die Sonne dort nicht mehr, wissen Sie, und deshalb sind gewöhnlich kaum noch Leute da. Wir haben uns dort ein- oder zweimal verabredet.»

«Nie in der andern Bucht? In der Feenbucht?»

«Nein. Die Feenbucht liegt nach Westen, und die Leute kommen dort nachmittags hin, mit Booten oder auf Luftmatratzen und so weiter. Wir haben nie versucht, uns vormittags zu sehen. Es wäre zu sehr aufgefallen. Aber am Nachmittag machen die Leute ein Nickerchen oder sitzen herum, und keiner weiß genau, wo die andern stecken.»

Weston nickte.

«Nach dem Abendessen», fuhr Patrick Redfern fort, «gingen wir oft spazieren, wenn das Wetter schön war – irgendwo auf der Insel.»

«Ah, ja!», murmelte Poirot, und Redfern warf ihm einen fragenden Blick zu.

«Dann können Sie uns keinen Hinweis geben», sagte Weston, «warum Mrs Marshall heute Vormittag zur Feenbucht wollte?»

Redfern verneinte. «Ich habe nicht die leiseste Ahnung», sagte er dann, und seine Stimme klang ehrlich bestürzt. «Es passt gar nicht zu Arlena.»

«Hatte sie irgendwelche Freunde, die hier in der Nähe wohnten?»

«Nicht dass ich wüsste. Eigentlich bin ich sicher, dass sie weiter niemanden hier kannte.»

«Jetzt möchte ich Sie bitten, Mr Redfern, sehr genau zu überlegen. Sie kannten Mrs Marshall bereits in London. Sie müssen auch Leute gekannt haben, mit denen sie verkehrte. Erinnern Sie sich an jemand, der einen persönlichen Groll gegen sie hegte? Zum Beispiel jemand, dessen Platz Sie einnahmen?»

Patrick Redfern dachte einige Minuten lang nach. Dann schüttelte er den Kopf. «Ehrlich», sagte er, «ich kenne niemand.»

Weston trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. «Na, das wär's dann wohl», sagte er schließlich. «Anscheinend haben wir die Wahl unter drei Möglichkeiten: Es war ein Unbekannter, der zufällig in der Gegend war, ein Verrückter, was für meinen Geschmack zu weit hergeholt ist…»

«Und doch ist es bei weitem die plausibelste Erklärung», unterbrach ihn Redfern.

Weston machte eine abwehrende Geste. «Das ist kein Fall von ‹Mord im einsamen Wald›. Diese Bucht ist ziemlich schwierig zu erreichen. Entweder ist der Täter über den Damm gekommen, dann musste er auch am Hotel vorbei, und kletterte die Leiter hinunter in die Bucht, oder er hat sich ein Boot genommen. Für eine Affekthandlung ist beides nicht glaubwürdig.»

«Sie sagten, es gebe drei Möglichkeiten», bemerkte Redfern.

«Hm – ja», sagte der Polizeichef. «Das heißt, es gibt zwei Personen auf dieser Insel, die ein Tatmotiv haben. Da ist einmal ihr Mann, und dann noch Ihre Frau, Mr Redfern.» Redfem starrte ihn entgeistert an. Er wirkte wie vom Donner gerührt. «Meine Frau?», rief er. «Christine? Sie wollen doch nicht behaupten, dass Christine irgendetwas mit dem Mordfall zu tun hat?» Er sprang auf. Vor Aufregung begann er zu stottern. «Sie sind verrückt – völlig – verrückt! Christine? Mein Gott, das – das ist unmöglich. Lächerlich!»

«Trotzdem, Mr Redfern, die Eifersucht ist ein sehr überzeugendes Motiv. Frauen können in ihrer Eifersucht jede Beherrschung verlieren.»

«Christine ist anders!», entgegnete Redfern ernst. «So etwas würde sie nie tun. Sie war unglücklich, ja. Aber sie gehört nicht zu den Menschen, die – ach, verstehen Sie denn nicht? Es ist nichts Gewalttätiges in ihr.»

Hercule Poirot nickte nachdenklich. Gewalttätigkeit – davon hatte auch Linda Marshall gesprochen. Und in beiden Fällen war er einer Meinung gewesen.

«Außerdem», fuhr Redfern etwas ruhiger fort, «außerdem ist es völlig absurd! Arlena war zweimal so kräftig wie Christine. Ich bezweifle, ob Christine eine junge Katze umbringen könnte – geschweige denn eine kräftige Person wie Arlena. – Außerdem hätte Christine nie die Leiter zur Bucht hinunterklettem können. Sie mochte so etwas nicht. Und – ach, die ganze Geschichte ist einfach zu phantastisch!»

Oberst Weston kratzte sich nachdenklich am Ohr. «Nun», meinte er, «wenn man es so sieht, klingt es wenig überzeugend. Da muss ich Ihnen Recht geben. Aber das erste, nach dem wir immer suchen müssen, ist das Mo-

tiv.» Und dann fügte er noch hinzu: «Motiv und Gelegenheit.»

Nachdem Redfern gegangen war, bemerkte der Polizeichef mit einem leichten Lächeln:

«Ich hielt es nicht für nötig, dem Burschen zu verraten, dass seine Frau ein Alibi hat. War neugierig, was er zu so einer Möglichkeit sagen würde. Hat ihn ganz schön geschockt, was?»

«Die Argumente, die er vorbrachte, waren beinahe so gut wie ein Alibi selbst», murmelte Poirot.

«Ja. Sie war es nicht. Sie hätte so was nie tun können – schon rein körperlich unmöglich, wie Sie sagten. Marshall könnte als Täter in Frage kommen. Aber offensichtlich war er es nicht.»

Inspektor Colgate hüstelte. «Entschuldigen Sie, Sir, aber ich habe über dieses Alibi nachgedacht. Wenn er nämlich diese Sache plante, Sir, könnte er die Briefe im Voraus geschrieben haben.»

«Das ist eine gute Idee», meinte Weston. «Wir müssen darüber Näheres…» Er brach ab, weil Christine Redfern hereinkam.

Sie wirkte wie immer, ruhig und ein wenig zu beherrscht in ihren Bewegungen. Sie trug einen weißen Tennisrock und einen hellblauen Pullover, der ihr helles Haar und ihre etwas blutarme Hübschheit betonte. Und doch, überlegte Hercule Poirot, ist es weder ein dummes noch ein weiches Gesicht. Es verrät viel Entschlossenheit, Mut und gesunden Menschenverstand. Er nickte wohl wollend.

Nette kleine Person, dachte Weston. Vielleicht ein wenig nichtssagend. Auf jeden Fall viel zu gut für diesen Schürzenjäger von Ehemann. Na ja, der Bursche ist noch jung. Irgendwann im Leben wird jeder mal von einer Frau zum Narren gehalten.

«Setzen Sie sich doch, Mrs Redfern», sagte er. «Es ist immer ein Haufen Routinearbeit zu erledigen, wissen Sie. Wir müssen alle Leute fragen, wo sie heute Vormittag gewesen sind. Einfach der Ordnung halber.»

Christine Redfern nickte. «Ja, das begreife ich sehr gut», sagte sie mit ihrer ruhigen, sachlichen Stimme. «Wo wollen wir anfangen?»

«Beim heutigen Vormittag», antwortete Poirot. «So früh wie möglich, Madame. Wann sind Sie aufgestanden, und was taten Sie dann?»

«Warten Sie mal! Auf meinem Weg hinunter zum Frühstücken ging ich bei Linda vorbei und verabredete mich mit ihr zu einem Spaziergang zur Möwenbucht. Wir wollten uns in der Halle treffen – um halb elf Uhr.»

«Sie hatten nicht die Absicht, vor dem Frühstück zu schwimmen, Madame?»

«Nein. Ich schwimme selten», sagte sie und lächelte. «Das Wasser muss richtig warm sein, ehe ich hineingehe. Mir ist schnell kalt.»

«Aber Ihr Mann schwimmt morgens?»

«O ja. Fast jeden Tag.»

«Und Mrs Marshall auch?»

Christines Stimme änderte sich. Sie wurde kalt, fast scharf. «Nein. Mrs Marshall gehörte zu den Leuten, die immer erst am späten Vormittag auftauchten.»

«Entschuldigen Sie, Madame», sagte Hercule Poirot mit verlegenem Gesicht. «Ich habe Sie unterbrochen. Sie erzählten gerade, dass Sie zu Miss Linda Marshall gingen. Wieviel Uhr war es da?»

«Lassen Sie mich überlegen – ich glaube, halb neun, nein, etwas früher.»

«Und Miss Marshall war bereits auf?»

«Aber ja. Sie war schon weggewesen.»

«Weggewesen?»

«Ja, sie behauptete, sie habe geschwommen.»

Ein schwacher, ein sehr schwacher Unterton der Verwirrung schwang in Christines Stimme mit, was Hercule Poirot nachdenklich machte.

«Und dann?», fragte Weston.

«Ich frühstückte.»

«Und nach dem Frühstück?»

«Ging ich wieder in mein Zimmer hinauf, holte meine Zeichentasche, und wir zogen los.»

«Sie und Miss Linda Marshall?»

«Ja.»

«Wie spät war es?»

«Ich glaube, so gegen halb elf.»

«Und weiter?»

«Wir wanderten zur Möwenbucht. Sie wissen schon, die Bucht auf der Ostseite der Insel. Dort ließen wir uns häuslich nieder. Ich zeichnete, und Linda legte sich in die Sonne.»

«Wann brachen Sie auf?»

«Um Viertel vor zwölf. Ich wollte um zwölf Uhr Tennis spielen und musste mich noch umziehen.»

«Sie hatten Ihre Uhr dabei?»

«Nein. Ich fragte Linda, wie spät es sei.»

«Aha. Und dann?»

«Ich packte meinen Zeichenkram zusammen und kehrte zum Hotel zurück.»

«Und Mademoiselle Linda?», fragte Poirot.

«Linda? Ach, Linda ging ins Wasser.»

«Saßen Sie weit weg vom Wasser?»

«Nun, wir befanden uns hinter der Hochwasserlinie. Direkt unter den Felsen. So konnte ich im Schatten sitzen, und Linda konnte in der Sonne liegen.»

«War Linda Marshall schon im Wasser, als Sie aufbrachen?», fragte Poirot.

Christine runzelte die Stirn und überlegte angestrengt.

«Warten Sie. Sie lief den Strand hinunter. Ich machte meine Zeichenkiste zu – ja, ich hörte noch, wie sie in den Wellen herumplanschte, während ich den Felsenpfad hinauflief.»

«Sind Sie sicher, Madame? War sie tatsächlich im Wasser?»

«Ja, bestimmt.» Sie blickte ihn erstaunt an.

Weston musterte Poirot nachdenklich. Dann sagte er: «Erzählen Sie weiter, Mrs Redfern.»

«Ich kehrte also ins Hotel zurück, zog mich um und ging zu den Tennisplätzen, wo die andern bereits warteten.»

«Wer waren die andern?»

«Captain Marshall, Mr Gardener und Miss Darnley. Wir spielten zwei Sätze. Wir wollten gerade neu anfangen, als wir hörten, was mit – mit Mrs Marshall geschehen war.»

Hercule Poirot beugte sich vor. «Und was dachten Sie da, Madame? Als Sie die Nachricht erfuhren?»

Ihr Gesicht verriet, dass ihr die Frage nicht gefiel. «Was ich dachte?»

«Ja.»

«Eine schreckliche Sache. Entsetzlich, dass so was passieren kann», sagte sie langsam.

«Ja, Sie regten sich darüber auf, das verstehe ich. Aber was bedeutete es für Sie – persönlich?»

Sie warf ihm einen kurzen Blick zu, in dem etwas Flehendes lag. Er reagierte darauf und sagte sachlich:

«Ich frage Sie, Madame, als eine Frau, die intelligent ist und eine Menge gesunden Menschenverstand besitzt. Während Ihres Aufenthaltes hier hatten Sie sich zweifellos eine Meinung von Mrs Marshall gemacht. Was für eine Frau war sie?»

«Ich denke doch, dass man sich von den andern Gästen immer eine Meinung macht, wenn man längere Zeit mit ihnen zusammen in einem Hotel ist.»

«Gewiss. Das ist ganz normal. Und deshalb frage ich Sie, Madame, waren Sie tatsächlich über die Art ihres Todes sehr überrascht?»

«Ich glaube, ich verstehe, was Sie sagen wollen», erwiderte Christine. «Ja, vielleicht überraschte es mich tatsächlich nicht. Aber ich war schockiert. Nur – sie gehörte zu den Frauen, die…»

«Sie gehörte zu der Art von Frauen», ergänzte Poirot «der so etwas passieren könnte. Ja, Madame, das ist die glaubwürdigste und wahrste Bemerkung, die heute Vormittag in diesem Raum ausgesprochen wurde. Wenn wir alle – hm – persönlichen Gefühle beiseite lassen, was hielten Sie von der toten Mrs Marshall?»

«Ist es wirklich wichtig, dass wir uns darüber unterhalten?», fragte Christine Redfern ruhig.

«Ich glaube doch.»

«Also, was soll ich sagen?» Ihr blasses Gesicht überzog sich plötzlich mit einer sanften Röte. Ihre Vorsicht verschwand. Sie entspannte sich. Für einen kurzen Augenblick konnte man erkennen, was für eine Frau sie in Wirklichkeit war. «Sie gehörte zu den Menschen», sagte sie, «die in meinen Augen völlig wertlos sind! Sie tat nichts, was ihre Existenz rechtfertigte. Sie hatte kein Herz, keinen Verstand. Sie dachte nur an Männer, an Kleider und Bewunderung. Überflüssig, ein Parasit der Gesellschaft. Sie gefiel den Männern, nehme ich an – ja, natürlich gefiel sie ihnen. Und sie lebte nur für diese Art

von Leben. Und deshalb, glaube ich, war ich nicht besonders überrascht, dass sie ein so trauriges Ende nahm. Sie war der Typ Frau, der bei allen schmutzigen Dingen mitmacht – Erpressung, Eifersucht, Gewalt. Sie – sie brachte immer das Schlechteste im Menschen zum Vorschein.»

Sie schwieg, etwas außer Atem. Ihre zu kurze Oberlippe zog sich verächtlich nach oben. Oberst Weston dachte verblüfft, dass er keine Frau kannte, die so genau das Gegenteil von Arlena Marshall war wie Mrs Redfern. Das Leben mit ihr musste farblos und langweilig sein. Kein Wunder, dass ein Mann wie Redfern sich zu Frauen vom Schlage Arlena Marshalls besonders hingezogen fühlte.

Noch während er das dachte, wurde ihm plötzlich bewusst, dass Christine Redfern ein Wort gesagt hatte, das ihm besonders im Gedächtnis geblieben war. Das Wort «Erpressung». Er straffte sich und fragte: «Warum, Mrs Redfern, haben Sie im Zusammenhang mit der Toten das Wort ‹Erpressung› gebraucht?»

7

Christine Redfern starrte ihn an, ohne offenbar zu begreifen, was er meinte. Fast mechanisch antwortete sie: «Ich nehme an, weil sie tatsächlich erpresst wurde. Sie war der Typ, der so was direkt herausforderte.»

«Wissen Sie das genau? Dass sie erpresst wurde?», fragte Weston ernst.

Wieder stieg Christine ein schwaches Rot in die Wangen. Etwas verlegen meinte sie: «Tatsächlich weiß ich es zufällig genau. Ich – ich habe es gehört.»

«Können Sie das genauer ausführen, Mrs Redfern?»

Christine Redfern wurde noch röter. «Ich wollte – ich wollte nicht lauschen. Es war reiner Zufall. Es ist zwei, nein, drei Tage her. Wir spielten abends Bridge.» Sie blickte Poirot an. «Erinnern Sie sich? Mein Mann und ich, Sie, Monsieur Poirot, und Miss Darnley. Ich war der Dummy. Die Luft im Spielzimmer war so stickig, und deshalb schlüpfte ich aus der Terrassentür, um etwas frische Luft zu schöpfen. Ich schlenderte den Pfad Richtung Strand hinunter, da hörte ich plötzlich Stimmen. Die eine gehörte Arlena Marshall, ich erkannte sie sofort. Sie sagte: ‹Es hat keinen Zweck, mich zu drängen. Im Augenblick habe ich nicht mehr Geld zur Verfügung. Mein Mann könnte misstrauisch werden.› Dann sagte eine männliche Stimme. ‹Ich lasse mich nicht mit Ausflüchten abspeisen. Sie werden das Geld ausspucken!› Und Arlena Marshall rief: ‹Sie gemeiner Erpresser!› Und der Mann

antwortete: ‹Gemein oder nicht, meine Dame, Sie werden zahlen!»

Christine schwieg.

«Ich kehrte um», sagte sie dann. «Und ein paar Augenblicke später lief Arlena Marshall an mir vorbei. Sie sah – ja, sie sah verängstigt aus.»

«Und der Mann? Wissen Sie, wer es war?», fragte Weston. Christine Redfern schüttelte den Kopf. «Er flüsterte die ganze Zeit. Ich verstand kaum, was er sagte.»

«Die Stimme kam Ihnen nicht bekannt vor?»

Sie überlegte wieder und schüttelte den Kopf. «Nein, ich erkannte sie nicht. Sie war wütend und leise. Es hätte jeder sein können, irgendjemand.»

«Vielen Dank, Mrs Redfern», sagte Oberst Weston.

Nachdem sich die Tür hinter Mrs Redfern geschlossen hatte, sagte Inspektor Colgate: «Na, allmählich kommen wir weiter.»

«Finden Sie?», fragte Weston.

«Nun, das war doch deutlich, Sir. Daran ist nicht zu rütteln: Jemand in diesem Hotel erpresste die Tote.»

«Aber nicht der verrückte Erpresser ist tot. Es ist sein Opfer», murmelte Poirot.

«Das ist der Haken an der Sache», gab der Inspektor zu.

«Erpresser bringen gewöhnlich ihre Opfer nicht um. Aber eines können wir daraus schließen: Wir wissen jetzt den Grund, warum sich Mrs Marshall heute Vormittag so seltsam benahm. Sie hatte eine Verabredung mit dem Burschen, der sie erpresste, und wollte nicht, dass ihr Mann oder Redfern es erfuhr.»

«Das wäre eine Erklärung», pflichtete ihm Poirot bei.

«Und bedenken Sie, welchen Treffpunkt sie wählte. Geradezu der ideale Ort! Die Dame paddelte mit ihrem

Holzfloß davon. Das ist völlig unverdächtig. Sie tut es jeden Tag. Sie paddelt zur Feenbucht, wo am Morgen kein Mensch ist, ein nettes, ruhiges Plätzchen für das Gespräch.»

«Ja, auch mir fiel dieser Punkt auf», meinte Poirot. «Wie Sie sagen, der ideale Ort für eine Verabredung. Er ist einsam gelegen, vom Land aus nur über eine steile Eisenleiter zu erreichen, die nicht jedermanns Sache ist. Außerdem ist der größte Teil der Bucht wegen der überhängenden Felsen von oben nicht einzusehen. Und da ist noch etwas! Mr Redfern erzählte es mir kürzlich. Es gibt dort eine Höhle, deren Eingang nicht leicht zu finden ist und in der man sich gut verstecken kann.»

«Natürlich!», rief Weston. «Die Feenhöhle! Von der habe ich auch schon gehört.»

«Jahrelang hat niemand mehr von ihr gesprochen», meinte Inspektor Colgate. «Sehen wir sie uns doch mal genauer an! Man kann nie wissen. Vielleicht finden wir einen Beweis.»

«Ja. Sie haben Recht, Colgate. Für die eine Hälfte des Rätsels haben wir die Lösung: Wir wissen jetzt warum Mrs Marshall zur Feenbucht wollte. Doch die andere Hälfte ist nach wie vor ungeklärt: Wen wollte sie dort treffen? Vermutlich jemand, der hier im Hotel wohnt. Als Liebhaber schien kein Gast ins Bild zu passen. Aber als Erpresser? Das ist eine andere Sache.»

Er zog das Hotelregister näher.

«Wenn wir die Kellner und anderen Angestellten weglassen, die kaum in Frage kommen dürften, bleiben folgende Personen: der Amerikaner – Gardener, Major Barry, Mr Horace Blatt und Pfarrer Stephen Lane.»

«Wir können den Kreis der Verdächtigen noch enger ziehen, Sir», sagte Colgate. «Ich glaube, dass wir den Amerikaner ausschließen sollten. Er war den ganzen Vormittag über am Strand. Stimmt doch, Monsieur Poirot?»

«Er war kurze Zeit nicht da, als er für seine Frau ein Knäuel Wolle holte.»

«Ach, das brauchen wir nicht weiter zu beachten», sagte Colgate.

«Und was ist mit den andern drei?», fragte Weston.

«Major Barry fuhr gegen zehn Uhr weg und kam um halb zwei Uhr wieder. Mr Lane war noch früher dran. Er frühstückte um acht. Er behauptete, er wollte eine Wanderung machen. Mr Blatt ging segeln, wie jeden Tag. So gegen halb zehn Uhr. Keiner von den beiden ist schon zurückgekommen.»

«Segeln, soso!» Oberst Westons Stimme klang nachdenklich. «Könnte gut passen», bemerkte Colgate.

«Na, wir werden ein Wörtchen mit diesem Major reden. Lassen Sie mal sehen, wen haben wir denn noch? Rosamund Darnley. Und diese Brewster, die die Tote fand, zusammen mit Redfern. Was für ein Typ ist sie, Colgate?»

«Ach, ganz vernünftig, Sir. Steht mit beiden Beinen im Leben.»

«Sie hat sich über die Tote nicht geäußert?»

Der Inspektor schüttelte den Kopf. «Ich glaube nicht, dass sie uns viel verraten kann, Sir. Trotzdem werden wir uns wohl besser mit ihr unterhalten. Sicher ist sicher. Dann sind da noch die Amerikaner.»

Weston nickte. «Lassen wir die mal holen, damit wir die Sache hinter uns haben. Wer weiß, vielleicht können sie uns was erzählen – über die Erpressergeschichte oder über irgendetwas anderes.»

Mr und Mrs Gardener erschienen gemeinsam. «Sie wissen ja, wie das ist, Oberst Weston», begann Mrs Gardener sofort. «So ist doch Ihr Name, nicht wahr?» Und als man ihr das bestätigte, fuhr sie fort: «Es war für mich ein

schrecklicher Schock, und Mr Gardener ist immer sehr besorgt um meine Gesundheit…»

«Mrs Gardener», unterbrach sie ihr Mann, «ist äußerst zart.»

«… und er sagte zu mir: ‹Aber selbstverständlich begleite ich dich, Carrie.› Nicht, dass wir nicht die höchste Meinung von den britischen Polizeimethoden hätten! Wir bewundern sie sehr. Man hat uns erzählt, dass die britische Polizei äußerst umfassend und vorsichtig arbeitet, und das habe ich nie bezweifelt, und als ich einmal ein Armband vermisste – da wohnten wir im ‹Savoy› in London –, war der junge Mann, der mich deswegen befragte, ganz reizend, höchst sympathisch, entzückend. Und natürlich hatte ich das Armband gar nicht verloren, nur verlegt. Das ist das Schlimmste, wenn man soviel unterwegs ist, man vergisst ständig, wo man seine Sachen hingetan hat…» Mrs Gardener machte eine Pause, holte etwas Luft und legte wieder los: «Was ich damit sagen möchte – und ich weiß, dass Mr Gardener völlig meiner Meinung ist –, ich möchte sagen, dass wir der britischen Polizei in jeder Beziehung behilflich sein wollen. Wir tun alles, was in unseren Kräften steht. Fangen Sie nur an, und fragen Sie mich alles, was Sie wissen wollen…»

Oberst Weston öffnete seinen Mund, um dieser Einladung nachzukommen, musste aber seine Frage noch verschieben, weil Mrs Gardener inzwischen bereits weitersprach. «Nicht wahr, Odell, das sagte ich doch? Und es stimmt auch, nicht?»

«Ja, Liebling», erwiderte Mr Gardener.

«Soviel ich weiß», sagte Oberst Weston hastig, «waren Sie, Mrs Gardener, und Ihr Mann den ganzen Vormittag am Strand?»

Ausnahmsweise gelang es Mr Gardener, seiner Frau zuvorzukommen. «Ja», antwortete er.

«Natürlich waren wir am Strand», rief Mrs Gardener. «Und was für ein schöner, friedlicher Vormittag es war, genau wie alle anderen, wenn Sie verstehen, was ich meine, vielleicht war es sogar noch friedlicher. Und keiner von uns hatte auch nur die geringste Ahnung, was da gleich um die Ecke, in der nächsten Bucht, passierte.»

«Haben Sie Mrs Marshall heute gesehen?»

«Nein. Und ich bemerkte noch zu Odell: ‹Wo steckt nur diese Mrs Marshall heute Morgen?› Erst tauchte ihr Mann auf und suchte nach ihr, dann dieser gut aussehende junge Mann, Mr Redfern. Mein Gott, wie ungeduldig er war, obwohl er nur dasaß und alle Leute wütend anstarrte. Und ich fragte mich insgeheim, warum er dieser schrecklichen Frau nachlaufen musste, wo er doch so eine reizende kleine Frau hatte. Denn das dachte ich von ihr, nicht wahr, Odell?»

«Ja, Liebling.»

«Ich begreife nicht, wie dieser nette Captain Marshall so eine Frau heiraten konnte. Wo er doch eine heranwachsende Tochter hat. Und es ist so wichtig, dass die jungen Mädchen in der richtigen Umgebung aufwachsen. Mrs Marshall war ganz und gar nicht geeignet – keine Erziehung –, ein sehr animalisches Wesen. Wenn Captain Marshall auch nur ein wenig Vernunft besessen hätte, würde er Miss Darnley geheiratet haben, eine sehr charmante Frau und aus bestem Stall. Ich muss gestehen, ich bewundere die Art und Weise, wie sie sich ihr Geschäft aufgebaut hat, noch dazu ein erstklassiges Unternehmen. Dazu braucht man Köpfchen. Man muss Rosamund Darnley nur ansehen, um zu erkennen, was für eine kluge Person sie ist. Sie wird immer erreichen, was sie erreichen will. Ich bewundere sie mehr, als ich sagen kann. Und erst gestern sagte ich zu Mr Gardener, dass sogar ein Blinder merkt, wie verliebt sie in Captain Marshall ist. Ich glaube,

ich sagte, dass sie verrückt nach ihm sei, nicht wahr, O-dell?»

«Ja, Liebling.»

«Anscheinend kennen sie sich seit ihrer Kinderzeit. Wer weiß, vielleicht kommt jetzt alles in Ordnung, seine Frau ist tot und… ich habe ein weites Herz, Oberst Weston, nicht dass ich es missbilligen würde, wenn eine Frau zur Bühne geht, doch ich sagte noch zu Mr Gardener, dass diese Frau keine gute Ausstrahlung hat. Und Sie sehen, dass ich Recht habe.»

Sie schwieg triumphierend.

Hercule Poirot verzog den Mund zu einem schwachen Lächeln. Eine Minute lang blickte er Mr Gardener in die schlauen grauen Augen.

«Nun, vielen Dank, Mrs Gardener», sagte Oberst Weston etwas verzweifelt. «Ich nehme an, dass keiner von Ihnen beiden etwas bemerkt hat, was für unseren Fall von Wichtigkeit sein könnte?»

«Nein, ich glaube nicht», sagte Mr Gardener gedehnt. «Mrs Marshall war die meiste Zeit mit dem jungen Redfern zusammen – doch das kann Ihnen jeder andere auch erzählen.»

«Und wie steht's mit ihrem Mann? Hatte er etwas dagegen? Was glauben Sie?»

«Captain Marshall ist sehr reserviert», antwortete Mr Gardener vorsichtig.

Mrs Gardener bestätigte dies. «Er ist sehr britisch», sagte sie.

Auf Major Barrys rotem Gesicht spiegelten sich verschiedene Gefühle wider, die alle die Oberherrschaft gewinnen wollten. Er bemühte sich, entsetzt zu wirken, wie es sich gehörte, konnte aber eine Art von verschämtem Behagen nicht ganz unterdrücken.

«Es freut mich, wenn ich Ihnen helfen kann», sagte er mit seiner rauen, leicht keuchend klingenden Stimme. «Natürlich weiß ich nichts Näheres – rein gar nichts. War nicht mit den Leuten bekannt. Aber ich bin im Leben weit herumgekommen. War lange im Orient, wissen Sie. Und ich kann Ihnen verraten, dass Sie alles Wissenswerte über die menschliche Natur erfahren haben, wenn Sie mal in den indischen Bergen stationiert waren.»

Er schwieg, holte tief Luft und legte wieder los.

«Der Fall erinnert mich an eine Geschichte in Simla. Der Bursche hieß Robinson – oder hieß er Falconer? Ich weiß es nicht mehr genau, spielt ja auch keine Rolle. Ein ruhiger Knabe, verstehen Sie; las viel – lammfromm, könnte man sagen. Eines Abends ging er zu Hause auf seine Frau los. Er würgte sie. Sie hatte es eine Zeit lang mit einem Kerl getrieben, und er hatte es erfahren. Bei Gott, er hätte sie beinahe umgebracht! Um ein Haar. Erstaunte uns alle! Wir hätten so was bei ihm nicht vermutet.»

«Und Sie sehen da eine Ähnlichkeit mit der Ermordung von Mrs Marshall?»

«Also, ich wollte sagen – ich meine, sie wurde erwürgt, nicht wahr? Ist doch ähnlich. Der Bursche sah plötzlich rot!»

«Glauben Sie, dass Captain Marshall solcher Gefühle fähig ist?», fragte Poirot.

«Na, hören Sie mal, das habe ich nicht behauptet!» Major Barrys rotes Gesicht wurde noch röter. «Ich hatte nie was gegen Marshall. Ein anständiger Bursche. Nicht um alles in der Welt würde ich etwas Schlechtes über ihn sagen.»

«Entschuldigen Sie», sagte Poirot, «aber eben erzählten Sie uns noch die Geschichte eines wütenden Ehemannes, der auf seine Frau losging.»

«Nun, ich meinte damit nur, dass sie ganz schön raffiniert war. Der junge Redfern zappelte an ihrer Angel. Und vor ihm gab's sicherlich eine Menge anderer Verehrer. Aber es ist eine komische Sache mit den Ehemännern. Sie merken es immer als letzte. Es hat mich immer wieder verblüfft. Sie sehen, dass ein Kerl hinter der eigenen Frau her ist, aber sie merken nicht, dass sie auch wild auf *ihn* ist. Ich erinnere mich an eine Geschichte in Poona. War eine sehr hübsche Frau. Mein Gott, die tanzte ihrem Mann auf der Nase herum…»

Oberst Weston wurde unruhig. «Ja, ja, Major Barry», sagte er. «Im Augenblick müssen wir uns auf die Fakten beschränken. Können Sie uns aus eigener Anschauung sagen – ich meine, haben Sie etwas gesehen oder gehört, was uns bei unseren Nachforschungen weiterhelfen könnte?»

«Tja, Weston, das möchte ich eigentlich nicht behaupten. Einmal sah ich sie und den jungen Redfern nachmittags in der Möwenbucht…» Er zwinkerte vielsagend und gab ein raues Kichern von sich. «Eine nette Szene, das muss ich sagen. Aber das gehört wohl nicht hierher, haha!»

«Sie haben Mrs Marshall heute Vormittag nicht gesehen?»

«Ich sah überhaupt niemand. Ich fuhr hinüber nach St. Loo. So ein Pech. Monatelang passiert hier nichts, und wenn dann was los ist, bin ich nicht da!» Die Stimme des Majors klang sehr bedauernd.

«Sie fuhren nach St. Loo, sagen Sie?», bohrte Oberst Weston weiter.

«Ja, ich wollte ein paar Telefonanrufe erledigen. Hier gibt's ja kein Telefon, und in der Poststelle von Leathercombe kann jeder mithören.»

«Waren Ihre Gespräche denn so privat?»

Wieder blinzelte der Major anzüglich. «Ja und nein», antwortete er. «Ich wollte einen Freund anrufen und ihn bitten, auf ein bestimmtes Pferd zu setzen. Konnte ihn aber nicht erreichen. Da hatte ich schon wieder Pech.»

«Von wo riefen Sie an?»

«Im Postamt von St. Loo ist eine Telefonzelle. Auf dem Rückweg habe ich mich verfahren – die vielen kleinen krummen Straßen, die hierhin und dorthin führen. Ich muss mindestens eine Stunde vertrödelt haben. Höchst verwirrend, die Gegend hier. Ich bin erst vor einer halben Stunde zurückgekommen.»

«Haben Sie in St. Loo jemand Bekannten getroffen?», fragte Weston.

Major Barry kicherte wieder. «Sie wollen wohl mein Alibi überprüfen? Mir fällt dazu nichts Nützliches ein. Ich bin in St. Loo einem Haufen Leute begegnet, was nicht heißt, dass sie sich an mich erinnern werden.»

«Es ist reine Routinesache, wenn wir Sie danach fragen.»

«Ja, ich weiß. Sie können immer mit mir rechnen. Eine ganz bezaubernde Frau war sie. Ich würde Ihnen gern helfen, den Mörder zu fassen. ‹Mord am einsamen Strand› wird es in den Zeitungen heißen. Das erinnert mich an die Zeit, als ich…» Diesmal war es Inspektor Colgate, der die neue Geschichte schon im Keim erstickte. Er brachte den gesprächigen Major zur Tür. Nachdem der Major verschwunden war, meinte der Inspektor:

«Schwierig zu überprüfen, was er in St. Loo getrieben hat. Wir sind mitten in der Hochsaison.»

«Wir können ihn noch nicht von der Liste der Verdächtigen streichen», sagte der Polizeichef. «Nicht, dass ich ernsthaft einen Verdacht gegen ihn habe. Es laufen Dutzende alter Langweiler wie er herum. Ich erinnere mich noch an den einen oder anderen aus meiner Soldatenzeit.

Trotzdem – er kommt als Täter in Frage. Ich überlasse es Ihnen, Colgate, zu überprüfen, um wie viel Uhr er den Wagen aus der Garage holte, tankte und so weiter. Es wäre ja möglich, dass er den Wagen irgendwo an einer einsamen Stelle parkte und zur Bucht ging. Doch es erscheint mir höchst unglaubwürdig. Das Risiko, gesehen zu werden, wäre zu groß gewesen.»

Colgate nickte. «Allerdings sind heute eine Menge Ausflugsbusse da. Bei so schönem Wetter! Die ersten kamen um halb zwölf an. Flut war um sieben. Ebbe gegen ein Uhr. Es müssen viele Leute am Strand und auf dem Damm gewesen sein.»

«Ja, schon. Aber er hätte vom Damm aus am Hotel vorbeigehen müssen.»

«Nicht unbedingt, Sir. Er hätte vorher abbiegen und den Weg über die Mitte der Insel nehmen können.»

«Ich behaupte ja auch nicht, dass er es nicht hätte tun können, ohne gesehen zu werden. Praktisch waren alle Hotelgäste am Badestrand, mit Ausnahme von Mrs Redfern und Marshalls Tochter, die zur Möwenbucht gingen. Der Weg ist nur von ein paar Hotelzimmern aus einzusehen, und die Wahrscheinlichkeit, dass gerade im richtigen Augenblick jemand zum Fenster hinaussah, sehr gering. Was das betrifft, so glaube ich, dass es durchaus möglich ist, das Hotel zu betreten, durch die Halle zu gehen und es wieder zu verlassen, ohne dass es jemand auffällt. Aber ich meine etwas ganz anderes: Er konnte nicht damit *rechnen,* dass ihn niemand sehen würde.»

«Er hätte mit einem Boot zur Bucht fahren können», meinte Colgate.

Weston nickte. «Das ist schon eher möglich. Wenn er sich ein Boot besorgt und es in einer nahen Bucht versteckt hätte, brauchte er nur den Wagen zu parken, hinzurudern oder hinzusegeln, Mrs Marshall zu ermorden und wieder zu verschwinden. Später tischte er uns dann

die Geschichte auf, dass er in St. Loo gewesen sei und sich verfahren habe, wobei er ganz genau wusste, dass es schwierig sein würde, ihm einen Widerspruch nachzuweisen.»

«Sie haben vollkommen Recht, Sir.»

«Na, ich überlasse alles weitere Ihnen, Colgate», sagte Weston. «Sehen Sie sich gründlich um. Sie wissen ja, was zu tun ist. Am besten sprechen wir jetzt mit Miss Brewster.»

Emily Brewster hatte nichts Wichtiges zu berichten, nichts, was ihnen weitergeholfen hätte.

Nachdem sie ihre Geschichte noch einmal erzählt hatte, fragte Weston: «Sie haben also nichts beobachtet, was uns nützlich sein könnte?»

«Ich fürchte, nein», erwiderte Miss Brewster kurz. «Was für eine schreckliche Sache. Aber ich bin sicher, dass Sie bald dahinter kommen werden.»

«Ich hoffe es», sagte Weston.

«Es dürfte nicht allzu schwierig sein», bemerkte Miss Brewster trocken.

«Was meinen Sie damit, Miss Brewster?»

«Entschuldigen Sie. Ich wollte Ihnen keine guten Ratschläge geben. Ich meine nur, dass es bei so einer Frau ganz leicht sein wird, den Täter zu finden.»

«Glauben Sie?», fragte Poirot.

«Natürlich. Man soll ja nichts Schlechtes von den Toten sagen und so weiter, aber um die Tatsachen kommt man eben nicht herum. Die Frau war durch und durch böse. Man braucht sich nur ihre nicht sehr rühmliche Vergangenheit anzusehen.»

«Sie mochten sie nicht?», fragte Poirot freundlich.

«Ich wusste zu viel über sie», antwortete Miss Brewster. Und als sie die fragenden Blicke sah, fuhr sie fort: «Eine meiner Kusinen heiratete einen Erskine. Sie haben sicherlich gehört, dass diese Person den alten Sir Robert dazu überredete, ihr fast sein ganzes Vermögen zu hinterlassen statt seinen Verwandten. So vernarrt war er in sie!»

«Und die Verwandten – hm –, denen passte das nicht?», fragte Weston.

«Natürlich nicht. Sein Verhältnis mit ihr war sowieso schon ein Skandal, und dann hinterlässt er ihr noch eine Summe von fünfzigtausend Pfund. Das verrät doch, was für eine Art Frau sie war. Sicherlich klingt es sehr hart, aber ich finde, dass die Arlena Stuarts dieser Welt sehr wenig Mitgefühl verdienen. Ich weiß noch ein wenig mehr: Es gab einmal einen jungen Mann, der wegen ihr völlig den Kopf verlor. Er war schon immer etwas zu stürmisch gewesen, und natürlich gab ihm diese Liaison den Rest. Er machte irgendwelche illegalen Geschäfte mit Aktien, selbstverständlich nur, um Geld in die Finger zu bekommen, das er mit ihr ausgeben konnte, und wäre um ein Haar vor Gericht gestellt worden. Diese Frau hat jeden Mann, den sie traf, verdorben. Sehen Sie sich den jungen Redfern an. Wie weit sie es mit ihm trieb! Nein, ich fürchte, ich habe kein Mitleid mit ihr. Obwohl es besser gewesen wäre, sie wäre ertrunken oder einen Felsen hinuntergestürzt. Jemand zu erwürgen ist nicht sehr schön.»

«Sie glauben also, dass der Mörder in ihrer Vergangenheit zu suchen ist?»

«Ja.»

«Der Mörder kam vom Festland, ohne dass ihn jemand bemerkte?»

«Wieso hätte ihn jemand sehen sollen? Wir waren alle am Strand. Soviel ich hörte, war Marshalls Tochter mit Christine Redfern in der Möwenbucht. Captain Marshall

war in seinem Hotelzimmer. Wer, in aller Welt, hätte ihn denn sehen sollen – außer vielleicht Miss Darnley.»

«Wo befand sich Miss Darnley?»

«Sie saß oben auf den Klippen, auf dem so genannten Sonnenfelsen. Mr Redfern und ich sahen sie, als wir um die Insel ruderten.»

«Vielleicht haben Sie Recht, Miss Brewster.»

«Bestimmt habe ich Recht!», erwiderte Miss Brewster entschieden. «Wenn eine Frau mehr oder weniger von Grund auf verdorben ist, dann findet man in ihr selbst den besten Schlüssel für ihren gewaltsamen Tod. Glauben Sie das nicht auch, Monsieur Poirot?»

Hercule Poirot blickte auf. Seine Augen begegneten den selbstsicheren grauen Augen von Miss Brewster. «O ja, ich stimme mit dem überein, was Sie eben sagten: Dass Arlena Marshall selbst der beste, der einzige Schlüssel zu ihrem Tod ist.»

«Na also!» Gerade aufgerichtet stand Miss Brewster da und ließ ihren sachlichen, selbstsicheren Blick von einem zum andern wandern.

«Sie können sicher sein, Miss Brewster», meinte Oberst Weston, «dass wir keinen wichtigen Hinweis übersehen werden, den wir in Mrs Marshalls Vergangenheit entdecken.»

Emily Brewster ging hinaus.

Inspektor Colgate setzte sich auf seinem Stuhl bequemer zurecht. Mit nachdenklicher Stimme sagte er: «Eine ziemlich energische Person, was? Sie konnte die Tote nicht leiden, das merkte man deutlich.» Er schwieg einen Moment und fuhr dann grübelnd fort: «Ein Jammer, dass sie für den ganzen Vormittag so ein hieb- und stichfestes Alibi hat. Haben Sie ihre Hände gesehen, Sir? So groß wie bei einem Mann. Und sie ist eine kräftige Person, stärker

als viele Männer, würde ich sagen…» Er warf Poirot einen fast flehenden Blick zu. «Und Sie behaupten, dass sie den ganzen Vormittag über am Strand saß?»

Poirot schüttelte den Kopf. «Mein lieber Inspektor», sagte er, «sie erschien am Strand, als Mrs Marshall die Feenbucht noch nicht erreicht haben konnte, und sie blieb in meinem Blickfeld, bis sie mit Mr Redfern im Boot wegfuhr.»

«Dann ist sie aus dem Schneider.» Er schien wütend darüber zu sein.

Wie jedes Mal, war Rosamund Darnleys Anblick für Hercule Poirot ein großes Vergnügen. Sogar in eine sachliche polizeiliche Untersuchung über die hässlichen Einzelheiten eines Mordfalles kam bei ihrem Erscheinen etwas Heiteres. Sie setzte sich Oberst Weston gegenüber und blickte ihn mit ihren klugen Augen ernst an.

«Sie brauchen meinen Namen und meine Adresse? Ich bin Rosamund Anne Darnley. Ich habe ein Modeatelier, das Rose Mond in der Brook Street 662.»

«Danke, Miss Darnley. Wissen Sie irgendetwas, was uns weiterhilft?»

«Ich fürchte, nein.»

«Was taten Sie heute Vormittag?»

«Ich frühstückte um halb zehn Uhr. Dann ging ich wieder in mein Zimmer hinauf und holte ein paar Bücher, meinen Sonnenschirm und wanderte zum Sonnenfelsen. Das muss etwa um fünfundzwanzig Minuten nach zehn gewesen sein. Zehn Minuten vor zwölf kehrte ich ins Hotel zurück, holte meinen Tennisschläger und spielte bis zum Mittagessen Tennis.»

«Sie waren also auf diesem Felsenband, das allgemein der Sonnenfelsen heißt, von etwa halb elf bis zehn Minuten vor zwölf?»

«Ja.»

«Haben Sie Mrs Marshall heute Vormittag getroffen?»

«Nein.»

«Sahen Sie, wie sie mit ihrem Floß zur Feenbucht paddelte?»

«Nein. Sie muss früher vorbeigekommen sein, bevor ich auf dem Felsen war.»

«Haben Sie irgendjemand in einem Boot bemerkt?»

«Nein. Wissen Sie, ich habe gelesen. Natürlich blickte ich hin und wieder von meinem Buch auf, aber ich erinnere mich, dass das Meer immer glatt und leer war.»

«Haben Sie Mr Redfern und Miss Brewster bemerkt, als sie vorbeiruderten?»

«Nein.»

«Sie kannten Mrs Marshall, soviel ich weiß?»

«Captain Marshall ist ein alter Freund der Familie. Seine Familie und meine waren Nachbarn. Aber ich hatte ihn viele Jahre nicht gesehen, mehr als zwölf Jahre nicht.»

«Und Mrs Marshall?»

«Ich habe kaum je ein Wort mit ihr gewechselt, bis ich sie hier wiedertraf.»

«Hatten Sie den Eindruck, dass Captain Marshall und seine Frau gut miteinander auskamen?»

«Sie verstanden sich glänzend, soweit ich das beurteilen kann.»

«Liebte Captain Marshall seine Frau?»

«Vermutlich», antwortete Rosamund. «Eigentlich kann ich Ihnen darüber nichts Genaueres sagen. Captain Marshall ist ein eher konservativer Mann. Er hat nicht die Angewohnheit, seine Liebesschwüre hinauszuposaunen, wie so viele moderne Männer.»

«Mochten Sie Mrs Marshall?»

«Nein.» Sie sagte es ruhig und leise. Es klang so, wie es klingen sollte – die einfache Feststellung einer Tatsache.

«Warum mochten Sie sie nicht?»

Etwas wie ein Lächeln erschien auf Rosamunds Gesicht. «Sicherlich haben Sie herausgefunden, dass Arlena Marshall bei ihren Geschlechtsgenossinnen nicht sehr beliebt war? Frauen fand sie tödlich langweilig, und sie zeigte das auch. Trotzdem hätte ich sie gern angezogen. Sie besaß einen ausgezeichneten Geschmack. Sie trug immer das Richtige und konnte sich bewegen. Ich hätte sie gern als Kundin gehabt.»

«Gab sie viel für Kleider aus?»

«Das muss sie wohl. Aber sie besaß ja eigenes Geld, und Captain Marshall ist auch nicht unvermögend.»

«Haben Sie je davon gehört, dass Mrs Marshall erpresst wurde?»

Ein Ausdruck von größtem Erstaunen erschien auf Rosamunds sensiblem Gesicht. «Arlena soll erpresst worden sein?»

«Das scheint Sie zu überraschen.»

«Nun ja, eigentlich schon. Es kommt mir so unglaubwürdig vor.»

«Aber es wäre doch möglich?»

«Alles ist möglich, nicht wahr? Das merkt man ziemlich bald. Aber ich frage mich doch, weswegen jemand Arlena erpresst haben könnte.»

«Vermutlich gab es ein paar Dinge, die ihr Mann nicht erfahren sollte.»

«Ja, möglich.» Es klang zweifelnd. Dann sagte sie mit einem halben Lächeln: «Es mag skeptisch klingen, aber Arlena kannte keine Hemmungen. Sie tat, was sie wollte, und hielt nicht viel von Anstand.»

«Sie glauben also, dass ihr Mann Bescheid wusste – über den vertraulichen Umgang mit gewissen Leuten?»

Es entstand eine Pause. Rosamund runzelte die Stirn. Schließlich sagte sie zögernd: «Eigentlich weiß ich nicht genau, was ich glauben soll. Ich dachte immer, dass Kenneth Marshall seine Frau so nahm, wie sie war, dass er sich über sie keine Illusionen machte. Aber vielleicht stimmt das nicht.»

«Er hat ihr völlig vertraut?»

«Die Männer sind solche Dummköpfe!», rief Rosamund leicht erregt. «Und Kenneth Marshall ist so weltfremd, obwohl er nach außen hin kühl und unbeeindruckt tut. Möglich, dass er ihr blind vertraute. Er glaubte vielleicht, dass sie einfach nur bewundert wurde.»

«Und Sie kennen niemand – oder besser gesagt, Sie haben von niemand gehört, der Mrs Marshall gehasst haben könnte?»

Rosamund Darnley lächelte jetzt offen. «Nur neidische Ehefrauen. Und ich nehme an, dass ein Mann der Täter war, weil sie erwürgt wurde.»

«Ja.»

«Nein, mir fällt niemand ein», erwiderte Rosamund nachdenklich. «Aber wie sollte ich auch etwas wissen. Sie müssen jemand fragen, der näher mit ihr bekannt war als ich.»

«Vielen Dank, Miss Darnley.»

Rosamund wandte sich Hercule Poirot zu. «Haben Sie keine Fragen an mich, Monsieur Poirot?» Sie lächelte ihm leicht spöttisch zu.

Poirot schüttelte nur den Kopf und erwiderte: «Nein, mir fällt keine ein.»

Rosamund Darnley erhob sich und ging hinaus.

8

Sie standen in Arlena Marshalls Zimmer. Zwei große Fenstertüren führten auf einen Balkon, von dem man einen herrlichen Blick auf die Badebucht und das Meer hatte. Die Sonne schien ins Zimmer, und die Ansammlung von gläsernen Flaschen und Töpfchen auf dem Schminktisch funkelte in allen Regenbogenfarben.

Es sah aus wie in einem Schönheitssalon. Jede nur erdenkliche Art von Lotion und Creme schien vorhanden zu sein. Inspektor Colgate begann, Schubladen aufzuziehen und den Inhalt zu überprüfen.

Plötzlich grunzte er zufrieden. Er hatte ein Päckchen Briefe entdeckt. Er und Weston vertieften sich in die Lektüre.

Hercule Poirot trat an den Schrank und öffnete ihn. Nachdenklich musterte er die vielen Kleider und Kostüme, die dort hingen. In den Fächern auf der einen Seite lagen Stöße duftiger Wäsche. Auf einem breiten Fach stapelten sich die Hüte – zwei Strandhüte in Rot und Hellgelb, ein großer Strohhut, ein Ungetüm aus dunkelblauem Leinen, und drei oder vier verrückte kleine Dinger, die bestimmt sehr teuer gewesen waren, eine Art Barett in Dunkelblau, ein Nichts von einem schwarzen Samttuff und ein blassgrauer Turban. Hercule Poirot stand da und betrachtete sie, während ein spöttisches Lächeln um seine Lippen spielte. *«Les femmes!»* murmelte er.

Oberst Weston faltete die Briefe zusammen. «Drei stammen vom jungen Redfern», sagte er. «Der verdamm-

te Idiot! In ein paar Jahren wird er begreifen, dass man Frauen keine Briefe schreibt. Sie heben sie immer auf und schwören, dass sie sie verbrannt hätten. Da ist noch ein weiterer Brief. Auch Verehrerpost.»

Er reichte ihn Poirot. Poirot nahm ihn und las:

«Geliebte Arlena, mein Gott, bin ich traurig! Ich muss nach China reisen und werde dich sicher viele Jahre nicht Wiedersehen. Ich hatte keine Ahnung, dass ein Mann nach einer Frau so verrückt sein kann. Vielen Dank für den Scheck. Jetzt wird man mich nicht vor Gericht stellen können. Um ein Haar wäre es schief gegangen, und alles nur, weil ich einen Haufen Geld verdienen wollte – für dich. Kannst du mir verzeihen? Ich wollte dir Diamanten in die Ohren stecken, in deine hübschen kleinen Ohren. Und ich wollte dir eine Kette aus milchweißen Perlen um den schlanken Hals legen, doch angeblich sind Perlen heute nicht mehr gefragt. Wie wäre es mit einem Smaragd? Ja, der passt zu dir[1]*. Ein großer Smaragd, kühl und grün und voll verstecktem Feuer. Vergiss mich nicht – nein, du wirst mich nicht vergessen, das weiß ich. Du gehörst mir – immer.*

J.N.»

«Vielleicht lohnt es sich herauszufinden, ob dieser J. N. tatsächlich nach China gefahren ist», sagte Inspektor Colgate. «Sonst – na ja, er könnte die Person sein, nach der wir suchen. Er war verrückt nach ihr, hob sie in den Himmel, und dann entdeckte er plötzlich, dass sie mit ihm Katz und Maus spielte. Er klingt nach dem Burschen, den Miss Brewster erwähnte. Ich glaube, der Brief kann uns weiterbringen.»

Hercule Poirot nickte. «Ja, er ist wichtig. Ich halte ihn sogar für sehr wichtig.» Er wandte sich um und musterte das Zimmer, die vielen Flaschen und Dosen auf dem Schminktisch, den offenen Schrank und die große Harlekinpuppe, die auf dem Bett saß.

Dann gingen sie in Kenneth Marshalls Zimmer.

Es lag neben dem seiner Frau, hatte aber keine Verbindungstür. Es besaß keinen Balkon und lag ebenfalls aufs Meer hinaus, war allerdings viel kleiner. Zwischen den beiden Fenstern hing ein Spiegel mit goldenem Rahmen. In der Ecke neben dem rechten Fenster stand der Ankleidetisch, auf dem zwei Haarbürsten mit Elfenbeingriff und eine Kleiderbürste lagen. Daneben thronte eine große Flasche Haarwasser. In der Ecke beim linken Fenster stand ein Schreibtisch mit einer offenen Schreibmaschine und einem Stoß Papiere.

Colgate sah die Papiere rasch durch und bemerkte: «Sieht alles echt aus. Hier ist der Brief, den er vorhin erwähnte. Datiert vom Vierundzwanzigsten – das war gestern. Und da ist auch der Umschlag, heute in Leathercombe abgestempelt. Scheint alles zu stimmen. Jetzt müssen wir feststellen, ob er diese Antwort schon früher verfasst haben kann.» Er setzte sich an den Schreibtisch.

«Machen Sie's nur mal allein», sagte Oberst Weston. «Wir sehen uns inzwischen in den anderen Räumen etwas um. Das Stockwerk war bis jetzt abgeriegelt, und die Leute werden allmählich ungeduldig.»

Sie gingen in Linda Marshalls Zimmer. Es lag nach Osten, mit Blick auf die Felsen und das Meer.

Weston sah sich um und murmelte: «Ich glaube nicht, dass wir hier einen Hinweis finden. Allerdings ist es möglich, dass Marshall im Zimmer seiner Tochter etwas versteckte, das wir nicht finden sollen. Obwohl es mir ziemlich unwahrscheinlich vorkommt. Nach einer Tatwaffe oder ähnlichem suchen wir schließlich nicht.» Er ging wieder hinaus.

Hercule Poirot zögerte. Er hatte im Kamin Spuren eines Feuers entdeckt, die ihm interessant zu sein schienen. Jemand hatte dort kürzlich etwas verbrannt. Er kniete sich nieder und machte sich geduldig an die Arbeit. Sorgfältig legte er seine Fundstücke auf ein Blatt Papier: einen

Rest Kerzenwachs, einige verkohlte grüne Papierfetzen oder Pappestückchen, vermutlich von einem Abreißkalender, da noch eine Fünf und zwei gedruckte Worte – gute Taten – zu erkennen waren, und eine gewöhnliche Nähnadel mit einigen Haaren.

«Was soll man davon halten?», murmelte Poirot. «Phantastisch!» Er nahm die Nadel in die Hand und betrachtete sie. Seine Augen wurden groß. *«Pour l'amour de Dieu!»* rief er. «Ist so was möglich?» Er erhob sich von dem Kaminrost, vor dem er gekniet hatte.

Langsam blickte er sich im Zimmer um. Ein völlig neuer Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Es war ernst, beinahe besorgt.

Links vom Kaminsims war ein Regal mit einer Reihe von Büchern. Hercule Poirot las die Titel. Da standen eine Bibel, ein zerlesener Band mit Shakespeare-Dramen, «Die Ehe des William Ashe» von Humphry Ward, «Die junge Stiefmutter» von Charlotte Yonge, T S. Eliots «Mord im Dom», Shaws «Heilige Johanna», «Vom Winde verweht» und «Des Kaisers Schnupftabakdose» von John D. Carr.

Poirot blätterte in den Büchern und betrachtete den verwischten Stempel auf den Titelseiten. Als er das letzte zurückstellen wollte, fiel sein Blick auf einen Band, der hinter den anderen verborgen war, ein kleines, in braunes Leder gebundenes Buch.

Er nahm es heraus und öffnete es. Langsam nickte er. Dann murmelte er: «Also hatte ich doch Recht… ja, ich habe mich nicht getäuscht! Aber was das andere betrifft… könnte es auch möglich sein? Nein, ich glaube nicht, außer…»

Er stand da und strich sich nachdenklich über die Schnurrbartspitzen, während er weiter über das Problem nachgrübelte. Dann sagte er leise. «Nein, ich glaube nicht, außer…»

Oberst Weston erschien im Türrahmen. «Hallo, Poirot, bleiben Sie noch länger hier?»

«Nein, ich komme! Ich komme!» Poirot eilte in den Korridor hinaus.

Neben Lindas Zimmer lag das der Redferns. Poirot warf einen Blick hinein und stellte automatisch fest, dass dort zwei völlig verschiedene Menschen wohnten; der eine war ordentlich, das musste Christine sein, der andere liebte das malerische Durcheinander, was typisch für Patrick Redfern war. Abgesehen von diesen interessanten Schlaglichtern auf die beiden konnte Poirot dort nichts Wichtiges entdecken. Nebenan war Rosamund Darnleys Zimmer, und hier verweilte Poirot etwas länger, um die Atmosphäre, die die Bewohnerin des Raumes verriet, zu genießen.

Auf dem Tischchen neben dem Bett lagen ein paar Bücher. Die Toilettengarnitur auf dem Frisiertisch war von scheinbarer Einfachheit. Ganz zart stieg Poirot das teure Parfüm in die Nase, das Rosamund Darnley benutzte.

Am nördlichen Ende des Korridors, neben Rosamund Darnleys Zimmer, führte eine Fenstertür auf eine Außentreppe hinaus, über die man zu den Felsen unterhalb des Hotels gelangen konnte.

«Die Treppe benützen die Gäste, wenn sie morgens vor dem Frühstück noch rasch schwimmen wollen», erklärte Weston. «Das heißt, wenn sie bei den Felsen schwimmen wollen, was die meisten tun.»

In Hercule Poirots Augen leuchtete Interesse auf. Er trat hinaus und blickte in die Tiefe.

Am Ende der Treppe war ein Zickzackweg in den Fels gehauen mit Stufen, die bis hinunter zum Strand liefen. Außerdem gab es noch einen Weg links am Hotel vorbei.

«Man könnte diese Treppe hinuntergehen», sagte Poirot, «links abbiegen und so den Hauptweg zum Damm erreichen.»

Weston nickte. «Man kann auf die Insel kommen, ohne am Hotel vorbei zu müssen», bestätigte er und fügte dann hinzu: «Allerdings kann man vom Fenster aus gesehen werden.»

«Von welchem Fenster aus?»

«Zwei Badezimmer liegen auf dieser Seite, außerdem die Garderobe im Erdgeschoss, das Badezimmer der Angestellten und auch das Billardzimmer.»

Poirot nickte. «Alle haben Milchglasscheiben, bis auf das Fenster des Billardraums. Und an einem so schönen Vormittag spielt kein Mensch Billard!»

«Eben.» Weston schwieg nachdenklich. «Aber wenn er es war», fuhr er dann fort, «ging er über diese Treppe.»

«Sie meinen Captain Marshall?»

«Ja. Erpressung oder nicht, ich finde immer noch, dass alles auf ihn als Täter hinweist. Und sein Benehmen – na, er benimmt sich sehr seltsam.»

«Möglich. Aber deshalb ist man noch kein Mörder», bemerkte Poirot trocken.

«Sie glauben also, er war's nicht?»

Poirot schüttelte den Kopf. «Nein, das möchte ich nicht behaupten.»

«Mal sehen, was Colgate über das Alibi mit der Schreibmaschine herausgefunden hat», sagte Weston. «Außerdem wartet das Zimmermädchen, das für dieses Stockwerk zuständig ist. Wir können sie gleich vernehmen. Vielleicht hängt von ihrer Aussage einiges ab.»

Das Zimmermädchen war eine Frau von dreißig Jahren, lebhaft, tüchtig und intelligent. Sie beantwortete bereitwillig alle Fragen.

Captain Marshall war kurz nach halb elf Uhr in sein Zimmer gekommen, als sie gerade aufräumte. Er hatte sie gebeten, sich möglichst zu beeilen. Sie hatte nicht beobachtet, wie er zurückkam, aber kurze Zeit später hatte sie die Schreibmaschine gehört. Das war etwa fünf Minuten vor elf gewesen. Da hatte sie gerade im Zimmer von Mr und Mrs Redfern Ordnung gemacht. Danach war sie in Miss Darnleys Zimmer am Ende des Korridors gegangen. Von dort war die Schreibmaschine nicht mehr zu hören. Es musste kurz nach elf Uhr gewesen sein. Sie erinnerte sich, dass die Kirche von Leathercombe geläutet hatte, als sie ins Zimmer trat. Um Viertel nach elf Uhr war sie hinuntergegangen, um Tee zu trinken und etwas zu essen. Danach hatte sie im anderen Flügel gearbeitet. Auf die Frage des Polizeichefs, in welcher Reihenfolge sie die Zimmer in Ordnung gebracht habe, antwortete sie:

«Erst Miss Lindas Zimmer, dann die beiden Badezimmer, danach Mrs Marshalls und ihr Privatbad, Captain Marshalls, Mr und Mrs Redferns, ebenfalls mit Privatbad, Miss Darnleys, die auch ein eigenes Bad hat. Captain Marshalls und Miss Marshalls Zimmer haben kein Bad.»

Während sie in Miss Darnleys Zimmer war, hatte sie niemand draußen vorbeigehen hören, aber es war sehr gut möglich, dass man niemand bemerkte, wenn derjenige leise war.

Dann kam Weston auf Mrs Marshall selbst zu sprechen.

Nein, Mrs Marshall habe nicht zu den Gästen gehört, die früh aufstanden. Sie, Gladys Narracott, sei erstaunt gewesen, dass die Tür offen gewesen und Mrs Marshall schon kurz nach zehn hinuntergegangen sei. Das sei sehr ungewöhnlich gewesen.

«Frühstückte Mrs Marshall immer im Bett?»

«Ja, Sir, immer. Aber nicht viel. Nur Tee und Orangensaft und eine Scheibe Toast. Sie achtete auf ihr Gewicht, wie viele Frauen.»

Nein, ihr sei heute Morgen in Mrs Marshalls Benehmen nichts Besonderes aufgefallen. Sie sei wie immer gewesen. «Was hielten Sie von ihr, Mademoiselle?», fragte Poirot.

Gladys Narracott starrte ihn verblüfft an. «Na, dazu kann ich mich wohl kaum äußern, Sir», meinte sie.

«Doch, doch, das müssen Sie. Wir sind neugierig – sehr neugierig, was für einen Eindruck Sie von ihr hatten.»

Gladys warf dem Polizeichef einen etwas unbehaglichen Blick zu. Weston bemühte sich, ein verständnisvolles Gesicht zu machen, obwohl er in Wirklichkeit über die Methoden seines ausländischen Kollegen etwas verlegen war. Er sagte: «Hm, ja, selbstverständlich. Erzählen Sie!»

Zum ersten Mal, seit sie ausgefragt wurde, verließ Gladys Narracott ihre Sicherheit. Ihre Finger spielten nervös mit dem buntbedruckten Kleid.

«Na ja», begann sie, «Mrs Marshall war nicht gerade das, was man eine Dame nennen würde. Ich meine, sie war eher eine Schauspielerin.»

«Sie war ja auch Schauspielerin», bemerkte Weston.

«Das sagte ich gerade, Sir. Sie tat nur das, wozu sie Lust hatte. Sie – also, sie nahm sich zum Beispiel nicht die Mühe, höflich zu sein, wenn sie nicht höflich sein mochte. Im einen Moment war sie nichts als Freundlichkeit, und im nächsten, wenn sie etwas nicht fand oder die Wäsche nicht rechtzeitig aus der Wäscherei zurückkam, konnte sie richtig gemein werden. Keiner von uns mochte sie besonders. Sie hatte schöne Kleider, und natürlich war sie eine sehr schöne Frau, und deshalb war es ja nur verständlich, dass sie von allen bewundert wurde.»

«Es tut mir Leid, wenn ich Ihnen diese Frage stelle, aber sie ist sehr wichtig: Können Sie uns sagen, wie es zwischen ihr und ihrem Mann stand?»

Gladys Narracott zögerte ein paar Augenblicke. «Sie glauben doch nicht…», stotterte sie dann, «es war doch nicht – glauben Sie, dass er es war?»

«Glauben Sie's denn?», fragte Poirot rasch dazwischen.

«Ach, der Gedanke gefällt mir nicht. Er ist ein so netter Mensch, so was könnte er nie tun. Da bin ich sicher.»

«Aber ganz überzeugt sind Sie doch nicht. Ich merke es an Ihrer Stimme.»

«Man liest es ja immer wieder in der Zeitung», sagte Gladys zögernd. «Aus Eifersucht. Wenn es jemand anders gab – und alle Welt redete natürlich davon: über sie und Mr Redfern, meine ich. Dabei ist Mrs Redfern so eine reizende, freundliche Dame. Es ist eine Schande. Und Mr Redfern ist auch ein netter Mann, aber offenbar können Männer nicht anders, wenn sie einer Frau wie Mrs Marshall begegnen – die es gewöhnt ist, dass man nach ihrer Pfeife tanzt. Die Ehefrauen müssen eine Menge einstecken, finde ich.» Sie seufzte und schwieg. Dann fügte sie zögernd hinzu: «Aber wenn Captain Marshall entdeckte, dass…»

«Ja?», sagte Oberst Weston scharf.

«Ich dachte manchmal, dass Mrs Marshall Angst hatte, ihr Mann könnte es erfahren.»

«Haben Sie einen Grund für diese Annahme?»

«Es war nichts Bestimmtes, Sir. Ich hatte nur so ein Gefühl als ob sie manchmal Angst vor ihm hatte. Er ist ein sehr ruhiger Mann, aber er ist nicht – er ist nicht einfach.»

«Sie wissen nichts Genaues? Hat einer von den beiden irgendetwas gesagt?»

Gladys Narracott schüttelte den Kopf. Weston seufzte. «Wir kommen jetzt zu den Briefen, die Mrs Marshall heute Morgen erhielt», sagte er. «Können Sie uns mehr darüber erzählen?»

«Es waren sechs oder sieben, Sir. Genau weiß ich es nicht.»

«Haben Sie sie ihr gebracht?»

«Ja, Sir. Ich holte sie aus dem Büro wie immer und legte sie aufs Frühstückstablett.»

«Erinnern Sie sich, ob einer dabei war, der anders aussah als die andern?»

Gladys verneinte. «Es waren ganz gewöhnliche Briefe. Es müssen Rechnungen und Reklame darunter gewesen sein, denn ein paar lagen zerrissen auf dem Tablett.»

«Was machten Sie damit?»

«Ich warf sie in den Mülleimer. Einer der Polizisten durchsucht ihn gerade.»

Weston nickte. «Und wohin kam der Inhalt der Papierkörbe?»

«Auch in den Mülleimer.»

«Hm – ja», sagte Weston. «Ich glaube, das ist im Augenblick alles.» Er blickte Poirot fragend an.

Poirot beugte sich vor. «Als Sie heute Vormittag Miss Linda Marshalls Zimmer aufräumten, säuberten Sie da auch den Kaminrost?»

«Das war nicht nötig, Sir. Es hatte kein Feuer gebrannt.»

«Und es lag auch nichts auf dem Rost?»

«Nein, Sir. Er war völlig sauber.»

«Wann waren Sie in ihrem Zimmer?»

«Etwa um Viertel nach neun, Sir. Da war sie schon zum Frühstück hinuntergegangen.»

«Kam sie nach dem Frühstück noch mal ins Zimmer hoch?»

«Ja, Sir. So gegen Viertel vor zehn.»

«Blieb sie lange in ihrem Zimmer?»

«Ich glaube schon, Sir. Jedenfalls kam sie kurz vor halb elf herausgerannt.»

«Sie gingen nicht mehr hinein?»

«Nein, Sir. Ich war ja fertig.»

Poirot nickte. «Da ist noch etwas, das ich gern wissen möchte», fuhr er fort. «Wer war heute vor dem Frühstück schon schwimmen?»

«Über den anderen Flügel und das obere Stockwerk weiß ich nicht Bescheid. Ich kann nur für diese Zimmer hier sprechen.»

«Das genügt mir auch.»

«Nun, Sir, Captain Marshall und Mr Redfern waren heute Morgen die einzigen, glaube ich. Sie schwimmen immer vorher.»

«Haben Sie sie gesehen?»

«Nein, Sir, aber ihre nassen Badeanzüge hingen über dem Balkongeländer wie gewöhnlich.»

«Miss Linda Marshall ist heute früh nicht geschwommen?»

«Nein, Sir. Ihr Badezeug war trocken.»

«Aha», sagte Poirot. «Das wollte ich nur wissen.»

«Eigentlich schwimmt sie jeden Morgen, Sir», sagte Gladys Narracott ungefragt.

«Und die anderen drei Damen, Miss Darnley, Mrs Redfern und Mrs Marshall?»

«Mrs Marshall schwimmt nie so früh, Sir. Miss Darnley war ein- oder zweimal unten, soviel ich mich erinnere. Mrs Redfern schwimmt selten vor dem Frühstück, nur wenn es sehr heiß ist. Heute schwamm sie nicht.»

Wieder nickte Poirot. «Ich frage mich», begann er dann, «ob Sie eine Flasche vermissen. Fehlt irgendwo eine, hier in diesem Flügel des Hotels?»

«Eine Flasche, Sir? Was für eine Flasche?»

«Unglücklicherweise kann ich sie nicht näher beschreiben. Aber wäre es Ihnen aufgefallen… oder ist Ihnen aufgefallen, dass eine fehlt?»

«Bei Mrs Marshall hätte ich es nicht gemerkt, Sir», gab Gladys offen zu. «Sie hat so viele.»

«Und die andern?»

«Bei Miss Darnley bin ich mir nicht so sicher. Sie hat auch eine Menge Cremes und Lotionen. Aber wenn bei den andern eine fehlte, wüsste ich es, ja. Ich meine, wenn ich besonders darauf achten würde. Dann würde es mir auffallen.»

«Aber es ist Ihnen nichts aufgefallen?»

«Nein, weil ich ja nicht besonders darauf achtete, wie ich schon sagte.»

«Vielleicht gehen Sie jetzt noch mal durch die Zimmer und halten danach Ausschau.»

«Wenn Sie meinen, Sir.»

Ihr buntes Kleid raschelte, während sie aus dem Zimmer ging. Weston blickte Poirot an und fragte: «Was soll das alles bedeuten?»

«Meinen Ordnungssinn stören selbst die geringsten Kleinigkeiten», erklärte Poirot. «Miss Brewster schwamm vor dem Frühstück unten bei den Felsen und erzählte, dass eine Flasche aus einem Fenster geworfen wurde und sie beinahe getroffen hätte. Nun, ich möchte gern wissen, wer diese Flasche hinauswarf und warum.»

«Mein Lieber, das kann irgendjemand gewesen sein.»

«Nein, bestimmt nicht. Erst einmal kann die Flasche nur aus einem Fenster an der Ostseite des Hotels geworfen worden sein – das heißt, aus einem Fenster der Zimmer, die wir uns gerade angesehen haben. Jetzt frage ich Sie: Wenn Sie eine leere Flasche auf Ihrem Ankleidetisch oder im Badezimmer stehen haben, was tun Sie mit ihr? Ich werde es Ihnen verraten: Sie werfen sie in den Pa-

pierkorb. Sie machen sich nicht die Mühe, auf den Balkon zu gehen und sie hinunterzuwerfen. Erstens, weil Sie jemand treffen könnten, und zweitens, weil es zu viele Umstände macht. Nein, Sie würden es nur tun, wenn keiner diese Flasche sehen soll.»

Weston starrte ihn verblüfft an. «Chefinspektor Japp, den ich kürzlich traf, hat mir schon erzählt, was für krumme Wege Ihre Gedanken manchmal gehen. Sie wollen mir doch jetzt nicht erzählen, dass Arlena Marshall nicht erwürgt wurde, sondern vergiftet mit dem geheimnisvollen Inhalt aus einer geheimnisvollen Flasche?»

«Nein, nein, ich glaube nicht, dass Gift in jener Flasche war.»

«Was dann?»

«Keine Ahnung. Deshalb interessiert es mich ja so.» Gladys Narracott erschien wieder. Sie wirkte etwas außer Atem. «Tut mir Leid, Sir», sagte sie, «aber ich kann nicht feststellen, ob eine Flasche fehlt. Ich bin ziemlich sicher, dass aus Captain Marshalls Zimmer oder Miss Lindas Zimmer nichts fehlt, auch nicht aus Mr und Mrs Redferns Zimmer oder Miss Darnleys. Aber bei Mrs Marshall weiß ich es nicht. Wie ich schon sagte, sie hatte soviel Zeug.»

Poirot zuckte die Achseln. «Es macht nichts», sagte er. «Lassen Sie es gut sein.»

«Brauchen Sie mich noch, Sir?», fragte Gladys. Sie blickte vom einen zum andern.

«Ich glaube nicht», antwortete Weston. «Vielen Dank.»

«Ich danke Ihnen auch», sagte Poirot. «Und Sie sind sicher, dass Sie uns alles – aber auch alles erzählt haben?»

«Über Mrs Marshall?»

«Nicht nur über Mrs Marshall. Ist ihnen irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen, irgendetwas, das anders war

als sonst, so dass Sie zu sich selbst oder zu einer Ihrer Kolleginnen gesagt haben: ‹Hm, das ist aber seltsam!›»

«Nun, sicherlich nicht das, was Sie meinen, Sir?», antwortete Gladys zweifelnd.

«Was ich meine oder denke, ist gleichgültig», erklärte Poirot. «Stimmt es also, dass Sie zu sich selbst oder zu einer Kollegin sagten: ‹Das ist aber komisch!›?» Die letzten vier Worte sprach er langsam, mit einem leicht ironischen Unterton.

«Eigentlich ist es gar nichts Wichtiges», sagte Gladys. «Es hat sich nur jemand ein Bad eingelassen. Und ich meinte zu Elsie, dass es doch komisch sei, wenn jemand gegen zwölf Uhr badete.»

«Wessen Bad war es?»

«Das könnte ich nicht sagen, Sir. Wir hörten nur den Abfluss gurgeln, hier in diesem Teil des Hotels, und da machte ich zu Elsie diese Bemerkung.»

«Sind Sie sicher, dass es der Badewannenabfluss war? Nicht ein Waschbecken?»

«Oh, ganz sicher, Sir. Man kann es nicht verwechseln.»

Poirot erklärte, dass er Gladys nicht mehr länger aufhalten wolle, und man erlaubte ihr zu gehen.

«Sie glauben doch nicht, dass diese Geschichte mit dem Bad wichtig ist, Poirot?», fragte Weston dann. «Ich sehe da keinen Zusammenhang. Keine Blutflecken oder irgendetwas, das der Täter wegwaschen wollte. Das ist der Vorteil, wenn…» Er zögerte.

«Sie wollten sagen, das ist der Vorteil, wenn das Opfer erwürgt wurde», sagte Poirot. «Keine Blutflecken, keine Waffe, nichts, was man loswerden oder verstecken muss. Alles, was man braucht, ist Körperkraft – und die Mentalität eines Mörders.» Seine Stimme klang so zornig, so erregt, dass Weston etwas zusammenzuckte.

Hercule Poirot lächelte entschuldigend. «Nein», sagte er, «vermutlich spielt das Bad keine Rolle. Jeder kann gebadet haben. Mrs Redfern, ehe sie zum Tennisspielen ging. Captain Marshall, Miss Darnley – wie ich sagte, es kann jeder gewesen sein. Es ist nicht wichtig.»

Es klopfte an die Tür, und ein Polizist steckte den Kopf herein. «Es ist Miss Darnley, Sir. Sie sagt, sie würde Sie gern für eine Minute sprechen. Sie hat vergessen, Ihnen etwas Wichtiges zu erzählen.»

«Wir kommen hinunter – sofort!», sagte Weston.

Als erstes begegnete ihnen Colgate. Er machte ein düsteres Gesicht. «Einen Augenblick, Sir», sagte er.

Weston und Poirot folgten ihm in Mrs Castles Büro.

«Ich habe zusammen mit Heald die Sache mit der Schreibmaschine überprüft», erklärte Colgate. «Es gibt keinen Zweifel, dass es nicht unter einer Stunde zu schaffen ist. Es würde sogar länger dauern, wenn man bedenkt, dass man hin und wieder unterbrechen und überlegen muss. Damit scheint mir dieser Punkt geklärt zu sein. Sehen Sie sich mal diesen Brief an.» Er reichte Weston ein Blatt Papier.

Weston las:

«Mein lieber Marshall, tut mir Leid, dass ich Sie im Urlaub stören muss. Aber wegen der Burley- und Tender-Verträge gibt es ein paar Fragen, die erst jetzt…»

«Der Rest ist unwichtig», unterbrach ihn Colgate. «Der Brief trägt das Datum von gestern, es war der Vierundzwanzigste. Der Umschlag wurde gestern in London und heute in Leathercombe abgestempelt. Die Schreibmaschinentypen auf Umschlag und Brief sind dieselben. Und dem Inhalt nach ist es eindeutig unmöglich, dass

Marshall die Antwort vorausplanen konnte. Die Zahlen in seinem Antwortbrief ergeben sich aus dem Schreiben aus London – die ganze Geschichte ist ziemlich kompliziert.»

«Hm.» Weston war nicht sehr erfreut. «Damit scheint Marshall draußen zu sein. Und wir müssen woanders suchen.» Er fügte noch hinzu: «Ich muss jetzt mit Miss Darnley sprechen. Sie wartet schon.»

Kurz darauf trat Rosamund mit raschen Schritten ein. Sie lächelte etwas entschuldigend und sagte: «Es tut mir so Leid. Vielleicht ist es auch nicht weiter wichtig. Aber man vergisst so häufig etwas.»

«Ja, Miss Darnley?» Der Polizeichef deutete auf einen Stuhl. Sie schüttelte den Kopf mit dem schönen Haar. «Oh, es lohnt sich nicht, dass ich mich setze. Es geht um folgendes: Ich erzählte Ihnen, dass ich am Vormittag auf dem Sonnenfelsen war. Das ist nicht ganz richtig. Ich vergaß zu erwähnen, dass ich zwischendurch einmal ins Hotel zurückkehrte.»

«Um welche Zeit, Miss Darnley?»

«Es muss etwa Viertel nach elf gewesen sein.»

«Sie sagten, Sie kehrten ins Hotel zurück?»

«Ja, ich hatte meine Sonnenbrille vergessen. Erst dachte ich, es würde mich nicht stören, doch meine Augen wurden immer müder, und da beschloss ich, sie zu holen.»

«Sie gingen direkt auf Ihr Zimmer und dann sofort wieder zum Sonnenfelsen?»

«Ja. Oder vielmehr, ich schaute noch bei Ken – bei Captain Marshall hinein. Ich hörte seine Schreibmaschine und fand es schade, dass er bei so schönem Wetter auf seinem Zimmer saß und arbeitete. Ich wollte ihm vorschlagen mitzukommen.»

«Und was sagte Captain Marshall?»

Rosamund lächelte etwas verlegen. «Nun, als ich leise die Tür öffnete und hineinsah, erkannte ich, dass er ganz versunken in seine Arbeit war. Er tippte wie ein Wilder und hatte einen so angestrengten Gesichtsausdruck, dass ich die Tür leise ins Schloss drückte und mich davonmachte. Ich glaube, er hat mich nicht einmal bemerkt.»

«Und das war – um wie viel Uhr, Miss Darnley?»

«Um zwanzig Minuten nach elf. Ich erinnere mich, dass die Uhr unten in der Halle diese Zeit anzeigte.»

«Und das ist das Tüpfelchen auf dem i», stellte Inspektor Colgate fest. «Das Zimmermädchen hörte ihn bis fünf Minuten nach elf Uhr tippen. Miss Darnley sah ihn um zwanzig Minuten nach elf, und die Frau starb um Viertel vor zwölf. Er behauptet, er war die fragliche Stunde in seinem Zimmer und tippte, und allem Anschein nach war er tatsächlich dort. Damit können wir Captain Marshall abhaken.» Er schwieg einen Augenblick und fügte dann mit einem neugierigen Blick auf Poirot hinzu: «Monsieur Poirot sieht aus, als ob ihm irgendetwas Sorgen macht.»

«Ich habe mich nur gefragt», antwortete Poirot nachdenklich, «warum Miss Darnley plötzlich noch freiwillig eine zusätzliche Aussage machen wollte.»

Inspektor Colgate legte den Kopf schräg. «Sie glauben, dass da etwas nicht stimmt? Dass sie es nicht nur vergessen hatte?»

Er dachte einige Zeit über diese Frage nach und sagte dann: «Hören Sie, Sir, vielleicht sollten wir die Sache mal anders sehen. Angenommen, Miss Darnley war nicht auf dem Sonnenfelsen, wie sie behauptet. Angenommen, die Geschichte ist eine Lüge. Weiter angenommen, dass sie woanders gesehen wurde oder jemand zum Sonnenfelsen kam und sie nicht dort war. Das hat sie herausgefunden, nachdem sie ihre Aussage bei uns machte. Sie erfindet also schnell noch eine Geschichte und kommt zu uns,

damit wir sie direkt von ihr hören. Es wird Ihnen aufgefallen sein, wie sehr sie betonte, dass Captain Marshall sie nicht bemerkte.»

«Ja, das fiel mir auf», bestätigte Poirot.

«Wollen Sie behaupten, dass Miss Darnley in diese Geschichte verwickelt ist?», rief Weston ungläubig. «So ein Unsinn! Das erscheint mir völlig absurd. Was für einen Grund hätte sie denn?»

Inspektor Colgate hüstelte. «Sie erinnern sich sicherlich, was die amerikanische Dame berichtete, Mrs Gardener. Sie deutete an, dass Miss Darnley in Captain Marshall verliebt ist. Das könnte ein Motiv sein, Sir.»

«Arlena Marshall wurde nicht von einer Frau umgebracht», antwortete Weston ungeduldig. «Der Täter war ein Mann. Und von dieser Überzeugung dürfen wir nicht abgehen.»

Inspektor Colgate seufzte. «Ja, das ist wahr, Sir. Alle Wege führen immer wieder dahin zurück.»

«Lassen Sie einen Polizisten die Zeitangaben überprüfen», fuhr Weston fort. «Er soll vom Hotel über die Insel bis zum Anfang der Leiter gehen. Mal schnell, mal langsam. Und dann soll er feststellen, wie lange es dauert, die Leiter hinunterzuklettern. Und jemand anders soll feststellen, wie lange man mit so einem Holzfloß von der Badebucht bis zum Strand braucht, wo die Tote gefunden wurde.»

Inspektor Colgate nickte. «Ich werde mich darum kümmern, Sir.»

«Ich glaube, ich sehe mir jetzt mal diese Bucht an. Vielleicht hat Phillips etwas gefunden. Und dann ist da noch diese Höhle. Wir sollten feststellen, ob wir Anzeichen dafür finden, dass dort jemand gewartet hat, was, Poirot? Was halten Sie davon?»

«Ja, das ist eine Möglichkeit», sagte Poirot.

«Wenn ein Außenseiter heimlich auf die Insel kam, wäre das ein gutes Versteck – falls er überhaupt über diese Höhle Bescheid wusste. Die Einheimischen kennen sie sicherlich, nicht wahr?»

«Ich glaube, die jungen Leute wissen es nicht mehr. Seit es dieses Hotel gibt, sind die Höhlen Privatbesitz. Und die Fischer kommen nicht dorthin, und Leute, die picknicken wollen, auch nicht. Die Hotelangestellten sind nicht von hier. Und Mrs Castle stammt aus London.»

«Redfern könnte mitkommen. Er hat uns von dieser Höhle erzählt. Wie steht's mit Ihnen, Monsieur Poirot?»

Hercule Poirot zögerte. Dann antwortete er, wobei sein ausländischer Akzent deutlicher zu hören war als sonst: «Ich? Ich halte es mit Miss Brewster und Mrs Redfern. Ich klettere nicht gern steile Leitern hinunter.»

«Sie können mit dem Boot fahren», bemerkte Weston.

Poirot seufzte. «Mein Magen fühlt sich auf dem Meer nicht wohl», erwiderte er pathetisch.

«Unsinn, Mann, es ist ein herrlicher Tag! Das Meer ist glatt wie ein Dorfteich. Sie können uns doch nicht im Stich lassen.»

Hercule Poirot sah nicht so aus, als ob ihn das sehr beunruhigte. In diesem Augenblick steckte Mrs Castle ihren elegant frisierten Kopf zur Tür herein. «Ich hoffe, ich störe nicht», sagte sie, «aber Mr Lane, der Pfarrer, ist zurückgekommen. Ich dachte, dass Sie das sofort wissen wollten.»

«Ja, vielen Dank, Mrs Castle. Am besten sprechen wir sofort mit ihm.»

Mrs Castle machte einen Schritt ins Zimmer. «Ich weiß ja nicht, ob's wichtig ist, aber ich habe gehört, dass man nicht das kleinste Detail unerwähnt lassen soll…»

«Ja, ja?», sagte Weston ungeduldig.

«Es ist so, dass gegen ein Uhr eine Dame und ein Herr hier waren. Sie kamen vom Festland. Zum Mittagessen. Ich teilte ihnen mit, dass es einen Unfall gegeben habe und wir kein Essen servieren könnten.»

«Haben Sie eine Ahnung, wer sie waren?»

«Nein. Natürlich nannten sie nicht ihren Namen. Sie waren nur enttäuscht und neugierig zu erfahren, was für ein Unfall es gewesen war. Selbstverständlich habe ich keine Einzelheiten berichtet. Ich würde sagen, es waren Sommergäste der besseren Sorte.»

«Na ja, vielen Dank, dass Sie uns informierten», erwiderte Weston kurz. «Vielleicht nicht wichtig, aber trotzdem gut, dass Sie daran gedacht haben.»

«Es war meine Pflicht», erklärte Mrs Castle.

«Richtig, richtig. Bitten Sie doch jetzt Mr Lane, hereinzukommen.»

Stephen Lane trat mit energischen Schritten ins Zimmer.

«Ich bin der Polizeichef der Grafschaft, Mr Lane», sagte Weston. «Ich nehme an, Sie wissen, was passiert ist?»

«Ja, ja, natürlich. Ich habe es gehört, sobald ich ankam. Entsetzlich… schrecklich…» Sein hagerer Körper schien zu erzittern. «Die ganze Zeit, seit ich hier bin», sagte er mit leiser Stimme, «war ich mir bewusst, sehr bewusst, dass die Mächte des Bösen auf uns lauerten.» Sein brennender Blick wanderte zu Hercule Poirot. «Erinnern Sie sich, Monsieur Poirot? An unser Gespräch vor ein paar Tagen? Über die Realität des Bösen?»

Weston betrachtete die große, hagere Gestalt mit einer gewissen Verblüfftheit. Offensichtlich fiel es ihm schwer, sich ein Bild von Lane zu machen. Lanes Blick kehrte zu Weston zurück. «Sicherlich klingt das in Ihren Ohren sehr phantastisch, Sir», sagte Lane mit einem leichten Lächeln. «Heute glaubt man nicht mehr an das Böse. Das

Feuer der Hölle ist erloschen. Wir glauben nicht mehr an den Teufel. Aber Satan und seine Sendboten waren noch nie so mächtig wie jetzt.»

«Hm, ja, vielleicht», sagte Weston. «Das, Mr Lane, fällt jedoch in Ihr Fach. Meine Aufgabe ist prosaischer – ich muss nur einen Mordfall klären.»

«Was für ein schreckliches Wort: Mord!», rief Stephen Lane. «Eine der ersten Sünden auf dieser Welt – das Blut des unschuldigen Bruders wurde vergossen…» Er schwieg, die Augen halb geschlossen. Dann fragte er in weniger pathetischem Ton: «Wie kann ich Ihnen helfen?»

«Vor allem möchten wir Sie bitten, Mr Lane, uns zu erzählen, wo Sie sich heute aufgehalten haben.»

«Aber gern. Ich brach schon sehr früh zu einer meiner üblichen Wanderungen auf. Ich wandere gern, wissen Sie. Ich kenne bald die ganze Gegend hier. Heute war ich in St. Petrock-in-the-Combe. Es ist etwa sieben Meilen entfernt – eine sehr hübsche Wanderung über gewundene Pfade, durch Täler und über Hügel. Ich nahm etwas zum Mittagessen mit und aß unterwegs in einem Gehölz. Ich sah mir die Kirche an. Dort gibt es Reste früher Glasmalerei, leider nur spärliche Reste, und eine sehr interessante bemalte Tür.»

«Vielen Dank, Mr Lane. Sind Sie unterwegs zufällig jemand begegnet?»

«Eigentlich nicht. Ein Pferdefuhrwerk kam vorbei, dann traf ich noch auf ein paar Jungen mit Fahrrädern und ein paar Kühe. Allerdings», fügte er lächelnd hinzu, «wenn Sie einen Beweis für meine Behauptung brauchen – ich schrieb meinen Namen in das Gästebuch, das in der Kirche aufliegt.»

«Sie sprachen mit niemandem, der zur Kirche gehört, wie dem Pfarrer oder dem Messdiener?»

Stephen Lane schüttelte den Kopf. «Nein, es war niemand zu sehen, und ich war nur als Besucher gekommen. St. Petrock ist sehr abgelegen. Das dazugehörige Dorf ist noch eine halbe Meile weiter.»

«Sie dürfen nicht glauben», sagte Oberst Weston freundlich, «dass wir Ihre Aussage anzweifeln. Wir überprüfen routinemäßig jeden Hotelgast. In einem Fall wie diesem müssen wir uns vor allem an die Routine halten.»

«O ja, ich verstehe», sagte Stephen Lane.

«Jetzt zu meiner nächsten Frage. Wissen Sie irgendetwas, das uns weiterhelfen könnte? Irgendetwas über die Tote? Irgendeinen Hinweis, der uns bei der Suche nach dem Mörder nützen würde? Haben Sie etwas gehört oder gesehen?»

«Ich habe nichts gehört», antwortete Stephen Lane. «Aber soviel kann ich Ihnen sagen: Als ich Arlena Marshall sah, wusste ich ganz instinktiv, dass sich in ihr das Böse konzentrierte. Ja, sie war das Böse selbst! Das personifizierte Böse! Eine Frau kann Stütze und Inspiration im Leben eines Mannes sein – sie kann ihn aber auch ins Verderben reißen. Sie kann den Mann zum Tier machen. Die Tote war genauso eine Frau. Sie appellierte an alle niederen Instinkte in der Natur des Mannes. Sie war eine Frau wie Jezabel. Jetzt ist sie in ihrer ganzen Sündhaftigkeit zerschmettert worden.»

Hercule Poirot machte eine abwehrende Handbewegung. «Sie wurde nicht zerschmettert – sie wurde erwürgt! Erwürgt, Mr Lane, von einem Paar menschlicher Hände!»

Die Hände des Geistlichen begannen zu zittern. Die Finger öffneten und schlossen sich. Mit leiser, erstickter Stimme sagte er: «Das ist entsetzlich – entsetzlich. Müssen Sie das so brutal sagen?»

«Es ist einfach die Wahrheit», erwiderte Poirot. «Haben Sie irgendeine Vorstellung, Mr Lane, wessen Hände es gewesen sein könnten?»

Der andere schüttelte den Kopf. «Ich weiß nichts – nichts…» Weston stand auf. Nach einem raschen Blick zu Colgate, den dieser mit einem fast unmerklichen Nicken beantwortete, sagte er: «Tja, dann brechen wir jetzt auf. Wir wollen zur Bucht gehen.»

«Wo es passierte?», fragte Lane.

Weston nickte.

«Darf ich – darf ich Sie begleiten?», fragte Lane.

Weston wollte gerade kurz abwehren, da kam ihm Poirot zuvor. «Aber gewiss», sagte er. «Wir fahren mit dem Boot, Mr Lane. Es geht sofort los.»

9

Zum zweiten Mal an diesem Tag ruderte Patrick Redfern zur Feenbucht. Mit im Boot saßen Hercule Poirot, sehr blass, die Hand auf dem Bauch, und Stephen Lane. Oberst Weston hatte den Landweg gewählt. Da er unterwegs aufgehalten wurde, traf er erst am Strand ein, als das Boot anlegte. Ein uniformierter Polizist und ein Beamter in Zivil waren bereits da. Weston stellte dem Beamten in Zivil ein paar Fragen, während die drei Männer aus dem Boot kletterten und zu ihm gingen.

«Ich habe jeden Fleck hier abgesucht, Sir», sagte Phillips. «Gut. Was haben Sie gefunden?»

«Es liegt alles bereit, Sir. Wollen Sie bitte mitkommen und es sich ansehen.»

Auf einem Stein lag eine kleine Sammlung von Gegenständen ausgebreitet: eine Schere, eine leere Zigarettenschachtel, fünf Flaschenkapseln, einige gebrauchte Streichhölzer, drei Fadenstücke, ein paar Zeitungsfetzen, der Teil einer Pfeife, vier Knöpfe, ein Hühnerknochen und eine leere Sonnenölflasche.

Weston betrachtete alles mit kritischem Blick. «Hm», meinte er. «Ziemlich bescheidene Ausbeute. Heutzutage scheinen die meisten Leute gewöhnlich einen Strand mit einer Müllhalde zu verwechseln. Die leere Flasche liegt wohl schon länger hier, dem verwaschenen Etikett nach zu schließen. Und die anderen Dinge auch. Nur die Schere ist neu. Sie glänzt und hat keine Flecken. Sie kann ges-

tern noch nicht dagelegen haben, weil es da geregnet hat. Wo haben Sie sie gefunden?»

«Bei der Leiter, Sir. Auch das Pfeifenstück.»

«Nun, das könnte jemand verloren haben, der hinauf- oder hinunterkletterte. Es ist nicht zu erkennen, wem sie gehört?»

«Nein, Sir. Nur eine gewöhnliche Nagelschere. Das Pfeifenstück stammt von einer Bruyère-Pfeife – gute Qualität, ziemlich teuer.»

«Ich erinnere mich», sagte Poirot nachdenklich, «dass Captain Marshall eine Pfeife erwähnte, die er verlegt hatte.»

«Marshall gehört nicht mehr zu den Verdächtigen», erklärte Weston. «Jedenfalls ist er nicht der einzige Mensch, der Pfeife raucht.»

Hercule Poirot beobachtete, wie Stephen Lane mit der Hand in die Tasche griff und sie leer wieder zurückzog. Er fragte freundlich: «Sie sind auch Pfeifenraucher, Mr Lane?»

Der Geistliche zuckte zusammen. Er blickte Poirot an und erwiderte: «Ja, natürlich. Die Pfeife ist mir eine gute alte Freundin und begleitet mich überall.» Wieder schob er die Hand in die Tasche. Diesmal holte er die Pfeife hervor. Er füllte sie mit Tabak und steckte sie an.

Hercule Poirot ging zu Redfern und sagte leise: «Ich bin froh, dass man sie weggebracht hat…»

«Wo wurde sie gefunden?», fragte Stephen Lane.

«Ungefähr dort, wo Sie jetzt stehen, Sir», sagte Phillips fröhlich.

Lane trat hastig ein paar Schritte zur Seite und starrte auf die Stelle, wo er eben gestanden hatte.

«So, wie das Floß an den Strand hochgezogen war, muss sie um Viertel vor zehn eingetroffen sein», erklärte

Phillips. «Das passt auch zum Wasserstand. Inzwischen hatte die Ebbe eingesetzt.»

«Mit dem Fotografieren sind Sie fertig?», fragte Weston.

«Ja, Sir.»

Weston wandte sich an Redfern. «Also, Mann, wo ist der Eingang zu der Höhle, die Sie erwähnten?»

Patrick Redfern betrachtete immer noch die Stelle, an der Lane gestanden hatte. Als sähe er noch die Tote daliegen, die längst schon fortgebracht worden war. Westons Frage rief ihn in die Wirklichkeit zurück.

«Er ist dort drüben», sagte er.

Er schritt den anderen voran zu einem Haufen heruntergefallener Gesteinsbrocken, der malerisch an der Seite des Felsens lag. Er ging, ohne zu zögern, auf zwei große Steine zu, die nur durch einen schmalen Spalt getrennt waren. «Hier ist der Eingang», sagte er.

«Was, hier?», rief Weston. «Es wirkt nicht so, als könnte sich da ein Mensch hindurchquetschen.»

«Der Schein trügt, Sir, das werden Sie gleich merken. Es ist zu schaffen.»

Weston schob sich zögernd durch die Spalte. Sie war nicht so eng, wie es auf den ersten Blick geschienen hatte. Dahinter weitete sich der Durchgang zu einer ziemlich großen Höhle. Man konnte darin stehen und ein paar Schritte hin und her machen.

Hercule Poirot und Stephen Lane folgten Weston. Die anderen blieben draußen. Das Tageslicht fiel nur gedämpft durch den Spalt. Weston hatte eine starke Taschenlampe mitgebracht, deren Strahl jetzt das Innere beleuchtete.

«Sehr praktisch», meinte Weston. «Von außen ist nichts zu sehen. Man würde hier nie eine Höhle vermuten.» Er leuchtete gründlich den Boden ab. Hercule Poirot zog

schnuppernd die Luft ein. Als Weston es bemerkte, sagte er:

«Die Luft ist gut, es riecht nicht nach toten Fischen oder Tang. Aber natürlich liegt die Höhle über der Flutgrenze.» Aber für Poirots feine Nase war die Luft nicht nur gut. Sie duftete sogar. Und er kannte zwei Leute, die diesen Duft als Parfüm benützten.

Weston ließ seine Taschenlampe sinken. «Ich kann nichts Verdächtiges finden», sagte er.

Poirots Blick wanderte zu einem Sims über seinem Kopf. «Ob dort oben wohl etwas liegt?», fragte er.

«Wenn wir dort etwas finden», sagte Weston, «so muss es jemand absichtlich hingelegt haben. Am besten sehen wir nach.»

Poirot wandte sich an Lane. «Sie sind der größte von uns, Monsieur. Dürfen wir Sie bitten, nachzuprüfen, ob dort oben etwas ist?»

Lane reckte sich, doch er reichte nicht weit genug hinein. Da entdeckte er eine Vertiefung in der Wand. Er schob den einen Fuß hinein und zog sich hoch. «He!», rief er. «Da ist eine Schachtel!»

Ein oder zwei Minuten später standen sie draußen im Sonnenschein und untersuchten den Fund, den der Geistliche gemacht hatte.

«Vorsicht!», sagte Weston. «Fassen Sie sie nicht überall an. Vielleicht finden wir Fingerabdrücke.»

Es war eine dunkelgrüne Blechschachtel, auf der «Sandwiches» stand.

«Wurde vermutlich bei irgendeinem Picknick vergessen», bemerkte Phillips. Er legte sein Taschentuch über den Deckel und öffnete ihn.

Kleine Behälter mit der Aufschrift «Salz», «Pfeffer», «Senf» standen darin. Außerdem zwei größere quadratische Dosen, offensichtlich für Sandwiches gedacht. Phil-

lips, der Polizeibeamte in Zivil, schraubte den Deckel vom Salzstreuer. Er war voll bis zum Rand. Er schraubte den nächsten Deckel ab und bemerkte dann: «Auch im Pfefferstreuer ist Salz.» Der Senftopf enthielt ebenfalls Salz.

Plötzlich erschien ein wachsamer Ausdruck auf seinem Gesicht. Er öffnete eine der größeren quadratischen Dosen. Auch in dieser war das gleiche körnige weiße Pulver.

Zögernd tauchte Phillips den Zeigefinger hinein und leckte ihn ab. Aufgeregt rief er: «Das ist kein Salz, Sir. Niemals! Es schmeckt bitter. Meiner Meinung nach ist das Rauschgift.»

«Ein ganz neuer Aspekt», sagte Oberst Weston und seufzte. Sie waren wieder ins Hotel zurückgekehrt. «Wenn eine Rauschgiftbande in diesen Fall verwickelt ist», fuhr er fort, «gibt es verschiedene Möglichkeiten. Zuerst einmal kann die Tote zu dem Schmuggelring gehört haben. Halten Sie das für möglich?»

«Es wäre durchaus möglich», erwiderte Poirot vorsichtig. «Vielleicht war sie süchtig?»

Poirot schüttelte den Kopf. «Das möchte ich bezweifeln», sagte er. «Sie hatte gute Nerven, war von strahlender Gesundheit, und Einstichstellen habe ich auch nicht bemerkt. Obwohl das nichts besagt. Manche Leute schnupfen das Zeug. Nein, ich glaube nicht, dass sie Rauschgift nahm.»

«In diesem Fall», sagte Weston, «ist sie vielleicht durch Zufall draufgekommen und wurde von den Leuten, die dahinterstecken, zum Schweigen gebracht. Wir werden bald erfahren, was für Zeug es ist. Ich habe es Neasdon geschickt. Wenn wir einer Rauschgiftbande auf der Spur sind, werden seine Leute sich nicht lange mit Kleinigkeiten aufhalten…»

Er schwieg, weil sich die Tür öffnete. Mr Horace Blatt trat mit energischen Schritten ins Zimmer. Offensichtlich war ihm sehr heiß. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte mit seiner lauten, dröhnenden Stimme:

«Ich bin gerade erst zurückgekommen und habe die Neuigkeit gehört. Sie sind der Polizeichef? Man sagte mir, dass Sie hier drin seien. Ich heiße Blatt – Horace Blatt. Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein? Vermutlich nicht. Ich war seit heute Morgen draußen auf dem Wasser. Habe alles verpasst. Wenn schon mal an diesem abgelegenen Fleckchen Erde was passiert, dann bin ich nicht da! Genau wie im Leben, nicht wahr? Hallo, Poirot, habe Sie nicht gleich bemerkt. Sie sind also auch dabei? Ja, natürlich, das ist wohl selbstverständlich. Sherlock Holmes im Wettlauf mit der Ortspolizei, was? Ha, ha! Es macht mir Spaß, Ihnen ein wenig beim Schnüffeln zuzusehen.»

Mr Blatt ging in einem Stuhl vor Anker und holte sein Zigarettenetui hervor, das er Oberst Weston anbot. Weston schüttelte den Kopf.

«Ich bin ein unverbesserlicher Pfeifenraucher», sagte er mit einem leichten Lächeln.

«Genau wie ich. Ich rauche zwar auch Zigaretten, aber nichts geht über eine Pfeife.»

«Dann zünden Sie sich doch eine an, Mann!», sagte Oberst Weston, dem ein genialer Einfall gekommen war.

«Ich habe sie im Augenblick nicht bei mir. Aber, bitte, weihen Sie mich doch in die Einzelheiten ein! Bis jetzt weiß ich nur, dass Mrs Marshall ermordet wurde und man sie irgendwo am Strand gefunden hat.»

«In der Feenbucht», erklärte Weston, während er ihn genau beobachtete.

«Und sie wurde erwürgt?», rief Mr Blatt aufgeregt.

«Ja, Mr Blatt!»

«Gemein, wirklich widerlich! Aber wissen Sie, sie war selbst schuld. Eine scharfe Puppe – *très moutarde* –, was, Monsieur Poirot? Haben Sie eine Ahnung, wer es gewesen ist? Oder sollte ich das lieber nicht fragen?»

«Nun ja», sagte Oberst Weston, «eigentlich sind wir es, die hier die Fragen stellen.»

Mr Blatt wedelte mit seiner Zigarette. «Entschuldigung, Entschuldigung. Das ist meine Schuld. Bitte, fragen Sie.»

«Sie waren segeln. Wann brachen Sie auf?»

«Um Viertel vor zehn Uhr.»

«Nahmen Sie jemand mit?»

«Keine Menschenseele. Ich war ganz allein.»

«Und wohin segelten Sie?»

«Die Küste entlang in Richtung Plymouth. Ich nahm das Mittagessen mit. Es war nicht viel Wind, deshalb kam ich nicht sehr weit.»

Weston stellte noch ein paar weitere Fragen zu diesem Thema und sagte dann: «Sprechen wir über die Marshalls. Wissen Sie irgendetwas, das uns weiterhelfen könnte?»

«Also, meiner Meinung nach handelt es sich um ein Verbrechen aus Leidenschaft. Und dazu kann ich nur eines sagen: Ich war es nicht. Die schöne Arlena hatte nichts für mich übrig. Da war nichts zu machen. Sie hatte ihren eigenen blauäugigen Verehrer. Und wenn Sie mich fragen, dann hat Marshall etwas gemerkt.»

«Haben Sie dafür Beweise?»

«Ich habe beobachtet, wie er den jungen Redfern mehrmals wütend anstarrte. Ein stilles Wasser, dieser Marshall! Er sieht so freundlich und harmlos aus, als würde er die halbe Zeit schlafen, aber in der Geschäftswelt hat er einen ganz anderen Ruf. Ich habe ein paar Dinge über ihn gehört. Einmal wäre er beinahe wegen tätlichen Angriffs vor Gericht gekommen. Allerdings hatte man ihn auch böse reingelegt. Marshall hatte dem

Kerl vertraut, und der hatte ihn kalt hängen gelassen. Eine besonders schmutzige Geschichte, soviel ich weiß. Marshall schnappte sich ihn und hätte ihn beinahe umgebracht. Der Bursche ging nicht vor Gericht, weil er Angst hatte, es würde zu viel herauskommen. Denken Sie von dieser Geschichte, was Sie wollen. So hat man sie mir jedenfalls berichtet.»

«Sie halten es also für möglich», sagte Poirot, «dass Captain Marshall seine Frau umbrachte?»

«Ganz und gar nicht. So etwas habe ich nie behauptet. Ich habe Ihnen nur erzählt, dass er zu der Sorte gehört, die zum Berserker werden kann.»

«Mr Blatt», sagte Poirot, «wir haben allen Grund zu der Annahme, dass Mrs Marshall heute Vormittag zur Feenbucht paddelte, weil sie jemand treffen wollte. Haben Sie eine Idee, wer das gewesen sein könnte?»

«Ich habe nicht nur eine Idee. Ich weiß es genau: Redfern!» Mr Blatt blinzelte.

«Es war *nicht* Mr Redfern!»

Das schien Mr Blatt zu verblüffen. Zögernd meinte er: «Da – da weiß ich nicht… nein, ich kann mir nicht vorstellen…» Dann fand er etwas von seinem früheren Schwung wieder. «Wie ich schon sagte», fuhr er dröhnend fort, *«ich* war es bestimmt nicht. Mal sehen – Gardener kann es auch nicht gewesen sein, seine Frau lässt ihn kaum aus den Augen! Der alte Idiot Barry? Unsinn! Und der Geistliche kommt wohl kaum in Frage. Obwohl ich ihn öfters dabei erwischte, wie er sie beobachtete. Alles heilige Empörung, aber trotzdem ein Auge für die Kurven, was? Ein Haufen Heuchler, diese Pfarrer. Wenigstens die meisten. Haben Sie die Geschichte gelesen, die vor vier Wochen in der Zeitung stand? Der Pfarrer und die Tochter des Küsters! Das hat einem die Augen geöffnet.» Mr Blatt kicherte.

«Es fällt Ihnen nichts ein, das uns weiterhelfen könnte?», fragte Oberst Weston kühl.

Der andere schüttelte den Kopf. «Nein, gar nichts.» Dann fügte er hinzu: «Das wird eine ziemliche Aufregung geben, meine ich. Für die Presse ist es ein gefundenes Fressen! Aus ist es mit der Vornehmheit und Exklusivität vom ‹Jolly Roger›.»

«Der Aufenthalt hier hat Ihnen nicht gefallen?», fragte Hercule Poirot.

Mr Blatts rotes Gesicht wurde noch röter. «Um ehrlich zu sein, es hat mir nicht gefallen. Essen und Service sind in Ordnung, die Insel ist schön, es lässt sich herrlich segeln aber es fehlt die Herzlichkeit, wenn Sie wissen, was ich meine. Ich will damit sagen, dass mein Geld genauso gut ist wie das der andern. Wir sind alle hier, um unsere Ferien zu genießen. Warum setzen wir uns dann nicht zusammen und tun das auch? All diese kleinen Gruppen und die Leute, die allein dasitzen und einem höchstens kühl guten Morgen oder guten Abend wünschen und eine kurze Bemerkung über das Wetter machen. Keine Lebensfreude. Ein Haufen hochnäsiger Statisten des Lebens.» Mr Blatt schwieg. Jetzt war er wirklich sehr rot.

Er wischte sich wieder über die Stirn und sagte entschuldigend: «Nehmen Sie es nicht ernst, was ich sage. Ich habe mich nur schrecklich aufgeregt.»

«Und was halten wir von Mr Blatt?», fragte Hercule Poirot, nachdem Blatt gegangen war.

Oberst Weston grinste. «Was halten Sie denn von ihm? Sie waren öfter mit ihm zusammen als ich.»

«Auf ihn passen verschiedene Beschreibungen», sagte Poirot. «Er ist ein ungeschliffener Diamant. Ein Selfmademan, ein Emporkömmling. Je nachdem, unter welchem Blickwinkel man ihn betrachtet, ist er pathetisch, lächer-

lich, angeberisch. Das ist Ansichtssache. Aber ich glaube, dass er noch etwas anderes ist.»

«Und das wäre?»

Hercule, Poirots Blick wanderte zur Decke. Er murmelte: «Ich glaube, er ist sehr nervös.»

«Ich habe die verschiedenen Zeiten festgestellt», sagte Inspektor Colgate. «Vom Hotel bis zur Leiter in die Feenbucht – drei Minuten. Das heißt, wenn man normal geht, solange man in Sichtweite des Hotels ist, und dann rennt wie der Teufel.»

Weston zog die Brauen hoch. «Das ist kürzer, als ich dachte.»

«Die Leiter hinunter bis zum Strand – eindreiviertel Minuten. Hinauf – zwei Minuten. Das ist die Zeit von Polizist Flint. Er ist ein ziemlicher Sportler. Wenn man wie ein normaler Mensch geht und klettert, braucht man für die ganze Sache fast eine Viertelstunde.»

Weston nickte. «Da ist noch ein anderes Problem, um das wir uns kümmern müssen: die Pfeife.»

«Blatt raucht Pfeife», sagte Colgate. «Marshall auch, der Geistliche ebenfalls. Redfern raucht Zigaretten, der Amerikaner mag nur Zigarren. Major Barry raucht überhaupt nicht. In Marshalls Zimmer liegt eine Pfeife, in Blatts liegen zwei, im Zimmer des Geistlichen fanden wir eine. Das Zimmermädchen behauptet, Marshall hätte zwei. Das zweite Zimmermädchen ist keine Leuchte. Sie weiß nicht, wie viele Pfeifen die andern beiden haben. Sie glaubt, sie hat zwei oder drei bei ihnen gesehen.» Weston nickte. «Noch etwas?»

«Ich habe die Angestellten überprüft. Sie scheinen alle ganz in Ordnung zu sein. Henry, der Barmann, bestätigt Marshalls Aussage. Er hat ihn um zehn Minuten vor elf gesehen. William, der den Strand in Ordnung hält, hat

den ganzen Vormittag die Leiter an den Felsen beim Hotel repariert. Er ist auch unverdächtig. George hat den Tennisplatz frisch markiert und dann vor dem Esssaal Pflanzen gesetzt. Keiner der beiden hätte sehen können, ob jemand über den Damm zur Insel kam.»

«Wann war der Damm wieder im Trockenen?»

«Um halb zehn Uhr, Sir.»

Weston zupfte an seinem Schnurrbart. «Es ist gut möglich, dass jemand über den Damm auf die Insel gekommen ist, Colgate. Wir haben eine Neuigkeit für Sie.»

Er berichtete von der Brotschachtel, die sie in der Höhle gefunden hatten.

Es klopfte an die Tür. «Kommen Sie herein!», rief Weston. Es war Captain Marshall. «Würden Sie mir wohl sagen, was für Vorbereitungen ich wegen der Beerdigung treffen kann?», fragte er.

«Ich glaube, dass wir die gerichtliche Voruntersuchung für übermorgen ansetzen können, Captain Marshall.»

«Vielen Dank.»

«Entschuldigen Sie, Sir», sagte Inspektor Colgate. «Darf ich Ihnen die hier zurückgeben?» Er reichte Marshall die drei Briefe.

Kenneth Marshall lächelte etwas spöttisch. «Die Polizei hat also geprüft, wie schnell ich Schreibmaschine schreiben kann? Ich hoffe, ich bin jetzt von jedem Verdacht reingewaschen.»

«Ja, Captain Marshall», antwortete Oberst Weston freundlich, «ich glaube, wir können Ihnen ein gutes Führungszeugnis geben. Um diese Briefe zu tippen, braucht man eine Stunde. Außerdem hörte Sie das Zimmermädchen bis fünf Minuten vor elf, und jemand anders hat Sie um zwanzig Minuten nach elf noch gesehen.»

«Ach, tatsächlich?», sagte Captain Marshall. «Das ist ja sehr erfreulich!»

«Ja. Miss Darnley kam um zwanzig Minuten nach elf in Ihr Zimmer. Aber Sie waren so eifrig bei der Arbeit, dass Sie ihr Erscheinen nicht bemerkten.»

Kenneth Marshalls Gesicht wurde ausdruckslos. «Behauptet Miss Darnley das?» Er schwieg einen Augenblick. «Sie täuscht sich! Ich habe sie nämlich doch gesehen – im Spiegel.»

«Aber Sie unterbrachen Ihre Arbeit nicht?», fragte Poirot.

«Nein», erwiderte Marshall knapp. «Ich wollte schnell fertig werden.» Wieder machte er eine Pause. «Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?», fragte er dann.

«Nein, vielen Dank, Captain Marshall.»

Kenneth Marshall nickte kurz und ging hinaus. Weston seufzte. «Da geht unser Verdächtiger, auf den wir alle Hoffnungen gesetzt hatten. Er hat ein hieb- und stichfestes Alibi! Hallo, da ist ja Neasdon!»

Der Arzt war ins Zimmer gekommen. Er wirkte sehr aufgeregt. «Da haben Sie mir ja eine hübsche kleine Sendung geschickt», rief er.

«Was ist es denn?»

«Was es ist? Diazetyl-Morphin. Gewöhnlich nennt man das Zeug Heroin.»

Inspektor Colgate stieß einen Pfiff aus. «Allmählich kommen wir weiter», sagte er. «Scheint, als würde es bei dieser Geschichte im Grunde um Drogenschmuggel gehen.»

10

Es waren nicht sehr viele Leute, die nach der vorgerichtlichen Untersuchung das «Red Bull» verließen. Die Sitzung hatte nicht lange gedauert und war dann um vierzehn Tage vertagt worden.

Rosamund Darnley trat zu Captain Marshall und sagte mit leiser Stimme: «Es war nicht so schlimm, nicht wahr, Ken?» Er antwortete nicht sofort. Vielleicht weil er die neugierigen Blicke der Dorfbewohner spürte, die Finger, mit denen sie am liebsten auf ihn gedeutet hätten, es aber doch nicht taten.

«Das ist er, meine Liebe!» – «Sieh mal, das ist der Ehemann!» – «Das muss ihr Mann sein!» – «Schau, da geht er!» Das Gemurmel war nicht so laut, dass Marshall es deutlich verstanden hätte, trotzdem beunruhigte es ihn. Ihm war, als würde er am Pranger stehen. Die Presse hatte er schon getroffen, selbstsichere, glatte junge Männer, die geschickt die Mauer des Schweigens einrissen, die er aufzubauen versucht hatte. Selbst seine kurzen Antworten, sein «Kein Kommentar», waren in den Morgenzeitungen in einem völlig anderen Zusammenhang gedeutet worden, obwohl er gedacht hatte, durch seine Einsilbigkeit jede Art von Entstellung der Tatsachen verhindern zu können. «Befragt, ob das Geheimnis um den Tod seiner Frau nur mit der Vermutung erklärt werden könne, dass ein wahnsinniger Mörder seinen Weg auf die Insel gefunden habe, erklärte Captain Marshall, dass…», und so weiter und so weiter.

Die Kameras klickten unaufhörlich. Gerade in diesem Augenblick wurde ihm das Klicken wieder bewusst. Marshall wandte halb den Kopf. Ein fröhlich lächelnder junger Mann nickte ihm zu. Er hatte sein Ziel erreicht.

«Captain Marshall und eine Freundin beim Verlassen des ‹Red Bull› nach der gerichtlichen Untersuchung», sagte Rosamund.

Marshall zog ein Gesicht.

«Es hat doch keinen Zweck, Ken!», sagte Rosamund. «Du musst den Tatsachen ins Auge blicken! Ich meine damit nicht nur Arlenas Tod. Ich meine auch die damit zusammenhängenden Gemeinheiten. Die neugierigen Blicke und die Klatschereien, die albernen Berichte in den Zeitungen. Die beste Methode, sich zu wehren, ist, alles komisch zu finden! Sollen sie doch ihre verstaubten idiotischen Klischees gebrauchen! Lächle dazu! Verspotte sie!»

«So was liegt dir?», fragte er.

«Ja.» Sie schwieg einen Augenblick. «Ich weiß, dir liegt es nicht. Mimikry ist dir lieber. Nichts unternehmen und im Hintergrund bleiben! Aber hier geht es nicht. Es gibt keinen Hintergrund. Du stehst mitten auf der Bühne, und alle Leute können dich genau sehen! Der Ehemann der Ermordeten.»

«Um Gottes willen, Rosamund…»

«Ich versuche doch nur, dir zu helfen, mein Lieber», sagte sie leise.

Schweigend gingen sie ein paar Schritte weiter. Dann sagte Marshall in völlig anderem Tonfall: «Das weiß ich. Ich bin dir auch sehr dankbar, Rosamund.»

Kurze Zeit darauf hatten sie den Ort hinter sich gelassen. Sie wurden noch weiter beobachtet, aber niemand war in Hörweite. Rosamunds Stimme klang zweifelnd, als

sie ihre Frage von vorhin wiederholte: «Es war nicht so schlimm, nicht wahr, Ken?»

Er zögerte mit der Antwort. «Ich weiß nicht», meinte er dann.

«Was glaubt die Polizei?»

«Sie haben nicht viel gesagt.»

Eine Minute später fragte Rosamund: «Dieser kleine Mann – Poirot –, hat er wirklich ein Interesse an dem Fall?»

«Ich hatte den Eindruck, dass er mit dem Polizeichef sehr befreundet ist.»

«Ich weiß – aber tut er was?»

«Wie, zum Teufel, soll ich das wissen, Rosamund?»

«Er ist schon ziemlich alt», überlegte sie laut. «Wahrscheinlich schon recht senil.»

«Vielleicht.»

Sie erreichten den Damm. Gegenüber lag die Insel im Sonnenlicht.

«Manchmal kommen einem die Dinge so unwirklich vor», sagte Rosamund plötzlich. «Ich kann es immer noch nicht fassen, dass es wahr ist…»

«Ich glaube, ich weiß, was du meinst», sagte er zögernd. «Die Natur ist rücksichtslos. Eine Ameise weniger – mehr bedeutet es nicht für die Welt.»

«Ja», antwortete Rosamund. «Und es so zu sehen, ist der einzig richtige Weg.»

Er warf ihr einen raschen Blick zu. «Mach dir keine Sorgen, mein Liebling. Es ist alles in Ordnung. Es ist alles in Ordnung.»

Linda kam ihnen über den Damm entgegengelaufen. Sie bewegte sich mit der Sprunghaftigkeit eines nervösen Fohlens. Ihr junges Gesicht war durch tiefe dunkle Schat-

ten unter den Augen entstellt. Ihre Lippen waren trocken und aufgesprungen. «Was war los?», fragte sie außer Atem. «Was haben sie gesagt?»

«Die Sitzung wurde um zwei Wochen vertagt», antwortete ihr Vater knapp.

«Das heißt, sie haben sich noch nicht entschieden?»

«O doch. Dass mehr Beweise notwendig sind.»

«Aber – aber was glauben sie?»

Marshall musste gegen seinen Willen lächeln. «Ach, mein liebes Kind, wer kann das wissen? Und wen meinst du eigentlich mit ‹sie›? Den Richter, die Jury, die Polizei, die Reporter, die Fischer von Leathercombe?»

«Ich glaube, ich meine die – die Polizei», erwiderte Linda zögernd.

«Was die Polizei auch denkt», bemerkte Marshall trocken, «im Augenblick verrät sie es uns nicht.» Er presste die Lippen zusammen und ging ins Hotel.

Als Rosamund ihm folgen wollte, rief Linda: «Einen Augenblick, Rosamund!»

Rosamund wandte sich um. Der stumme Hilferuf in dem unglücklichen Gesicht des Mädchens berührte sie. Sie legte den Arm um Linda, und gemeinsam gingen sie den Weg entlang, der vom Hotel weg zum anderen Ende der Insel führte.

«Nimm es dir doch nicht so zu Herzen, Linda», sagte Rosamund freundlich. «Ich weiß, wie schrecklich es für dich ist und was du für einen Schock erlitten hast, aber es hat keinen Zweck, darüber zu brüten. Und es kann nur das Entsetzen über die Tatsache selbst sein, was dich so mitnimmt. Du hast Arlena nicht gemocht, das weißt du doch.» Sie spürte, wie Linda ein Schauder überlief. «Ja, ich mochte sie nicht besonders…», sagte sie.

«Trauer um einen Menschen ist etwas anderes», fuhr Rosamund fort. «Die kann man nicht einfach beiseite

schieben. Aber Schock und Entsetzen kann man überwinden, indem man sich zwingt, nicht die ganze Zeit daran zu denken.»

«Sie verstehen mich nicht», rief Linda.

«O doch, ich verstehe dich, Linda.»

Linda schüttelte den Kopf. «Nein. Sie begreifen nicht das geringste – und Christine auch nicht. Sie beide waren sehr nett zu mir, aber Sie können nicht nachempfinden, was ich fühle. Sie finden so etwas krankhaft – dass ich nicht darüber hinwegkomme, obwohl es mich doch kalt lassen sollte.» Sie schwieg einen Augenblick. «Aber darum geht es gar nicht. Wenn Sie wüssten, was ich weiß…»

Rosamund blieb abrupt stehen. Ihr Körper versteifte sich. Langsam nahm sie den Arm von Lindas Schulter. «Auf was spielst du an, Linda? Was weißt du?»

Das Mädchen blickte sie nur an. Dann schüttelte sie den Kopf und murmelte nur: «Nichts.»

Rosamund packte sie beim Arm. Ihr Griff schmerzte, und Linda zuckte etwas zusammen.

«Nimm dich in Acht, Linda!», sagte Rosamund. «Nimm dich verdammt in Acht!».

Linda war totenbleich geworden. «Ich nehme mich ja in Acht – die ganze Zeit!»

«Hör zu, Linda», sagte Rosamund eindringlich. «Was ich eben sagte, ist wirklich wichtig. Denk nicht mehr daran! Lass die ganze Sache ruhen! Vergiss alles – vergiss alles… Du kannst es, wenn du willst. Arlena ist tot, und nichts in der Welt kann sie ins Leben zurückholen. Vergiss alles, und denk an die Zukunft! Und vor allem – halt den Mund!»

Linda wich etwas vor ihr zurück. «Sie – Sie wissen wohl Bescheid?», fragte sie.

«Ich weiß gar nichts!», erwiderte Rosamund nachdrücklich. «Meiner Meinung nach war es irgendein Verrückter,

der zufällig auf die Insel kam und Arlena umbrachte. Das ist die wahrscheinlichste Lösung. Ich bin ziemlich sicher, dass die Polizei schließlich auch zu diesem Ergebnis gelangt. So muss es einfach gewesen sein. Es muss so passiert sein!»

«Wenn mein Vater…», begann Linda.

«Sei still!», unterbrach sie Rosamund.

«Aber eines muss ich noch sagen. Meine Mutter…»

«Ja, was ist mit ihr?»

«Sie – sie wurde des Mordes angeklagt, nicht wahr?»

«Ja.»

«Und dann hat mein Vater sie geheiratet», sagte Linda leise. «Das sieht doch aus, als würde mein Vater es nicht wirklich schlimm finden, wenn jemand einen Mord begeht – jedenfalls nicht immer.»

«Sag so etwas nicht!», rief Rosamund scharf. «Auch nicht zu mir! Die Polizei hat keine Beweise gegen deinen Vater. Er hat ein Alibi – ein Alibi, das sie nicht widerlegen kann. Er hat nichts zu befürchten!»

«Dachten sie zuerst, dass mein Vater…», fragte Linda leise.

«Ich weiß nicht, was die Polizei dachte! Aber jetzt wissen sie, dass er es nicht gewesen sein kann. Verstehst du nicht? Er kann nicht der Täter sein!»

Sie sprach mit solcher Eindringlichkeit, dass Linda sich beruhigte. Linda seufzte tief auf.

«Du wirst bald abreisen und alles vergessen – alles!»

«Ich werde es niemals vergessen», rief Linda mit plötzlicher Heftigkeit. Sie wandte sich abrupt um und rannte zum Hotel zurück. Rosamund folgte ihr nachdenklich.

«Ich möchte Sie gern etwas fragen, Madame.»

Christine Redfern blickte leicht zerstreut zu Poirot auf und sagte: «Ja, bitte?»

Hercule Poirot ließ sich von ihrem zerstreuten Blick nicht beeindrucken. Er hatte bemerkt, wie ihre Augen ihrem Mann folgten, der draußen auf und ab ging, aber im Augenblick hatte er kein Interesse an ehelichen Problemen. Alles, was Poirot brauchte, waren sachliche Informationen.

«Also, Madame», begann er, «es handelt sich um eine Bemerkung, die Sie machten. Eine Bemerkung, die meine Aufmerksamkeit erregte.»

Christine, deren Blick immer noch ihrem Mann folgte, sagte: «Ja? Was sagte ich denn?»

«Sie beantworteten eine Frage des Polizeichefs. Sie erzählten, wie Sie in Miss Lindas Zimmer gingen, am Morgen des Verbrechens. Der Polizeichef fragte Sie, wo Linda Ihrer Meinung nach gewesen sei.»

«Und ich erwiderte, sie sei schwimmen gewesen», sagte Christine ungeduldig. «Stimmt's?»

«Ja, aber es war doch etwas anders. Sie sagten nicht, dass sie schwimmen gewesen sei. Ihre Worte waren: ‹Sie sagte, sie sei schwimmen gewesen.›»

«Das ist doch wohl dasselbe!»

«Nein, nicht ganz. Die Art Ihrer Antwort lässt auf eine bestimmte Geisteshaltung von Ihnen schließen. Linda Marshall kam ins Zimmer. Sie trug einen Bademantel, und trotzdem nahmen Sie nicht automatisch an – aus irgendeinem Grund –, dass sie im Meer gebadet hatte. Das verraten Ihre Worte: ‹Sie sagte, sie sei schwimmen gewesen.› Weswegen waren Sie denn erstaunt, als Linda sagte, sie sei im Meer gewesen? Lag es an ihrem Benehmen, an ihrem Aussehen, an einer Bemerkung, die sie machte, oder was?»

Christine wandte ihre Aufmerksamkeit jetzt voll Poirot zu. Offensichtlich interessierten sie Poirots Überlegungen. «Sie sind sehr klug», sagte sie. «Und Sie haben Recht. Wenn ich jetzt daran zurückdenke… ich war tatsächlich über Lindas Behauptung etwas erstaunt.»

«Aber warum, Madame, warum?»

«Ja, warum eigentlich? Genau das versuche ich ja, herauszubekommen. Oh, ich glaube, das Päckchen in ihrer Hand war schuld.»

«Sie trug ein Päckchen?»

«Ja.»

«Sie wissen nicht, was drin war?»

«Doch, das weiß ich. Der Bindfaden riss. Er war nicht ordentlich verknotet. Die Verkäuferinnen im Dorf nehmen sich nie die Mühe, die Sachen richtig zu verpacken. Es waren Kerzen drin. Sie lagen überall auf dem Boden verstreut. Ich half ihr, sie aufzuheben.»

«Soso», sagte Poirot. «Kerzen!»

Christine musterte ihn kühl. «Sie scheinen aufgeregt zu sein, Monsieur Poirot», bemerkte sie.

«Erklärte Linda, warum sie die Kerzen gekauft hatte?», fragte Poirot.

«Nein, das tat sie nicht. Vielleicht, weil sie nachts lesen wollte. Vielleicht war das elektrische Licht nicht stark genug.»

«Im Gegenteil, Madame! Auf dem Nachttisch steht eine Lampe mit einer tadellos funktionierenden Glühbirne.»

«Dann weiß ich wirklich nicht, warum sie sie kaufte.»

«Wie verhielt sie sich, als die Schnur riss und die Kerzen herausfielen?»

«Sie war aufgeregt – verwirrt.»

Poirot nickte. «Haben Sie in ihrem Zimmer einen Kalender gesehen?»

«Einen Kalender? Was für einen Kalender?»

«Wahrscheinlich einen grünen. Einen grünen Abreißkalender.»

Christine bemühte sich so angestrengt, sich zu erinnern, dass sie die Augen verdrehte. «Einen grünen Kalender – ein helles, leuchtendes Grün! Ja, so einen Kalender habe ich gesehen – aber ich kann mich nicht mehr erinnern, wo. Vielleicht in Lindas Zimmer. Ich bin mir nicht sicher.»

«Aber Sie haben so ein Ding bestimmt gesehen?»

«Ja.»

Wieder nickte Poirot.

«Worauf wollen Sie eigentlich hinaus, Monsieur Poirot?», fragte Christine scharf. «Was hat das Ganze zu bedeuten?» Statt einer Antwort holte Poirot einen kleinen, in braunes Leder gebundenen Band hervor. «Haben Sie den schon mal gesehen?», fragte er.

«Wieso? Ich glaube, ja, aber ich bin mir nicht sicher. Linda hat vor ein paar Tagen mal drin geblättert, als sie in der Leihbücherei war. Aber sie schloss das Buch und stellte es hastig zurück, als sie mich entdeckte. Ich habe mich noch gefragt, was das bedeuten sollte.»

Schweigend wies Poirot auf den Titel des Buches. «Geschichte der Magie und Zauberei und der nicht nachweisbaren Gifte» stand da.

«Ich begreife gar nichts», sagte Christine. «Was soll das bedeuten?»

«Es bedeutet eine Menge», erwiderte Poirot würdevoll.

Sie sah ihn fragend an, aber Poirot äußerte sich nicht weiter zu ihrer Frage. Stattdessen sagte er: «Noch etwas, Madame. Nahmen Sie an jenem Vormittag ein Bad, ehe Sie Tennis spielen gingen?»

Christine starrte ihn verblüfft an. «Ein Bad? Nein. Ich hätte gar keine Zeit dazu gehabt, und außerdem hatte ich

gar keine Lust zu baden, nicht vor dem Tennisspielen. Eher danach.»

«Haben Sie Ihr Badezimmer benützt, als Sie vom Strand zurückkamen?»

«Ich wusch mir Hände und Gesicht, das ist alles.»

«Sie drehten nicht die Badewannenhähne auf?»

«Nein, selbstverständlich nicht.»

Poirot nickte. «Es ist auch nicht weiter wichtig.»

Hercule Poirot stand neben dem Tischchen, an dem Mrs Gardener saß und sich bemühte, ein Puzzle zu legen. Sie blickte auf und zuckte zusammen.

«Mein Gott, Monsieur Poirot, wie leise Sie sind! Ich habe Sie gar nicht kommen hören. Sie sind sicherlich eben von der gerichtlichen Voruntersuchung zurückgekehrt. Wissen Sie, allein schon der Gedanke an so etwas macht mich so nervös, dass ich nicht weiß, was ich tun soll. Deshalb lege ich ein Puzzle. Ich hätte es nicht ertragen, einfach zum Strand zu gehen, als sei nichts geschehen. Und Mr Gardener weiß, wenn ich mit den Nerven am Ende bin, gibt es nichts Besseres als ein Puzzle, um mich zu beruhigen. Also, wo passt nur dieses weiße Stück hin? Es gehört bestimmt zum Fellteppich, aber ich kann nicht entdecken, wo es fehlt.»

Vorsichtig nahm Poirot ihr das Stückchen aus der Hand und sagte: «Hier passt es genau, Madame. Es gehört zur Katze.»

«Unmöglich. Die Katze ist schwarz.»

«Ja, es ist eine schwarze Katze. Aber das Schwanzende ist weiß.»

«Tatsächlich! Wie klug Sie sind! Ich finde, dass die Leute, die die Puzzles machen, ziemlich hinterhältig sind. Sie tun alles, um einen zu täuschen!»

Sie legte ein anderes Stückchen an seinen Platz und fuhr fort: «Wissen Sie, Monsieur Poirot, ich habe Sie die letzten Tage beobachtet. Ich wollte einfach sehen, wie Sie arbeiten und ein Verbrechen aufklären – wenn Sie verstehen, was ich meine. Es soll nicht herzlos klingen, als sei alles ein Spiel. Schließlich ist die arme Person umgebracht worden. Mein Gott jedes Mal, wenn ich daran denke, überläuft es mich eiskalt! Heute Morgen sagte ich noch zu Mr Gardener, dass ich es nicht mehr länger ertrage und wir unbedingt abreisen müssen, und jetzt, nachdem die Untersuchung vorbei ist, glaubt er, dass wir morgen abfahren können. Ein Segen, da bin ich sicher. Aber was Ihren Beruf betrifft, Monsieur Poirot, ich würde so gern Genaueres wissen. Es wäre mir wirklich eine Ehre, wenn Sie mir die Sache etwas genauer erklärten.»

«Es ist ungefähr so wie mit Ihren Puzzles, Madame. Man setzt sie Stück für Stück zusammen. Wie ein Mosaik – viele Farben, viele Muster. Und jedes noch so seltsam geformte Teil muss den passenden Platz finden.»

«Ist das nicht interessant? Ich finde, Sie erklären das wunderschön!»

«Und manchmal ergeht es mir wie Ihnen eben. Man ordnet die verschiedenen Stücke des Puzzles, zum Beispiel nach Farben, und dann passt ein Teil, das zum – sagen wir mal zum Fellteppich gehört, nicht. Stattdessen gehört es zum schwarzen Schwanz der Katze.»

«Na, wenn das nicht faszinierend ist! Und sind es viele einzelne Teile, Monsieur Poirot?»

«Ja, Madame. Fast jeder hier im Hotel hat mir ein Teilchen gegeben. Sie auch.»

«Ich?» Mrs Gardeners Stimme wurde schrill.

«Ja. Eine Bemerkung von Ihnen, Madame, war äußerst nützlich. Sie war sogar sehr aufschlussreich.»

«Na, das ist aber eine Freude! Können Sie mir nicht noch mehr erzählen, Monsieur Poirot?»

«Ach, Madame, die Erklärungen hebe ich mir immer für den letzten Akt auf.»

«Was für ein Jammer!», murmelte Mrs Gardener.

Hercule Poirot klopfte leise an die Tür von Captain Marshalls Zimmer. Von drinnen war das Klappern einer Schreibmaschine zu hören.

Ein kurzes «Herein» ertönte. Poirot trat ein.

Captain Marshall saß mit dem Rücken zu ihm an dem Tisch zwischen den beiden Fenstern und tippte. Er drehte sich nicht um, aber ihre Blicke begegneten sich in dem Spiegel, der vor Marshall an der Wand hing.

«Was gibt's denn, Monsieur Poirot?», fragte Marshall gereizt. «Entschuldigen Sie tausendmal, dass ich bei Ihnen eindringe», sagte Poirot. «Sie sind beschäftigt?»

«Ja, ziemlich», antwortete Marshall kurz.

«Ich habe nur eine kleine Frage auf dem Herzen, die ich gern loswerden möchte.»

«Mein Gott, ich habe es satt, Fragen zu beantworten!», rief Marshall. «Ich habe alle Fragen der Polizei beantwortet. Ich glaube nicht, dass ich auch noch Ihre beantworten muss.»

«Sie ist ganz harmlos. Es geht um folgendes: Am Morgen des Tages, an dem Ihre Frau starb – badeten Sie da, nachdem Sie mit Tippen fertig waren und bevor Sie zum Tennisspielen gingen?»

«Ob ich gebadet habe? Nein, natürlich nicht! Ich hatte schon eine Stunde früher ein Bad genommen.»

«Vielen Dank. Das wäre alles», sagte Poirot.

«Na, hören Sie mal. Ach…» Marshall schwieg unentschlossen. Poirot ging hinaus und zog leise die Tür hinter sich zu.

«Der Kerl ist verrückt!», murmelte Kenneth Marshall.

Vor der Tür zur Bar stieß Poirot auf Mr Gardener, der zwei volle Cocktailgläser trug und offensichtlich auf dem Weg zu Mrs Gardener war. Mrs Gardener saß in der Halle und war in ihr Puzzle vertieft. Mr Gardener lächelte Poirot freundschaftlich zu und sagte: «Wollen Sie sich nicht zu uns setzen, Monsieur Poirot?»

Poirot schüttelte den Kopf. «Wie fanden Sie die Voruntersuchung, Mr Gardener?», fragte er.

Mr Gardener senkte die Stimme. «Die Herrschaften schienen etwas unentschlossen zu sein. Soviel ich hörte, hat Ihre Polizei noch einen Trumpf im Ärmel.»

«Möglich», sagte Hercule Poirot.

Mr Gardener senkte seine Stimme noch mehr. «Ich bin froh, wenn ich Mrs Gardener wegbringen kann. Sie ist äußerst sensibel, und diese ganze Geschichte hat ihre Nerven schwer angegriffen. Sie war schon immer sehr nervös.»

«Erlauben Sie mir eine Frage, Mr Gardener», sagte Poirot. «Aber natürlich, Monsieur Poirot. Ich freue mich, wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann.»

«Sie sind ein erfahrener Mann», sagte Hercule Poirot. «Sie haben viel gesunden Menschenverstand und eine große Urteilskraft. Was ist Ihre ehrliche Meinung über die tote Mrs Marshall?»

Mr Gardeners Augenbrauen hoben sich vor Erstaunen. Er blickte sich vorsichtig um und flüsterte: «Nun, Monsieur Poirot, ich habe ein paar Dinge gehört, die man sich hier erzählt, wenn Sie verstehen, was ich meine. Vor allem die Frauen haben über sie geredet.» Poirot nickte.

«Aber wenn Sie mich persönlich fragen, dann sage ich Ihnen auch meine ehrliche Meinung: Die Frau war ein verdammter Dummkopf!»

«Also, das ist wirklich interessant», meinte Hercule Poirot nachdenklich.

«Jetzt bin ich wohl an der Reihe?», sagte Rosamund Darnley.

«Wie bitte?»

Sie lachte. «Erst veranstaltete der Polizeichef sein Verhör, und Sie saßen schweigend dabei, Monsieur Poirot. Jetzt führen Sie offensichtlich Ihre eigene inoffizielle Untersuchung. Ich habe Sie beobachtet. Erst fragten Sie Mrs Redfern. Dann sah ich durch ein Fenster der Halle, wo Mrs Gardener bei ihrem schrecklichen Puzzle sitzt, wie Sie sich mit ihrem Mann unterhielten. Und jetzt bin ich dran.»

Hercule Poirot nahm neben ihr Platz. Sie waren auf dem Sonnenfelsen. Tief unter ihnen lag das Meer, das zum Strand hin dunkelgrün war. Weiter draußen schimmerte es in einem leuchtenden Hellblau.

«Sie sind sehr intelligent, Mademoiselle», sagte Poirot. «Das habe ich schon gedacht, als ich Sie kennen lernte. Es wäre mir ein großes Vergnügen, mich mit Ihnen über die ganze Sache zu unterhalten.»

«Sie wollen wissen, was ich darüber denke?», fragte Rosamund freundlich.

«Das würde mich sehr interessieren.»

«Ich glaube, es ist alles sehr einfach. Der Schlüssel zum Ganzen liegt in der Vergangenheit der Toten.»

«In der Vergangenheit? Nicht in der Gegenwart?»

«Nun, vielleicht nicht in der fernen Vergangenheit. Ich sehe die Sache so: Arlena Marshall war eine attraktive Frau, eine sehr attraktive Frau. Ich halte es für möglich,

dass sie einen Mann schnell satt bekam. Unter ihren zahlreichen – sagen wir – Verehrern gab es einen, dem das gar nicht gefiel. Oh, missverstehen Sie mich nicht, es ist bestimmt niemand, dem man so was schon von weitem ansehen würde. Sicherlich irgendein unscheinbarer Mann, eingebildet und empfindsam – der Typ, der alles in sich hineinfrisst. Ich glaube, er ist ihr hierher gefolgt, wartete, bis sich eine günstige Gelegenheit bot, und brachte sie um.»

«Sie sind also überzeugt, dass es ein Außenseiter war, dass er vom Festland kam?»

«Ja. Wahrscheinlich versteckte er sich in der Höhle, bis er seine Chance sah.»

Poirot schüttelte den Kopf. «Würde sie sich mit einem Mann, wie Sie ihn beschreiben, getroffen haben? Nein, sie hätte ihn ausgelacht und wäre nie gekommen.»

«Vielleicht wusste sie nicht, dass sie ihn treffen würde. Er kann ihr eine Nachricht geschickt haben, unter dem Namen eines anderen.»

«Das wäre möglich», murmelte Poirot. «Aber Sie vergessen eines, Mademoiselle! Ein Mann, der einen Mord plant, konnte es nicht riskieren, am hellen Tag über den Damm zu gehen, vorbei am Hotel. Man hätte ihn sehen können.»

«Vielleicht hat man ihn sogar gesehen – aber ich halte das nicht für sicher. Ich glaube vielmehr, dass er vorbeigehen konnte, ohne dass es auffiel.»

«Es wäre möglich, ja, das gebe ich zu. Aber der Witz dabei ist, dass er nicht darauf bauen konnte.»

«Vergessen Sie nicht einen wichtigen Punkt? Das Wetter!»

«Das Wetter?»

«Ja. Am Mordtag selbst war das schönste Wetter, aber am Tag davor regnete es, und es war ziemlich neblig. Da

konnte jeder auf die Insel kommen, ohne bemerkt zu werden. Er brauchte nur hinunter zum Strand zu gehen und die Nacht in der Höhle bleiben. Der Nebel, Monsieur Poirot, spielt eine große Rolle.»

Poirot betrachtete sie nachdenklich. Nach ein paar Augenblicken sagte er: «Wissen Sie, da ist was dran, an Ihren Überlegungen.»

Rosamund errötete. «Das ist meine Theorie, ganz gleich, was Sie davon halten. Und wie lautet Ihre?»

«Ah!», sagte Hercule Poirot. Er blickte aufs Meer hinaus. *«Eh bien,* Mademoiselle. Ich bin ein sehr einfacher Mensch. Ich glaube immer, dass die Person die Tat beging, die am ehesten dafür in Frage kommt. Am Anfang dachte ich noch, dass völlig klar sei, wer diese Person ist.»

«Und weiter?» Rosamunds Stimme klang jetzt etwas härter.

«Aber sehen Sie, die Sache hat einen Haken! Allem Anschein nach ist es unmöglich, dass derjenige Mrs Marshall tatsächlich ermordete.»

Er hörte, wie Rosamund scharf die Luft ausstieß. Etwas atemlos sagte sie: «Und nun?»

Hercule Poirot zuckte die Achseln. «Tja, was kann man da tun? Das ist eben das Problem.» Er schwieg eine Weile und sagte dann: «Ich möchte Sie etwas fragen.»

«Nur zu!»

Sie sah ihn wachsam an. Aber auf die Frage, die dann kam, war sie nicht gefasst gewesen.

«Als Sie ins Hotel zurückkehrten, um sich zum Tennisspielen umzuziehen, haben Sie da vorher gebadet?»

Rosamund starrte ihn verblüfft an. «Gebadet? Was soll das heißen?»

«Genau das, was ich gefragt habe. Ob Sie ein Bad nahmen. Man dreht die Hähne auf, lässt das Wasser in die

Wanne, legt sich hinein, steigt wieder hinaus und gusch – gusch gusch – fließt das Wasser durch den Abfluss weg.»

«Monsieur Poirot, sind Sie nicht ein bisschen verrückt?»

«Nein, ich bin völlig normal.»

«Nun, jedenfalls habe ich nicht gebadet.»

«Ha!», rief Poirot. «Dann hat also niemand gebadet! Das ist hochinteressant!»

«Aber warum hätte denn jemand ein Bad nehmen sollen?»

«Ja, warum?», echote Poirot.

«Jetzt spielen Sie wohl Sherlock Holmes, was?», sagte Rosamund etwas empört.

Hercule Poirot lächelte nur. Dann schnupperte er in der Luft. «Erlauben Sie mir eine unverschämte Frage, Mademoiselle?»

«Sie können doch gar nicht unverschämt werden, Monsieur Poirot!»

«Es ist sehr freundlich von Ihnen, das zu sagen. Dann erlauben Sie mir die Bemerkung, dass Sie ein sehr gutes Parfüm benutzen. Es hat eine gewisse Nuance… einen zarten, schwer fassbaren Zauber…» Er wedelte mit den Händen und fügte dann in sachlichem Ton hinzu: «Gabrielle Nummer 8, nicht wahr?»

«Was Sie alles wissen! Ja, ich benütze es immer.»

«Wie die tote Mrs Marshall. Es ist in Mode, nicht wahr? Und sehr teuer.»

Rosamund zuckte nur mit den Schultern und lächelte leicht.

«Am Morgen des Verbrechens saßen Sie auch hier, Mademoiselle. Man hat Sie gesehen, oder zumindest Ihr Sonnenhut wurde gesehen – von Miss Brewster und Mr Redfern, als die unten vorbeiruderten. Sind Sie sicher, Mademoiselle, dass Sie an diesem Vormittag nicht zufällig

zur Feenbucht hinuntergingen und die Höhle betraten, die berühmte Feenhöhle?»

Rosamund wandte ihm ihr Gesicht zu und musterte ihn scharf. Mit ruhiger, ausdrucksloser Stimme fragte sie: «Fragen Sie mich etwa, ob ich Arlena Marshall umgebracht habe?»

«Nein, ich frage Sie nur, ob Sie in die Feenhöhle gingen.»

«Ich weiß nicht einmal, wo sie ist. Warum sollte ich denn hingehen wollen? Aus welchem Grund?»

«Am Tag des Verbrechens, Mademoiselle, war jemand in der Höhle, der Gabrielle Nummer 8 benützt.»

«Sie haben eben selbst gesagt, dass Arlena Marshall dieses Parfüm auch benützte», antwortete Rosamund kühl. «An jenem Tag war sie unten am Strand. Sicherlich ging sie in die Höhle.»

«Warum aber? Dort ist es dunkel und eng und sehr unbehaglich.»

«Das müssen Sie nicht mich fragen», sagte Rosamund ungeduldig. «Da sie tatsächlich am Strand war, kommt sie doch am ehesten in Frage. Ich habe Ihnen bereits erzählt, dass ich den ganzen Vormittag über den Sonnenfelsen nicht verlassen habe.»

«Außer während der Zeit, als Sie ins Hotel zurückkehrten und zu Captain Marshalls Zimmer gingen», erinnerte Poirot. «Ja, natürlich. Das hatte ich vergessen.»

«Sie täuschten sich, Mademoiselle, als Sie dachten, dass Captain Marshall Sie nicht gesehen hätte.»

«Kenneth hat mich gesehen?», fragte Rosamund ungläubig. «Hat er das gesagt?»

Poirot nickte. «Er sah Sie, Mademoiselle. Im Spiegel über dem Tisch.»

Rosamund hielt den Atem an. «Ach so, ich verstehe.»

Poirot blickte nicht mehr länger aufs Meer hinaus. Er betrachtete Rosamund Darnleys Hände, die gefaltet in ihrem Schoß lagen. Es waren wohlgeformte Hände, mit langen schönen Fingern.

Rosamund warf ihm einen raschen Blick zu und folgte dann der Richtung seiner Augen. «Warum sehen Sie sich meine Hände an?», fragte sie scharf. «Glauben Sie etwa – Sie glauben doch nicht…»

«Was glaube ich, Mademoiselle?»

«Ach, nichts», sagte Rosamund.

Etwa eine Stunde später stand Hercule Poirot oben auf dem Pfad, der in die Möwenbucht hinunterführte. Jemand saß am Strand. Eine schlanke Gestalt in einem roten Hemd und dunkelblauen Shorts.

Vorsichtig, um seine eleganten Schuhe nicht zu beschmutzen, ging Poirot hinunter.

Linda Marshall wandte hastig den Kopf zu ihm um. Poirot schien, als sei sie bei seinem Anblick zusammengezuckt. Während er sich auf einem Stein neben ihr niederließ, beobachtete sie ihn mit dem wachsamen, misstrauischen Blick eines in die Falle gegangenen Tieres. Es gab Poirot einen Stich, als ihm bewusst wurde, wie jung und verletzbar sie war.

«Was ist los?», fragte sie. «Was wollen Sie von mir?»

Hercule Poirot schwieg ein oder zwei Minuten. Erst dann antwortete er. «Sie haben dem Polizeichef erzählt, dass Sie Ihre Stiefmutter mochten und dass sie Sie auch mochte.»

«Und?»

«Das ist nicht wahr, Mademoiselle.»

«O doch!»

«Ich will nicht behaupten, dass sie Sie schlecht behandelt hat. Aber Sie mochten sie nicht. Im Gegenteil, ich glaube sogar, dass Sie sie hassten. Das merkte man sofort.»

«Vielleicht mochte ich sie nicht besonders», gab Linda zu. «Aber so etwas soll man von einem toten Menschen nicht sagen. Das gehört sich nicht.»

Poirot seufzte. «Das hat man Ihnen wohl in der Schule beigebracht?»

«Mehr oder weniger schon.»

«Wenn jemand ermordet worden ist», sagte Hercule Poirot, «ist es wichtiger, die Wahrheit zu sagen als das, was sich gehört.»

«Ich könnte mir vorstellen, dass Sie tatsächlich die Wahrheit sagen würden.»

«Das würde ich. Und ich tue es auch jetzt. Es ist meine Aufgabe, herauszufinden, wer Arlena Marshall tötete.»

«Ich möchte die ganze Geschichte vergessen. Es ist zu schrecklich!», murmelte Linda.

«Aber Sie können sie nicht vergessen, nicht wahr?»

«Ich glaube, dass irgendein gemeiner verrückter Kerl sie umbrachte.»

«Nein, ich bin nicht überzeugt, dass es so war», entgegnete Poirot.

Linda holte tief Luft. «Das klingt, als ob Sie – als ob Sie Bescheid wüssten.»

«Vielleicht weiß ich Bescheid.» Er zögerte einen Moment. «Bitte, glauben Sie mir, mein Kind», sagte er dann, «dass ich mein möglichstes tun werde, um Ihnen bei Ihren Schwierigkeiten zu helfen.»

Linda sprang auf. «Ich habe keine Schwierigkeiten!», rief sie. «Sie brauchen nichts für mich zu tun. Ich weiß gar nicht, wovon Sie eigentlich reden.»

«Ich spreche von den Kerzen…», sagte Poirot und beobachtete sie dabei scharf. Er sah, wie sich ihre Augen vor Schreck weiteten.

«Ich will nichts hören!», rief sie. «Ich will nichts hören!» Sie rannte den Strand entlang, schnell wie eine junge Gazelle, und verschwand den Zickzackweg hinauf.

Poirot schüttelte den Kopf. Er sah ernst und besorgt aus.

11

«Ich habe etwas entdeckt, Sir», berichtete Inspektor Colgate, «eine sensationelle Entdeckung! Es handelt sich um Mrs Marshalls Vermögen. Ich habe mir die Unterlagen bei ihren Anwälten angesehen und muss sagen, es war ein ganz schöner Schock für die. Ich habe nämlich Beweise für die Erpressergeschichte. Sie erinnern sich doch, dass der alte Erskine ihr fünfzigtausend Pfund hinterließ? Tja, also, alles, was davon noch übrig ist, sind ungefähr fünfzehntausend.» Der Polizeichef stieß einen Pfiff aus. «Und wo ist der Rest?», fragte er.

«Das ist ja das Interessante an der Sache, Sir! Von Zeit zu Zeit hat sie Aktien verkauft und sich dafür jedes Mal Bargeld geben lassen – und das bedeutet doch, dass sie jemand Geld gab und nicht wollte, dass es herauskommt. Also Erpressung!»

Der Polizeichef nickte. «Genau danach sieht es aus. Und der Erpresser ist hier im Hotel. Was bedeutet, dass er einer der drei fraglichen Männer sein muss. Haben Sie über die noch mehr herausgefunden?»

«Möchte ich nicht behaupten, Sir. Nichts Definitives. Major Barry ist ein pensionierter Armeeoffizier, genau wie er sagte. Er wohnt in einer kleinen Mietwohnung, hat eine Pension und ein kleines Einkommen aus ein paar Aktien. Aber im letzten Jahr hat er beträchtliche Summen auf sein Bankkonto eingezahlt.»

«Das klingt viel versprechend. Wie erklärt er das?»

«Er behauptet, es seien Wettgewinne. Es stimmt, dass er zu allen großen Rennen geht. Er platziert seine Wetten am Schalter, nicht beim Buchmacher.»

Der Polizeichef nickte. «Schwierig, ihm was anderes nachzuweisen. Aber es ist doch viel versprechend.»

«Dann haben wir da Pfarrer Stephen Lane», fuhr Colgate fort. «Er hat auch keine weiße Weste. Er war Pfarrer von St. Helen in Whiteridge, einem Ort in Surrey. Vor einem Jahr ging er in Pension – wegen Krankheit. Diese Krankheit veranlasste ihn, sich in eine Nervenheilanstalt zu begeben. Er war dort mehr als ein Jahr.»

«Interessant», sagte Weston.

«Ja, Sir. Ich habe versucht, den leitenden Arzt so gründlich wie möglich auszuhorchen, aber Sie wissen ja, wie diese Mediziner sind, Sir. Es ist schwierig, sie auf irgendetwas festzunageln. Aber soviel ich erfahren habe, war das Problem des Pfarrers, dass er sich vom Teufel besessen glaubte, und zwar vor allem von einem Teufel, der als Frau erschien, als die Verführung in Person – die Hure von Babylon.»

«Hm», machte Weston. «Für Mord aus solchen Motiven gibt es Präzedenzfälle.»

«Ja, Sir. Es scheint, dass Stephen Lane zumindest als möglicher Täter in Frage kommt. Die verstorbene Mrs Marshall war das Musterbeispiel einer Verführerin, wie ein Pfarrer sie sich vorstellt – sogar die Haare und alles andere auch. Es wäre nicht undenkbar, dass er sich berufen fühlte, sie zu erledigen. Das heißt, wenn er wirklich nicht alle Tassen im Schrank hat.»

«Nichts, was bei ihm auf unsere Erpressertheorie hinweist?»

«Nein, Sir. Ich glaube, was das anbetrifft, so ist er sauber. Er besitzt etwas Vermögen, nicht sehr viel, und auf seinem Konto tauchen keine großen Eingänge auf.»

«Was ist mit seiner Geschichte, wo er am Tag des Mordes war?»

«Niemand kann sie bestätigen. Niemand erinnert sich, den Pfarrer gesehen zu haben. Und was das Besucherbuch in der Kirche betrifft: die letzte Eintragung war drei Tage alt. Zwei Wochen lang hatte vorher niemand reingesehen. Er hätte ganz einfach einen oder zwei Tage früher hingehen und seine Eintragung auf den Fünfundzwanzigsten datieren können.»

Weston nickte. «Und der dritte Mann?»

«Horace Blatt? Meiner Meinung nach ist bei ihm ganz bestimmt etwas faul, Sir. Er zahlt Einkommensteuer für Gewinne, die er nicht nur mit seinem Eisenwarenhandel macht. Und er ist aalglatt! Sicherlich kann er eine glaubwürdige Erklärung dafür herbeizaubern – er spekuliert ein wenig an der Börse und macht hin und wieder auch mal ein nicht ganz sauberes Geschäft. Ja, ja, er wird überzeugende Argumente vorbringen, aber trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, dass er seit ein paar Jahren ganz hübsche Summen einnimmt, deren Ursprung er nicht erklären kann.»

«Was darauf schließen lassen könnte», sagte Weston, «dass Mr Horace Blatt ein berufsmäßiger Erpresser ist?»

«Entweder das, Sir, oder Drogen. Ich sprach mit Chefinspektor Ridgeway, der das Drogendezernat leitet, und er war sehr interessiert. Offenbar ist eine große Menge Heroin auf dem Markt aufgetaucht. Sie sind den Verteilern auf der Spur und wissen auch mehr oder weniger, wer am andern Ende die Fäden in der Hand hat, aber wie das Zeug ins Land kommt, das ist ihnen noch ein Rätsel.»

«Wenn der Mord an der Marshall mit dem Drogenhandel zusammenhängt und sie – unschuldig oder nicht – darin verwickelt war, sollten wir die ganze Geschichte lieber Scotland Yard übergeben. Dann ist das ihr Fall. Hm, was meinen Sie?»

«Ich fürchte, Sie haben Recht, Sir», antwortete der Inspektor bedauernd. «Wenn es um Rauschgift geht, ist es ein Fall für den Yard.»

Weston überlegte lange. «Es ist wirklich die plausibelste Erklärung», meinte er schließlich.

Colgate nickte düster. «Ja. Marshall hat ja ein Alibi. Obwohl ich ein paar Informationen bekommen habe, die nützlich gewesen wären, wenn er keine saubere Weste hätte. Offenbar steht seine Firma kurz vor dem Bankrott. Es ist nicht seine Schuld, auch nicht die seines Partners, es hängt einfach mit der Wirtschaftskrise vom letzten Jahr zusammen und mit der allgemeinen wirtschaftlichen und finanziellen Lage. Außerdem dachte er wohl, dass er fünfzigtausend Pfund erben würde, wenn seine Frau starb. Und fünfzigtausend wären eine ganz hübsche Summe gewesen.» Er seufzte. «Ein Jammer, wenn ein Mann zwei perfekte Motive für einen Mord hat und dann beweisen kann, dass er nichts damit zu tun hatte!»

Weston lächelte. «Verlieren Sie nicht den Mut, Colgate! Wir haben immer noch eine Chance, die Lösung des Falles für uns buchen zu können. Vielleicht war es doch ein Erpresser. Außerdem ist da noch der verrückte Pfarrer. Obwohl ich persönlich die Möglichkeit, dass es sich um Rauschgift handelt, für die wahrscheinlichste halte.» Dann fügte er noch hinzu: «Und wenn der Täter zu einem Rauschgiftring gehört, haben wir immerhin Scotland Yard nützlich sein können und mitgeholfen, die Rauschgiftsache zu klären. Alles in allem haben wir uns doch ganz ordentlich geschlagen, ob es nun so oder so kommt.»

Colgate lächelte gezwungen. «Nun, das wär's, Sir», sagte er. «Ach, übrigens habe ich den Verfasser des Briefes überprüft, den wir in ihrem Zimmer fanden. Der mit J. N. unterschrieben war. Auch da eine Niete. Der Mann ist tatsächlich in China. Es ist derselbe Bursche, von dem

uns auch Miss Brewster erzählte. Ein ziemlicher Windhund. Auch die anderen Freunde von Mrs Marshall habe ich überprüft. Keinerlei Hinweise. Was es da zu wissen gibt, wissen wir, Sir.»

«Also hängt alles von uns ab», stellte Weston fest. Er schwieg nachdenklich und fragte dann: «Haben Sie was von unserem belgischen Kollegen gesehen? Weiß er, was Sie mir eben berichtet haben?»

Colgate grinste. «Ein komischer kleiner Kerl, was? Wissen Sie, was er mich vorgestern fragte? Er wollte Einzelheiten wissen über alle Fälle von Strangulation, die in den letzten drei Jahren passiert sind.»

Oberst Weston richtete sich auf. «Tatsächlich? Da frage ich mich…» Er schwieg. «Wann, sagten Sie, wurde Stephen Lane in die Nervenheilanstalt eingewiesen?», fragte er dann.

«Ostern vor einem Jahr, Sir.»

Oberst Weston verfiel ins Grübeln. Schließlich meinte er: «Da war doch der Fall von – man fand die Leiche einer jungen Frau, irgendwo bei Bagshot. Sie wollte sich mit ihrem Mann treffen und kam nicht. Und dann gab es noch ‹das Geheimnis der einsamen Leiche›, wie die Zeitungen es nannten. Beide Male passierte der Mord in Surrey, wenn ich mich richtig erinnere.»

Ihre Blicke trafen sich. «In Surrey?», rief der Inspektor. «Mein Gott, Sir, das passt. Ich frage mich…»

Hercule Poirot saß auf dem höchsten Punkt der Insel im Gras. Nicht weit zu seiner Linken war die Eisenleiter, die zur Feenbucht hinunterführte. Am oberen Ende lagen ein paar große Steine, wie er feststellte, hinter denen man sich sehr gut verstecken konnte. Vom Strand selbst konnte man wenig sehen, da die Felsen zu weit überhingen.

Hercule Poirot nickte bedächtig. Die Teile seines Puzzles passten fast alle zusammen. Im Geist ging er sie noch einmal durch und bemühte sich, jedes einzelne getrennt vom anderen zu betrachten.

Ein Morgen in der Badebucht, ein paar Tage vor Arlena Marshalls Tod.

Ein, zwei, drei, vier, fünf verschiedene Bemerkungen, die an jenem Morgen gemacht wurden.

Der Abend, an dem Bridge gespielt wurde. Er, Patrick Redfern und Rosamund Darnley saßen am Spieltisch. Christine ging hinaus, als sie Dummy wurde, und hatte ein bestimmtes Gespräch gehört. Wer war zu dieser Zeit noch in der Halle gewesen? Wer hatte gefehlt?

Der Abend vor dem Verbrechen. Die Unterhaltung mit Christine auf dem Felsen und die Szene, die er auf dem Rückweg ins Hotel beobachtet hatte.

Gabrielle Nummer 8.

Eine Schere.

Ein Pfeifenstück.

Eine Flasche, die zu einem Fenster hinausgeworfen worden war.

Ein grüner Kalender.

Ein Paket Kerzen.

Ein Spiegel und eine Schreibmaschine.

Ein Knäuel hellrote Wolle.

Eine Mädchenarmbanduhr.

Wasser, das aus der Badewanne abläuft.

Alle diese Punkte, die dem Anschein nach nicht zusammengehörten, mussten zusammenstimmen. Es durften keine Fragen offen bleiben.

Und dann, als alle Fakten richtig eingeordnet waren, zum nächsten Schritt: seine eigene Überzeugung, dass es auf der Insel das Böse gab.

Das Böse…

Er blickte auf die vollgetippten Bogen in seiner Hand hinunter. Weiter unten hieß es da:

«Nellie Parsons wurde in einem einsamen Wäldchen bei Chobham erwürgt aufgefunden. Bis heute keine Hinweise auf den Täter.»

Und Alice Corrigan?

Poirot las sehr gründlich alle Einzelheiten über die Ermordung von Alice Corrigan durch.

Hercule Poirot saß noch immer bei der Leiter, die zur Feenbucht hinunterführte, als Inspektor Colgate auftauchte. Poirot mochte ihn. Das zerfurchte Gesicht, die klugen Augen, seine ruhige Art gefielen ihm.

Inspektor Colgate ließ sich neben ihm im Gras nieder. Während er einen Blick auf die mit Schreibmaschine vollgetippten Bogen in Poirots Hand warf, fragte er: «Konnten Sie mit diesen Fällen etwas anfangen, Sir?»

«Ich habe die Berichte genau gelesen – ja.»

Colgate stand wieder auf, ging zu den großen Steinen, spähte dahinter und kam zurück. «Man kann nicht vorsichtig genug sein», bemerkte er, während er sich setzte. «Ich möchte nicht, dass wir belauscht werden.»

«Sie denken an alles», sagte Poirot.

«Ich verschweige Ihnen nicht, Monsieur Poirot, dass ich mich auch schon für diese Fälle interessiert habe, obwohl ich vielleicht nicht auf den Gedanken gekommen wäre, wenn Sie nicht nach ihnen gefragt hätten.» Er schwieg nachdenklich. «Vor allem die eine Geschichte hat mich beschäftigt», sagte er dann.

«Alice Corrigan?»

«Ja, Alice Corrigan. Ich habe bei der Polizei von Surrey nachgefragt – ich wollte alle genauen Einzelheiten erfahren.»

«Erzählen Sie, mein Freund: Das interessiert mich, das interessiert mich sogar sehr!»

«Das dachte ich mir schon. Alice Corrigan wurde im Cäsarhain auf der Blackridge-Heide erwürgt aufgefunden, keine zehn Meilen vom Marley-Wäldchen entfernt, wo man die tote Nellie Parsons entdeckte. Beide Orte liegen keine zwölf Meilen von Whiteridge entfernt, wo Mr Lane Pfarrer war.»

«Erzählen Sie mir mehr über den Tod von Alice Corrigan.»

«Zuerst brachte die Polizei von Surrey ihren Tod nicht mit dem von Nellie Parsons in Zusammenhang. Der Grund war, dass sie den Ehemann für den Täter hielten. Ich weiß nicht, warum. Er war wohl das, was die Zeitungen ‹mysteriös› nennen. Man wusste nicht viel über ihn, wer er war und woher er stammte. Sie hatte ihn gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet und besaß etwas eigenes Geld. Und sie hatte eine Lebensversicherung zu seinen Gunsten abgeschlossen. All das genügte, um ihn verdächtig erscheinen zu lassen. Sie stimmen mir doch bei, Sir?»

Poirot nickte.

«Aber als man dann zum Kern der Sache kam, stellte sich heraus, dass der Ehemann eine weiße Weste hatte. Die Leiche wurde von einer Anhalterin gefunden, eine dieser sportlichen jungen Frauen in Shorts. Sie war eine absolut zuverlässige und glaubwürdige Zeugin. Eine Turnlehrerin aus Lancashire. Sie notierte, wann sie die Leiche fand – es war genau Viertel nach vier –, und sagte aus, dass ihrer Meinung nach die Frau noch nicht lange tot gewesen sein konnte. Nicht länger als etwa zehn Minuten. Das stimmte genau mit der Meinung des Polizei-

arztes überein, der die Leiche um Viertel vor sechs untersuchte. Die junge Frau ließ die Tote liegen, wie sie sie entdeckt hatte, trampte nach Bagshot und meldete dort auf der Wache ihre Entdeckung. Von drei Uhr bis zehn Minuten nach vier saß Edward Corrigan im Zug von London. Er war an jenem Tag aus geschäftlichen Gründen in die Hauptstadt gefahren. Vier Leute saßen mit ihm im Abteil. Am Bahnhof stieg er in den Bus, zwei Mitreisende aus seinem Abteil ebenfalls. Er stieg beim Café ‹Pine Ridge› aus, wo er sich mit seiner Frau zum Tee verabredet hatte. Da war es fünfundzwanzig Minuten nach vier. Er bestellte Tee für sich und seine Frau, bat die Bedienung aber, ihn erst zu bringen, wenn seine Frau käme. Während er auf sie wartete, ging er draußen auf und ab. Als sie um fünf Uhr noch nicht erschienen war, wurde er unruhig. Er dachte, dass sie sich vielleicht den Knöchel verstaucht hätte. Sie hatten verabredet, dass sie über die Heide gehen und zum Café kommen sollte. Nach Hause wollten sie dann den Bus nehmen. Der Cäsarhain ist nicht weit weg vom Café entfernt, und man nahm später an, dass sie zu zeitig dran war und sich etwas ausruhte und die Aussicht bewunderte. Da muss irgendein Verrückter oder ein Landstreicher aufgetaucht sein und sie überfallen haben. Nachdem erwiesen war, dass der Ehemann als Täter nicht in Frage kam, brachte man natürlich ihren Tod mit dem von Nellie Parsons in Zusammenhang. Nellie Parsons war eine leichtsinnige Person, eine Kellnerin, die im Marley-Wäldchen erwürgt wurde. Die Polizei stellte fest, dass es in beiden Fällen derselbe Täter gewesen war, aber sie erwischten ihn nie. Und was noch schlimmer ist, sie waren auch nie nahe daran. Bei ihren Nachforschungen zogen sie nichts als Nieten.»

Er schwieg eine Weile und fügte dann nachdenklich hinzu: «Und jetzt haben wir einen dritten Fall – wieder wurde eine Frau erwürgt. Und ein gewisser Gentleman,

dessen Name ich nicht nennen möchte, ist auch am Tatort.»

Seine kleinen schlauen Augen musterten Poirot. Er wartete hoffnungsvoll. Poirot bewegte die Lippen, und Inspektor Colgate beugte sich vor.

«… so schwierig zu beurteilen, welche Stücke zum Fellteppich gehören und welche zum Katzenschwanz.»

«Wie bitte, Sir?» Inspektor Colgate war verblüfft.

«Entschuldigen Sie», sagte Poirot hastig. «Ich habe nur laut gedacht.»

«Worum geht's denn bei dem Fellteppich und der Katze?»

«Es ist unwichtig – völlig unwichtig», erwiderte Poirot. «Sagen Sie mal, Inspektor, wenn Sie jemand im Verdacht hätten, dass er lügt, dass er schon häufig gelogen hat, und Sie hätten keine Beweise – was würden Sie tun?»

Inspektor Colgate überlegte.

«Schwierig, schwierig. Aber wenn jemand immer wieder Lügen erzählt, wird er sich meiner Meinung nach eines Tages in Widersprüche verwickeln und ins eigene Messer laufen.»

Poirot nickte. «Ja, wie wahr! Wissen Sie, es ist nur meine eigene Überzeugung, dass gewisse Aussagen falsch sind. Ich *glaube,* dass es Lügen sind, aber ich weiß es nicht sicher. Vielleicht könnte man einen kleinen Test machen, einen kleinen, unwichtigen Test, bei dem niemand Verdacht schöpft. Wenn sich dabei herausstellt, dass es eine Lüge war, nun, dann wüsste man, dass auch der Rest gelogen ist.»

Inspektor Colgate blickte ihn neugierig an. «Ihr Verstand geht seltsame Wege, Sir. Aber ich finde, am Schluss stimmt dann doch alles. Entschuldigen Sie die Frage – wie kamen Sie darauf, dass es ähnliche Mordfälle geben müsste?»

«Weil mir dieses Verbrechen zu glatt erschien», erwiderte Poirot langsam. «Ich fragte mich, ob es nicht mehr als der erste Versuch war.»

«Aha, ich verstehe.»

«Ich sagte mir», fuhr Poirot fort, «dass es das beste wäre, ähnliche Fälle zu überprüfen, und wenn es ein Verbrechen gab, das diesem glich – *eh bien,* dann hatten wir damit einen sehr wertvollen Hinweis.»

«Sie meinen, weil man dieselbe Mordmethode verwendete?»

«Nein, nein, es geht mir um mehr! Der Tod von Nellie Parsons zum Beispiel verrät mir gar nichts. Aber der Tod von Alice Corrigan – sagen Sie mal, Inspektor Colgate, merken Sie nicht, wie auffallend ähnlich diese beiden Verbrechen sind?»

Inspektor Colgate wendete im Geist die Frage hin und her, kam aber zu keinem Schluss. Schließlich sagte er: «Nein, Sir, mir ist da nichts aufgefallen. Außer dass in beiden Fällen der Ehemann ein hieb- und stichfestes Alibi hat.»

«Aha!», sagte Poirot leise. «Dann haben Sie's also doch gemerkt!»

«He, Poirot. Freut mich, Sie zu sehen. Kommen Sie rein! Sie sind genau der Mann, den ich suche.»

Hercule Poirot folgte der Einladung. Der Polizeichef schob ihm eine Schachtel Zigaretten zu, nahm sich selbst eine, zündete sie an und sagte, während er Rauchwolken ausstieß: «Ich habe mich zu einem bestimmten Vorgehen entschlossen. Aber ehe ich loslege, hätte ich gern Ihre Meinung dazu gehört.»

«Erzählen Sie, mein Freund», sagte Poirot.

«Ich werde Scotland Yard hinzuziehen und ihnen den Fall übergeben. Obwohl gegen ein oder zwei Leute ein

gewisser Verdacht besteht, hängt der ganze Fall meiner Meinung nach mit dem Drogenschmuggel zusammen. Es ist doch klar, dass diese Feenhöhle ein Treffpunkt für die Mitglieder der Bande war.»

Poirot nickte. «Ich bin ganz Ihrer Meinung.»

«Das freut mich. Und ich bin mir auch ziemlich sicher, wer unser Drogenschmuggler ist: Horace Blatt!»

«Ja, darauf deutet alles hin», bestätigte Poirot.

«Wie ich sehe, sind unsere Gedanken in die gleiche Richtung gegangen. Blatt segelte oft mit seinem Boot. Manchmal lud er sich Leute ein, aber die meiste Zeit war er allein. Er hatte ziemlich auffallend rote Segel, aber wir stellten fest, dass auch weiße Segel an Bord verstaut sind. Ich denke es mir so: An einem schönen Tag segelte er zu einem verabredeten Treffpunkt, wo ein anderes Schiff auf ihn wartete, ein Segler oder eine Motorjacht, und dann fand die Übergabe statt. Blatt segelte zur Küste zurück und passte einen günstigen Augenblick ab, um das Zeug in die Feenhöhle zu befördern…»

«Ja, ja, um halb zwei Uhr», unterbrach ihn Poirot lächelnd. «Die Stunde, da ganz England beim Mittagessen ist und er sicher war, dass die Hotelgäste im Esssaal saßen. Die Insel ist Privatgrund, kein Ort, wohin Fremde zum Picknicken kommen. Manchmal gehen die Leute zum Teetrinken an den Feenstrand, am Nachmittag, wenn die Sonne hineinscheint. Wenn Hotelgäste ein Picknick machen wollen, ist es immer irgendwo im Innern der Insel, Meilen weg.»

Der Polizeichef nickte. «Genau», sagte er. «Blatt ging also an Land und versteckte das Zeug auf dem Sims in der Höhle. Jemand anders sollte es dort dann abholen.»

«Erinnern Sie sich an das Paar, das am Tag des Mordes mittags ins Hotel kam?», fragte Poirot. «Das wäre eine Möglichkeit, wie man das Zeug wegschafft. Irgendwelche Sommergäste aus einem Hotel im Moor oder in St. Loo

kommen auf die Schmugglerinsel und verkünden, dass sie hier zu Mittag essen wollen. Zuerst machen sie einen Spaziergang über die Insel. Kein Problem, zum Strand hinunterzuklettern, die Brotschachtel zu holen, sie – sagen wir mal in Madames Badetasche zu verstecken, die sie selbstverständlich dabeihat, und zum Essen ins Hotel zurückzukehren. Vielleicht hat man sich etwas verspätet, sagen wir, es ist inzwischen zehn vor zwei, weil man den Spaziergang so genossen hatte. Und die andern sitzen inzwischen im Speisesaal und essen.»

«Ja, so kann es gewesen sein», sagte Weston. «Und diese Rauschgiftbande ist ziemlich rücksichtslos. Wenn jemand zufällig etwas entdeckt und etwas erfährt, was er nicht erfahren sollte, machen sie keine langen Geschichten und bringen die Person zum Schweigen. Mir scheint, dass dies die plausibelste Erklärung für Arlena Marshalls Tod ist. Es ist gut möglich, dass Blatt an jenem Vormittag das Rauschgift gerade versteckte. Seine Komplizen wollten es an diesem Tag abholen. Arlena kommt mit ihrem Holzfloß angepaddelt und sieht ihn mit der Schachtel in die Höhle gehen. Sie fragt ihn aus, und er tötet sie. Dann haut er mit seinem Boot ab, so schnell er kann.»

«Sie meinen also, dass Blatt der Täter ist?»

«Mir scheint dies die glaubwürdigste Lösung zu sein. Natürlich könnte es auch möglich sein, dass Arlena schon früher hinter die Wahrheit kam, Blatt gegenüber eine Bemerkung machte und ein anderes Bandenmitglied sich mit ihr verabredete und sie erwürgte. Wie ich schon sagte, es ist das beste, wenn wir den Fall Scotland Yard übergeben. Sie haben eine bessere Möglichkeit, Blatt eine Verbindung zum Rauschgiftschmuggel nachzuweisen als wir.»

Hercule Poirot nickte nachdenklich.

«Finden Sie nicht auch, dass wir so vorgehen sollten?», fragte Weston.

«Möglicherweise», antwortete Poirot nach längerem Zögern. «Verdammt, Poirot, Sie haben doch noch einen Trumpf im Ärmel! Oder täusche ich mich?»

«Könnte schon sein», erwiderte Poirot würdevoll. «Aber ich kann nichts beweisen.»

«Natürlich weiß ich, dass Sie und Colgate noch eine andere Möglichkeit einkalkulieren. Sie erscheint mir ein wenig phantastisch, aber ich gebe zu, dass etwas dran ist. Doch selbst wenn Sie Recht haben – ich glaube nach wie vor, dass es eine Sache für Scotland Yard ist. Wir informieren sie über die Fakten, und dann können sie sich mit der Polizei von Surrey dranmachen. Ich finde, dass dies kein Fall für uns ist. Er geht über das Lokale hinaus.» Er machte eine Pause. «Was denken Sie, Poirot? Was sollten wir Ihrer Meinung nach tun?»

Poirot schien tief in Gedanken versunken zu sein. Schließlich sagte er: «Ich weiß, was ich tun möchte.»

«Ja, Mann, raus mit der Sprache!»

«Ich würde gern ein Picknick veranstalten!», murmelte Poirot.

Oberst Weston starrte ihn entgeistert an.

12

«Ein Picknick, Monsieur Poirot?» Emily Brewster sah ihn an, als sei er von allen guten Geistern verlassen.

«Es klingt unerhört, nicht wahr?», stellte Poirot freundlich fest. «Aber ich finde es wirklich eine herrliche Idee. Wir müssen irgendetwas Alltägliches, etwas Normales tun, damit unser Leben wieder in normalen Bahnen läuft. Ich möchte das Moor so gern sehen, und das Wetter ist schön. Es wird alle – wie soll ich mich ausdrücken –, es wird alle aufmuntern. Helfen Sie mir also! Versuchen Sie, die andern zu überreden.»

Der Einfall war ein unerwarteter Erfolg. Zuerst konnte sich keiner entschließen mitzumachen, doch dann fanden alle, dass es gar keine so schlechte Idee sei.

Dass man Captain Marshall nicht bitten konnte mitzukommen, verstand sich von selbst. Er hatte sowieso gesagt, dass er an diesem Tag nach Plymouth fahren würde. Mr Blatt war mit von der Partie und natürlich begeistert. Er war entschlossen, die Seele des ganzen Unternehmens zu sein. Außer ihm machten Emily Brewster und die Redferns mit, Stephen Lane, Mr und Mrs Gardener, die man überredet hatte, ihre Abreise um einen Tag zu verschieben, Rosamund Darnley und Linda.

Poirot hatte lange auf Rosamund eingeredet und immer wieder betont, wie gut es Linda tun würde, abgelenkt zu werden. Rosamund gab das zu. «Sie haben Recht», sagte sie. «So ein Schock ist für ein Kind in ihrem Alter sehr schlecht. Sie ist schrecklich nervös.»

«Das ist nur natürlich, Mademoiselle. Aber in diesem Alter vergisst man auch schnell. Überreden Sie sie doch, mitzukommen. Sie schaffen es, davon bin ich überzeugt.»

Major Barry hatte entschieden abgelehnt. Er erklärte, dass er Picknicks nicht leiden könne. «Man schleppt einen Haufen Körbe herum», sagte er, «und alles ist so unbequem. Mir genügt es, wenn ich mein Essen an einem Tisch einnehme.»

Die Gesellschaft versammelte sich um zehn Uhr. Man hatte drei Wagen bestellt. Mr Blatt war laut und fröhlich und spielte den Fremdenführer.

«Hier entlang, meine Damen und Herren, hier geht's nach Dartmoor. Heide und Heidelbeeren, Devonshire-Sahne und Sträflinge. Bringen Sie Ihre Frauen mit, meine Herren, oder bringen Sie eine andere Dame mit. Jeder ist willkommen! Garantiert schöne Aussicht! Aufschließen, bitte! Aufschließen!»

Im letzten Augenblick erschien Rosamund Darnley. Sie machte ein besorgtes Gesicht. «Linda kommt nicht mit», sagte sie. «Sie behauptet, dass sie entsetzliches Kopfweh hat.»

«Aber es wird ihr gut tun. Sie müssen sie überreden, Mademoiselle», rief Poirot.

«Es hat keinen Zweck», erwiderte Rosamund fest. «Sie ist ein solcher Dickkopf. Ich habe ihr ein paar Aspirintabletten gegeben, und sie hat sich hingelegt.» Sie zögerte einen Augenblick. «Ich glaube, ich bleibe auch da.»

«Das kann ich nicht zulassen, meine liebe Dame, das kann ich nicht zulassen», rief Mr Blatt und packte sie scherzhaft am Ann. «*La haute mode* muss der Sache Glanz verleihen. Keine Ausflüchte! Ich verhafte Sie, ha, ha! Verurteilt zu Dartmoor!» Er führte sie zum ersten Wagen. Rosamund warf Hercule Poirot einen wütenden Blick zu.

«Ich bleibe bei Linda», sagte Christine Redfern. «Es macht mir nichts aus.»

«Na, komm schon, Christine», sagte Patrick, ihr Mann.

«Nein, nein, Sie müssen uns begleiten, Madame», rief Poirot.

«Wenn man Kopfweh hat, ist man am liebsten allein. Fahren wir!»

Die drei Wagen fuhren los. Als erstes besuchten sie die echte Feenhöhle in Sheepstor. Sie hatten viel Spaß bei der Suche nach dem Eingang, den sie schließlich mit Hilfe einer Ansichtskarte fanden.

Auf den großen Steinen zu gehen war gefährlich, und Hercule Poirot versuchte es gar nicht erst. Er beobachtete freundlich, wie Christine Redfern munter von Stein zu Stein sprang, und stellte fest, dass ihr Mann immer in ihrer Nähe war. Rosamund Darnley und Emily Brewster nahmen ebenfalls an der Suche teil, wobei letztere ausglitt und sich einen Knöchel leicht verstauchte. Stephen Lane war unermüdlich. Seine große dünne Gestalt wand und zwängte sich zwischen den Steinen hindurch. Mr Blatt gab sich damit zufrieden, die andern ein kleines Stück zu begleiten und sie dann durch aufmunternde Rufe anzufeuern, während er fotografierte.

Mr und Mrs Gardener und Poirot saßen friedlich am Wegrand, während Mrs Gardener ihre Stimme in einem freundlichen, gleichmäßigen Monolog dahinplätschern ließ, der nur hier und da durch ein gehorsames «Ja, meine Liebe», ihres Mannes unterbrochen wurde.

«… und ich habe schon immer gedacht, Monsieur Poirot, und Mr Gardener findet es auch, dass Schnappschüsse sehr ärgerlich sein können. Das heißt, außer man macht sie von Freunden. Dieser Mr Blatt hat nicht das geringste Feingefühl! Er platzt einfach herein, redet ununterbrochen und macht Fotos. Wie ich schon zu Mr Gar-

dener sagte, ich finde das sehr unerzogen. Nicht wahr, das sagte ich zu dir, Odell?»

«Ja, meine Liebe.»

«Dieses Gruppenbild, das er von uns allen am Strand machte! Gut und schön, aber er hätte vorher fragen müssen. Miss Brewster wollte nämlich gerade aufstehen, und es sieht sehr komisch aus, wie sie dasteht.»

«Das finde ich auch», bestätigte Mr Gardener grinsend.

«Und dieser Mr Blatt verteilt Abzüge an alle Leute, ohne lange zu fragen. Ihnen hat er auch einen gegeben, Monsieur Poirot wie ich bemerkte.»

Poirot nickte. «Mir gefällt das Bild außerordentlich.»

«Und sehen Sie bloß, wie er sich heute wieder benimmt!», fuhr Mrs Gardener fort. «Laut und gewöhnlich. Es jagt einem kalte Schauder über den Rücken. Sie hätten dafür sorgen müssen, dass er zu Hause bleibt, Monsieur Poirot!»

«Ach, Madame», murmelte Poirot, «das wäre sehr schwierig gewesen.»

«Das kann ich mir vorstellen. Dieser Mann drängt sich überall dazwischen. Er hat eben kein Feingefühl!»

In diesem Augenblick verkündeten laute Freudenrufe, dass sie den Eingang zur echten Feenhöhle gefunden hatten.

Kurz darauf brach die Gesellschaft auf und fuhr weiter zu einem Aussichtspunkt, zu dem Hercule Poirot den Weg wies. Von dort war es nur eine kurze Strecke hügelabwärts durch die Heide bis zu einem reizenden Platz bei einem kleinen Bach.

Ein schmaler Holzsteg führte auf die andere Seite, und Poirot und Mr Gardener überredeten Mrs Gardener, hinüberzugehen, da es dort einen Fleck ohne Stechginster gab, der zum Picknicken sehr geeignet war.

Während sich Mrs Gardener wortreich über die Gefühle ausließ, die sie beim Überschreiten des Steges gehabt hatte, setzte sie sich ins Heidekraut. Plötzlich stieß jemand einen leisen Schrei aus.

Die andern waren fröhlich über die Planken hinübergelaufen, nur Emily Brewster nicht. Sie stand jetzt schwankend mit geschlossenen Augen mitten auf dem Steg und wusste nicht weiter.

Poirot und Patrick Redfern eilten ihr zu Hilfe. Emily Brewster war verlegen. «Vielen Dank», sagte sie mürrisch.

«Tut mir Leid. Ich habe noch nie über schmale Brücken gehen können. Da wird mir schwindlig. Sehr dumm!»

Die Lunchpakete wurden ausgepackt, das Picknick begann. Insgeheim waren alle erstaunt, wie sehr sie diesen Ausflug genossen. Vielleicht lag es daran, dass sie auf diese Weise der bedrückenden Atmosphäre des Hotels für kurze Zeit entkommen konnten. Der Bach plätscherte leise, die Luft roch leicht nach Torf, Farne und Heidekraut leuchteten in warmen Farben, und Mord, Polizeiverhöre und Verdacht schienen so weit weg zu sein, dass man fast glauben konnte, so etwas hätte es nie gegeben. Sogar Mr Blatt vergaß seine Rolle, die Seele der Gesellschaft zu spielen. Nach dem Essen legte er sich ein paar Schritte entfernt hin, und leises Schnarchen verriet bald, dass er selig eingeschlafen war.

Als sie die Picknickkörbe zusammenpackten und aufbrachen, waren alle sehr fröhlich und dankbar und beglückwünschten Poirot immer wieder zu seinem guten Einfall, einen solchen Ausflug zu veranstalten.

Während sie über die schmale gewundene Straße zurückfuhren, sank die Sonne. Von einem Hügel oberhalb der Bucht von Leathercombe konnten sie kurz die Insel mit dem weißen Hotel darauf sehen. Die Szene wirkte im Sonnenuntergang friedlich und unschuldig.

Mrs Gardener, die ausnahmsweise einmal geschwiegen hatte, seufzte und sagte: «Ich bin Ihnen ja so dankbar, Monsieur Poirot! Ich fühle mich so ruhig und entspannt. Es war einfach herrlich!»

Bei ihrer Ankunft kam ihnen Major Barry entgegen, um sie zu begrüßen. «Hallo!», rief er. «War der Ausflug schön?»

«Es war herrlich», erwiderte Mrs Gardener. «Das Moor war unglaublich schön. So englisch, genau wie man sich die ‹Alte Welt› vorstellt. Die Luft roch köstlich und würzig. Sie sollten sich schämen, dass Sie zu faul waren, mitzukommen.»

Der Major kicherte. «Ich bin zu alt für so was – im Sumpf zu sitzen und Brote zu essen.»

Ein Zimmermädchen kam aus dem Hotel gelaufen. Sie war etwas außer Atem. Sie zögerte einen Augenblick und ging dann rasch auf Christine Redfern zu.

Hercule Poirot erkannte sie. Es war Gladys Narracott. Sie rief mit aufgeregter Stimme: «Entschuldigen Sie, Madame, aber ich mache mir Sorgen um das junge Mädchen. Um Miss Marshall. Ich habe ihr eben Tee aufs Zimmer gebracht und konnte sie nicht wach bekommen. Sie sieht so – sie sieht irgendwie seltsam aus.»

Christine blickte sich Hilfe suchend um. Mit ein paar Schritten war Poirot neben ihr. Er schob seine Hand unter ihren Ellbogen und sagte ruhig: «Gehen wir hinauf, und sehen wir nach ihr.»

Sie eilten die Treppe hinauf, den Gang entlang zu Lindas Zimmer.

Ein Blick genügte, um zu wissen, dass etwas nicht stimmte. Lindas Gesicht hatte eine seltsame Farbe. Sie schien kaum noch zu atmen.

Poirot fühlte ihr den Puls. Im selben Augenblick entdeckte er das Kuvert, das an der Lampe auf dem Nachttisch lehnte. Es war an ihn adressiert.

Captain Marshall kam herein. «Was ist mit Linda los?», fragte er aufgeregt. «Was hat sie?»

Christine Redfern stieß ein leises, erschrecktes Schluchzen aus. Hercule Poirot wandte sich nach Marshall um und sagte: «Holen Sie einen Arzt! Beeilen Sie sich! Aber ich fürchte, ich fürchte sehr, dass es schon zu spät ist.»

Er nahm den Brief mit seinem Namen darauf und riss ihn auf. Darin steckte ein Blatt, das mit Lindas gerader Mädchenschrift bedeckt war. Sie schrieb:

«Ich glaube, dies ist der beste Ausweg. Bitten Sie meinen Vater, mir zu vergeben. Ich habe Arlena umgebracht. Ich dachte, dann wäre ich glücklich. Aber ich bin es nicht. Es tut mir schrecklich Leid.»

Sie waren alle in der Halle versammelt – Marshall, die Redferns, Rosamund Darnley und Hercule Poirot. Sie saßen schweigend da und warteten.

Dann öffnete sich die Tür, und Dr. Neasdon kam herein. «Ich habe mein möglichstes getan», sagte er kurz. «Vielleicht kommt sie durch. Aber ich möchte Ihnen sagen, dass nicht viel Hoffnung besteht.» Er schwieg.

Marshalls Gesicht war wie erstarrt, seine blauen Augen waren eisig. «Wie ist sie an das Zeug rangekommen?», fragte er.

Neasdon öffnete die Tür und winkte jemandem. Ein Zimmermädchen trat ein. Sie hatte geweint.

«Würden Sie wiederholen, was Sie mir schon erzählt haben?», sagte Neasdon.

Das Zimmermädchen schnüffelte und sagte: «Ich dachte doch – nicht für einen Augenblick dachte ich, dass da

etwas nicht stimmt. Obwohl das junge Mädchen sich ziemlich komisch benahm.» Der Arzt machte eine leicht ungeduldige Geste, und das Zimmermädchen nahm sich zusammen. «Sie war in Mrs Redferns Zimmer. In Ihrem Zimmer, Madame. Sie stand beim Waschbecken und nahm gerade ein Fläschchen aus dem Medizinschrank, als ich hereinkam. Sie zuckte zusammen, als sie mich sah, und ich fand es komisch, dass sie etwas aus Ihrem Zimmer holte, aber schließlich konnte es auch etwas sein, was sie Ihnen geliehen hatte. Sie sagte nur: ‹Ah, da ist es ja. Das habe ich gesucht›… und lief hinaus.»

«Meine Schlaftabletten», sagte Christine leise.

«Wieso wusste sie, dass Sie welche haben?», fragte der Arzt barsch.

«Ich gab ihr mal eine», antwortete Christine. «Am Abend nach dem Mord. Sie sagte, sie könne nicht schlafen. Ich erinnere mich noch, dass sie fragte, ob eine Tablette genügen werde. Und ich antwortete, dass sie sehr stark seien, dass man mich gewarnt habe, nie mehr als zwei zu nehmen.»

Neasdon nickte. «Sie wollte sichergehen und hat eine ganz hübsche Menge genommen.»

Christine schluckte. «Mein Gott, es ist alles meine Schuld. Ich hätte sie wegschließen sollen!»

Der Arzt zuckte die Schultern. «Das wäre sicherlich klüger gewesen, Mrs Redfern.»

«Sie stirbt…», rief Christine verzweifelt. «Und es ist meine Schuld…»

Kenneth Marshall bewegte sich unruhig in seinem Sessel. «Nein, Sie dürfen sich keine Vorwürfe machen. Linda weiß, was sie tut. Sie nahm sie ganz bewusst. Vielleicht – vielleicht ist es auch besser so.» Er blickte auf den Zettel in seiner Hand, den Poirot ihm wortlos gegeben hatte.

«Ich kann es nicht glauben», rief Rosamund Darnley. «Ich glaube einfach nicht, dass Linda sie getötet hat. Es ist unmöglich. Alle Tatsachen sprechen dagegen.»

«Ja, sie kann es nicht gewesen sein. Sie ist durchgedreht und hat es sich eingebildet.»

Die Tür öffnete sich, Oberst Weston trat ein. «Was ist los? Was habe ich da eben gehört?»

Dr. Neasdon nahm Marshall den zusammengeknüllten Zettel aus der Hand und reichte ihn dem Polizeichef. Weston las ihn.

«Was?», rief er fassungslos. «Das ist doch Unsinn – absoluter Unsinn! Es ist unmöglich!» Er wiederholte nachdrücklich. «Unmöglich! Nicht wahr, Poirot?»

Hercule Poirot sagte zum ersten Mal etwas. Leise und traurig meinte er: «Nein, ich fürchte, es ist nicht unmöglich.»

«Aber ich war doch mit ihr zusammen, Monsieur Poirot!», rief Christine Redfern. «Ich war mit ihr bis ein Viertel vor zwölf zusammen. Das habe ich auch der Polizei erzählt.»

«Ihre Aussage verschaffte ihr ein Alibi. Das schon. Aber worauf beruhte Ihre Aussage? Laut Linda Marshalls Armbanduhr war es ein Viertel vor zwölf. Sie wissen nicht, ob es tatsächlich so spät war, als Sie weggingen. Sie wissen nur, dass sie es behauptete. Sie meinten selbst, dass die Zeit sehr schnell vergangen sei.»

Sie starrte ihn betroffen an.

«Überlegen Sie, Madame, als Sie vom Strand aufbrachen, gingen sie da schnell oder langsam ins Hotel zurück?»

«Ich – ich glaube, eher langsam.»

«Erinnern Sie sich noch an Einzelheiten?»

«Nicht sehr. Ich – ich habe nachgedacht.»

«Entschuldigen Sie, wenn ich das frage: Über was haben Sie nachgedacht, während Sie ins Hotel zurückgingen?»

Christine errötete. «Ich nehme an – wenn es wichtig ist… Ich überlegte, ob – ob ich nicht abreisen sollte. Ob ich nicht einfach abreisen sollte, ohne meinem Mann etwas zu sagen. Ich – ich war sehr unglücklich, verstehen Sie.»

«Mein Gott, Christine!», sagte Patrick Redfern. «Ich weiß… ich weiß ja…»

«Eben!» Poirots Stimme klang sachlich und kühl. «Sie dachten über etwas sehr Wichtiges nach. Ich möchte behaupten, dass Sie für Ihre Umgebung blind und taub waren. Vermutlich gingen Sie sehr langsam und blieben hin und wieder stehen, während Sie über Ihre Probleme nachgrübelten.»

Christine nickte. «Wie klug Sie sind. Genauso war es. Als ich vor dem Hotel stand, schien es mir, als erwache ich aus einer Art Traum. Ich lief hinein und hatte Angst, dass ich sehr spät dran sei, aber nach der Uhr in der Halle hatte ich noch eine Menge Zeit.»

«Eben», sagte Hercule Poirot wieder. Er wandte sich an Marshall. «Ich bin leider gezwungen, Ihnen von ein paar wichtigen Entdeckungen zu erzählen, die ich nach dem Mord im Zimmer Ihrer Tochter machte. Im Kamin lagen ein großes Stück geschmolzenes Wachs auf dem Rost, versengte Haare, Papierreste und eine Nadel. Die Papierreste sind vielleicht nicht weiter wichtig, aber die anderen drei Dinge waren aufschlussreich – besonders, nachdem ich im Bücherregal ein Bändchen aus der Leihbibliothek des Ortes über Magie und Zauberei fand. Das Buch öffnete sich sofort an einer bestimmten Stelle. Auf dieser Seite wurden verschiedene Methoden beschrieben, wie man den Tod einer bestimmten Person herbeiführen konnte, indem man eine Wachspuppe von ihr anfertigte. Diese Wachsfigur musste man dann langsam braten, bis

sie zerschmolzen war – oder man stieß ihr eine Nadel tief hinein, bis ins Herz. Das würde den Tod der betreffenden Person zur Folge haben. Ich erfuhr später von Mrs Redfern, dass Linda Marshall an jenem Morgen schon zeitig unterwegs gewesen war und ein Päckchen Kerzen gekauft hatte. Sie war sehr verlegen geworden, als Mrs Redfern entdeckte, was in dem Päckchen war. Mir ist völlig klar, was dann geschah. Linda formte eine kleine Wachsfigur und stattete sie vermutlich mit ein paar roten Haaren von Arlena aus, um der Figur mehr Zauberkraft zu geben, dann stach sie ihr eine Nadel ins Herz und hielt sie schließlich ins Feuer, das sie mit etwas Papier anzündete. Sie handelte dumm, kindisch, abergläubisch, aber es verrät doch eines: den Wunsch zu töten.»

«Steckt denn mehr dahinter, als der Wunsch zu töten? Kann Linda Marshall ihre Stiefmutter wirklich umgebracht haben?»

«Auf den ersten Blick scheint sie ein perfektes Alibi zu haben, aber in Wahrheit ist es so, dass Linda die Zeitangaben selbst gemacht hat, wie ich eben schon sagte. Sie hätte leicht behaupten können, dass es schon Viertel vor zwölf sei, obwohl es noch eine Viertelstunde früher war.

Es ist sehr gut möglich, dass Linda, nachdem Mrs Redfern gegangen war, den kurzen Weg bis zu der Leiter lief, hinunterkletterte, ihre Stiefmutter erwürgte und wieder hinaufkletterte, ehe das Boot mit Miss Brewster und Patrick Redfern in Sicht war. Dann hätte sie zur Möwenbucht zurückkehren können, wäre geschwommen und ins Hotel gegangen, ohne jede Eile.

Doch dabei muss man zwei Punkte in Erwägung ziehen. Linda hätte wissen müssen, dass Arlena Marshall in der Feenbucht war, und sie musste körperlich in der Lage sein, das Verbrechen auszuführen.

Nun, es wäre möglich, dass Linda wusste, wo Mrs Marshall sich aufhielt – wenn sie selbst ihr unter falschem

Namen geschrieben und sie in die Bucht bestellt hatte. Und was den zweiten Punkt betrifft: Linda hat sehr große, kräftige Hände. Sie sind so groß wie die eines Mannes. Und was ihre Kraft angeht – sie ist in einem Alter, wo Kopf und Herz nicht immer wissen, was sie wollen. Geistige Verwirrungen gehen häufig mit ungewöhnlicher Körperkraft zusammen. Und da ist noch etwas anderes – Lindas Mutter wurde des Mordes angeklagt und auch vor Gericht gestellt.»

Kenneth Marshall hob den Kopf. «Und freigesprochen.»

«Sie wurde freigesprochen», bestätigte Poirot.

«Und ich sage Ihnen noch etwas, Monsieur Poirot», fuhr Marshall fort. «Ruth – meine Frau – war unschuldig. Das weiß ich mit absoluter Sicherheit. Wir waren sehr vertraut miteinander. Sie hätte mich nicht täuschen können. Sie war das unschuldige Opfer der Umstände.» Er schwieg einen Augenblick. «Und», fuhr er fort, «ich glaube auch nicht, dass Linda Arlena umbrachte. Es ist lächerlich – verrückt!»

«Glauben Sie also», fragte Poirot, «dass dieser Brief eine Fälschung ist?»

Marshall streckte die Hand aus. Weston reichte ihm den Zettel. Marshall betrachtete ihn noch einmal lange. Dann schüttelte er den Kopf. «Nein», antwortete er unwillig. «Er ist echt. Ich glaube, Linda hat das geschrieben.»

«Wenn sie ihn also tatsächlich geschrieben hat, so gibt es zwei Erklärungen: Entweder weil sie Arlena tatsächlich umbrachte oder – oder sie schrieb ihn, um jemand andern zu schützen, jemand, der in Verdacht geraten war.»

«Sie meinen mich?», fragte Marshall.

«Es wäre doch möglich, oder etwa nicht?»

Marshall überlegte einen Augenblick, dann antwortete er ruhig: «Nein, mir scheint dieser Gedanke völlig absurd

zu sein. Vielleicht merkte Linda, dass ich anfangs unter Verdacht stand, den Mord begangen zu haben. Aber später wusste sie ganz genau, dass das vorbei war – dass die Polizei mein Alibi glaubte und in einer anderen Richtung suchte.»

«Vielleicht», sagte Poirot, «ging es gar nicht darum, dass Sie verdächtigt wurden. Vielleicht *glaubte* sie, dass Sie schuldig sind.»

Marshall starrte ihn entgeistert an. «Das ist doch absurd!» Er lachte rau auf.

«Ich weiß nicht recht. Es gibt, wie Sie wissen, verschiedene Theorien über Mrs Marshalls Tod. Da ist einmal die Möglichkeit, dass sie erpresst wurde, dass sie an jenem Morgen mit dem Erpresser verabredet war, der sie dann tötete. Dann gibt es die Annahme, dass die Feenbucht und die Feenhöhle von einem Rauschgiftring als Stützpunkt benutzt wird. Und dass Ihre Frau ermordet wurde, weil sie das zufällig entdeckte. Und es besteht noch eine dritte Möglichkeit – dass sie von einem religiösen Fanatiker umgebracht wurde. Und die vierte Möglichkeit? Sie werden von Ihrer Frau viel Geld erben, Captain Marshall!»

«Ich habe Ihnen doch eben erklärt, dass…»

«Ja, ja, ich weiß, es ist unmöglich, dass Sie Ihre Frau getötet haben – aber angenommen, jemand hat Ihnen geholfen?»

«Was, zum Teufel, meinen Sie damit?» Zum ersten Mal zeigte Marshall, wie erregt er war. Er erhob sich halb aus seinem Stuhl. Seine Stimme klang drohend. Seine Augen blitzten vor Wut.

«Ich will damit sagen, dass dies kein Verbrechen ist, das von einer Person allein ausgeführt wurde. Es waren zumindest zwei. Es stimmt, dass Sie nicht gleichzeitig die Briefe schreiben und in der Feenbucht hätten sein können. Aber Sie hätten den Brief stenographieren und je-

mand anders hätte ihn in Ihrem Zimmer schreiben können, während Sie in der Bucht waren, um Ihre Frau zu ermorden.»

Hercule Poirot blickte Rosamund Darnley an. «Miss Darnley sagte aus», fuhr er fort, «dass sie den Sonnenfelsen gegen zehn Minuten nach elf verließ und Sie beobachtete, wie Sie in Ihrem Zimmer tippten. Aber genau zu dieser Zeit kehrte Mr Gardener ins Hotel zurück, um seiner Frau ein Knäuel Wolle zu holen. Er hat Miss Darnley nicht gesehen und nicht getroffen. Das ist doch wichtig. Es sieht so aus, als hätte Miss Darnley den Sonnenfelsen nicht verlassen oder aber sehr viel früher. Dass sie zur fraglichen Zeit in Ihrem Zimmer saß und eifrig tippte. Noch ein Punkt: Sie sagten aus, dass Sie Miss Darnley im Spiegel sahen, als sie Viertel nach elf Uhr in Ihr Zimmer kam. Aber an dem fraglichen Tag waren Schreibmaschine und Papiere auf dem Schreibtisch auf der anderen Seite des Zimmers. Der Spiegel dagegen hängt zwischen den beiden Fenstern. Also ist diese Aussage einwandfrei eine Lüge. Später stellten Sie die Schreibmaschine auf den Tisch unter dem Spiegel, um Ihrer Aussage Gewicht zu verleihen aber da war es zu spät. Da war mir bereits klar, dass Sie und Miss Darnley logen.»

«Was für ein kluger Teufel Sie doch sind!», sagte Rosamund Darnley. Ihre Stimme war leise und sachlich.

«Aber nicht so teuflisch klug wie der Mörder selbst», antwortete Poirot mit erhobener Stimme. «Überlegen wir doch einen Augenblick. Wen wollte Arlena Marshall an jenem Morgen meiner Meinung – unserer Meinung – nach treffen? Patrick Redfern, das nahmen wir doch alle an, nicht wahr? Es war kein Erpresser, den sie treffen wollte. Das hat mir allein schon ihr Gesicht verraten. O nein, sie wollte sich mit ihrem Liebhaber treffen – oder glaubte, dass sie sich mit ihm treffen würde.

Ja, ich war mir ziemlich sicher, dass Arlena Marshall sich mit Patrick Redfern treffen wollte. Aber eine Minute später tauchte Redfern am Strand auf und suchte sie. Was hatte das zu bedeuten?»

«Irgendein gemeiner Kerl hat meinen Namen missbraucht», warf Patrick Redfern wütend ein.

«Sie wirkten sehr aufgeregt», stellte Poirot fest. «Und überrascht, weil sie nicht gekommen war. Vielleicht zu überrascht. Meiner Theorie nach, Mr Redfern, paddelte Mrs Marshall zur Feenbucht, weil sie Sie treffen wollte. Und sie traf Sie auch! Und Sie ermordeten Arlena, wie Sie es geplant hatten!»

Patrick Redfern starrte ihn verblüfft an. «Sie sind ja verrückt!», sagte er gutmütig. «Ich war doch mit Ihnen zusammen, bis ich mit Miss Brewster ins Boot stieg. Miss Brewster und ich fanden sie gemeinsam.»

«Sie haben sie erst getötet, nachdem Miss Brewster mit dem Boot losgerudert war, um die Polizei zu alarmieren. Arlena Marshall war nicht tot, als Sie zum Strand kamen. Sie wartete in der Höhle, bis die Luft rein war.»

«Aber die Leiche! Miss Brewster und ich haben sie doch beide gesehen!»

«Da lag jemand auf dem Sand, ja. Aber er war nicht tot. Die Person, die da lag, lebte. Sie hatte sich den Körper, die Arme und Beine gebräunt und den Kopf unter einem grünen Hut aus Pappe versteckt. Christine, Ihre Frau – oder vielleicht ist sie es gar nicht, sondern nur Ihre Partnerin –, half Ihnen bei dem Verbrechen, genau wie sie Ihnen damals half, als sie die tote Alice Corrigan ‹entdeckte›, mindestens zwanzig Minuten, ehe Alice Corrigan tatsächlich starb, ermordet von ihrem Mann Edward Corrigan – Ihnen!»

«Vorsicht, Patrick!», rief Christine. Ihre Stimme klang scharf und kalt. «Werd nur nicht wütend!»

«Es wird Sie interessieren zu erfahren», sagte Poirot, «dass Sie beide auf einem hier aufgenommenen Gruppenfoto von der Polizei von Surrey wiedererkannt wurden. Man hat Sie sofort identifiziert: als Edward Corrigan und Christine Deverill, die junge Frau, die den Leichnam fand.»

Patrick Redfern war aufgestanden. Sein hübsches Gesicht war von Hass und Wut entstellt – das Gesicht eines Mörders, eines Tigers. Er schrie: «Sie verdammter, gemeiner, hinterlistiger kleiner Kerl!»

Fluchend stürzte er sich mit ausgestreckten Händen auf Poirot und packte ihn an der Kehle…

13

Nachdenklich sagte Poirot: «Wir haben uns kürzlich an einem Morgen, als wir draußen auf der Terrasse saßen, über die Leute unten am Strand unterhalten, die wie abgeschlachtet unbeweglich in der Sonne lagen, um braun zu werden. Dabei fiel mir auf, wie wenig sie sich voneinander unterschieden. Wenn man genauer hinsah – dann natürlich. Doch beim flüchtigen Hinblicken? Alle einigermaßen gut gewachsenen jungen Frauen sind sich auf gewisse Weise ähnlich. Zwei braune Beine, zwei braune Arme, dazwischen ein winziger Badeanzug – nur ein Körper, der in der Sonne liegt. Wenn eine Frau geht, spricht, lacht, den Kopf wendet, die Hand hebt – ja, dann ist sie jemand Bestimmtes, ein Individuum. Aber wenn sie in der Sonne liegen – nein, da sehen sie alle gleich aus.

An jenem Morgen unterhielten wir uns auch über das Böse, dass die Sonne auf die Guten wie die Schlechten scheine. Mr Lane zitierte aus der Bibel. Er ist ein sehr feinfühliger Mensch und spürt sofort, wenn etwas in der Luft liegt. Er wird unruhig. Aber obwohl er einen so guten Spürsinn für derartige Dinge besitzt, wusste er doch nicht genau, wo das Böse herkam. Seiner Meinung nach konzentrierte es sich in der Person von Arlena Marshall, und praktisch jeder hier stimmte ihm zu.

Aber meiner Meinung nach personifizierte nicht Arlena Marshall das Böse, das zweifellos vorhanden war. Es stand mit ihr in Verbindung, das ja, doch auf völlig andere Art, als allgemein vermutet wurde. Ich sah in ihr von

Anfang an und bis zuletzt – also die ganze Zeit – das ‹natürliche Opfer›. Weil sie schön war, weil sie reizvoll war, weil sich die Männer auf der Straße nach ihr umdrehten, nahm man automatisch an, dass sie zu den Frauen gehörte, die mit den Männern nur spielten und ihr Leben zerstörten. Doch für mich war sie ganz anders. Es war nicht sie, die die Männer unweigerlich in ihren Bann zog – nein, es waren die Männer, die sie anzogen. Sie gehörte zu dem Typ, der Männern rasch gefällt und die sie bald wieder los sein wollen. Und alles, was man mir über sie erzählte oder was ich über sie herausfand, bestätigte meine Meinung. Das erste, was ich über sie hörte, war jene Scheidungsgeschichte, in der sie als Zeugin vor Gericht erscheinen musste. Der Mann, um den es dabei ging, wollte sie später nicht heiraten.

Da erschien Captain Marshall auf dem Plan, einer jener unerschütterlichen, ritterlichen Männer, wie es sie heute nur noch selten gibt, und bat sie um ihre Hand. Für einen scheuen, verschlossenen Mann wie Captain Marshall bedeutete jedes Aufsehen, jedes öffentliche Interesse an seiner Person die schlimmsten Qualen. Daher seine Liebe und sein Mitleid für seine erste Frau, die des Mordes angeklagt wurde und unschuldig war. Er heiratete sie und stellte bald fest, dass er sich in der Einschätzung ihrer Person nicht getäuscht hatte. Nach ihrem Tod lernt er eine andere schöne Frau kennen, vielleicht sogar vom gleichen Typ, denn Linda hat auch rotes Haar, das sie sicherlich von ihrer Mutter geerbt hat. Und diese Frau wird auch in der Öffentlichkeit durch den Schmutz gezogen. Wieder spielt Marshall den Ritter in der Not. Aber diesmal wurden seine Gefühle nicht belohnt. Arlena ist dumm, ist seine Liebe nicht wert, ist herzlos. Trotzdem bleibt er fair ihr gegenüber, und obwohl er aufhörte, sie zu lieben, und sie ihn langweilte, hatte er Mitleid mit ihr. Sie erschien ihm wie ein Kind, das im Buch des Lebens nicht über eine bestimmte Seite hinaus weiterlesen kann.»

Hercule Poirot machte eine nachdenkliche Pause. «Ich erkannte», fuhr er dann fort, «dass Arlena Marshall mit ihrer großen Schwäche für das andere Geschlecht Freiwild war für einen bestimmten rücksichtslosen Typ von Mann. Patrick Redfern war dieser Typ. Er sieht gut aus, ist selbstsicher und gewandt und besitzt unbestreitbar viel Charme. Der Abenteurer, der auf diese oder jene Weise von den Frauen lebt. Während ich am Strand saß und die Leute beobachtete, wurde mir klar, dass Arlena Marshall Redferns Opfer war, nicht umgekehrt. Redfern war die Verkörperung des Bösen, und nicht Arlena.

Sie hatte vor kurzem ein großes Vermögen geerbt, das ihr ein alter Verehrer hinterlassen hatte. Er starb, bevor er sie satt bekam. Sie gehört zu den Frauen, die von den Männern immer wieder ausgenommen werden. Miss Brewster erwähnte einen jungen Mann, der von Arlena ‹ruiniert› worden sei, aber ein Brief von ihm, den wir in ihrem Zimmer fanden, beweist das Gegenteil. Er schreibt zwar, dass er sie gern mit Schmuck behängen würde – so etwas kostet ja nichts –, aber in Wahrheit bedankt er sich nur für den Scheck, den er von ihr erhalten hat. Der typische Fall eines jungen Taugenichts, der einer Frau das Geld aus der Tasche zieht. Zweifellos war es für Patrick Redfern nicht schwierig, sie zu überreden, ihm Geld zu geben, damit er es für sie ‹investierte›. Vermutlich schwärmte er ihr von den großen Geschäften vor, die er machen würde. Und wie reich sie dann beide wären. Frauen, die allein leben und schutzlos sind, sind eine leichte Beute für diese Männer. Gewöhnlich gelingt es ihnen auch, mit dem Geld zu verschwinden, ohne einen Penny zurückzugeben. Ist aber ein Ehemann da, ein Bruder oder ein Vater, können die Dinge eine unangenehme Wendung nehmen. Wenn Captain Marshall entdeckte, was mit dem Vermögen seiner Frau geschehen war, konnte sich Redfern auf etwas gefasst machen.

Aber das war ihm egal, denn er hatte sowieso vor, Arlena notfalls aus dem Weg zu räumen. Schließlich war es schon einmal glatt gegangen. Damals, als er die junge Frau ermordete, die er unter dem Namen Corrigan geheiratet und überredet hatte, eine hohe Lebensversicherung abzuschließen.

Bei seinen Plänen half und unterstützte ihn die Frau, die wir hier als seine Ehefrau kennen und die er tatsächlich liebt. Sie ist ganz das Gegenteil seiner Opfer – kühl, gelassen, leidenschaftslos – und hält treu zu ihm. Außerdem besitzt sie nicht gerade geringes schauspielerisches Talent. Bei ihrer Ankunft hier auf der Insel übernahm Christine Redfern eine bestimmte Rolle: Sie spielte seitdem die ‹arme, kleine Ehefrau› – zerbrechlich, rührend, verständnisvoll.

Bedenken Sie, was sie alles behauptete: Dass sie dazu neige, schnell einen Sonnenbrand zu bekommen, weshalb sie nie braun werde, und dass sie keine Höhe vertrage, weil ihr immer schwindlig werde. Erinnern Sie sich an ihre Geschichte, wie sie nicht vom Dach des Mailänder Doms herunterkam? Sie spielte ständig die Zerbrechliche, die Zarte, und fast alle von uns sprachen von ihr nur als ‹der kleinen Frau›. Dabei war sie in Wirklichkeit so groß wie Arlena Marshall, nur ihre Hände und Füße waren sehr klein. Sie deutete an, sie sei früher Lehrerin gewesen, und unterstrich dadurch noch den Eindruck, dass sie Bücher mehr liebe als jede Art von sportlicher Betätigung. Es stimmte zwar, dass sie an einer Schule gewesen war, allerdings als Turnlehrerin. Christine Redfern war eine äußerst aktive junge Sportlerin, die wie eine Katze klettern und wie ein Profi laufen kann. Die Tat selbst war perfekt geplant und berechnet. Wie ich schon sagte, war es ein raffiniertes Verbrechen, der Zeitplan geradezu genial.

Zur Einleitung setzten sich die beiden erst einmal richtig in Szene. Zum Beispiel spielte Christine oben auf dem

Sonnenfelsen bei ihrem Mann die Eifersüchtige, weil sie wussten, dass ich nebenan war. Später gab sie mir in derselben Rolle noch einmal eine Kostprobe. Damals hatte ich das vage Gefühl, so etwas schon einmal irgendwo gelesen zu haben. Es erschien mir so unwirklich. Warum? Weil es nicht stimmte, weil es nicht echt war.

Dann kam der Tag des Verbrechens. Das Wetter war schön, ein wichtiger Punkt in ihrem Plan. Redfern verließ das Hotel sehr früh, und zwar über die direkte Außentreppe. Wenn jemand entdeckte, dass die Fenstertür nicht abgeschlossen war, würde man annehmen, dass ein Hotelgast bereits früh zum Schwimmen gegangen war. Unter seinem Bademantel hatte er einen spitzen grünen Chinesenhut versteckt, dasselbe Modell, das Arlena häufig trug. Er lief zur Leiter, kletterte zur Feenbucht hinunter und versteckte das Ding an einer Stelle zwischen den Steinen, wie er und seine Frau es verabredet hatten.

Das war der erste Akt.

Am Abend vorher hatte er sich für den kommenden Vormittag mit Arlena verabredet. Sie waren bei ihren Rendezvous immer sehr vorsichtig gewesen, da Arlena vor ihrem Mann doch etwas Angst hatte. Sie war damit einverstanden, schon früh zur Feenbucht zu kommen. Am Vormittag war dort selten jemand. Redfern würde sie am Strand treffen, sobald er eine Gelegenheit fand, unauffällig zu verschwinden. Wenn jemand die Leiter herunterkam oder ein Boot auftauchte, sollte sich Arlena in der Feenhöhle verstecken, die er ihr gezeigt hatte, und warten, bis die Luft wieder rein war. Ende des zweiten Aktes.

Inzwischen würde Christine in Lindas Zimmer gehen, sobald sie überzeugt war, dass Linda wie jeden Tag zum Schwimmen gegangen sei. Sie wollte Lindas Uhr zwanzig Minuten vorstellen. Natürlich musste sie riskieren, dass Linda das Falschgehen ihrer Uhr entdeckte, aber das war

nicht so schlimm. Christines Alibi stützte sich vor allem darauf, dass sie so kleine Hände hatte. Es wäre ihr also rein körperlich unmöglich gewesen, das Verbrechen zu begehen. Trotzdem konnte eine zusätzliche Absicherung nicht schaden. Als sie in Lindas Zimmer das an einer bestimmten Stelle aufgeschlagene Buch über Magie und Zauberei fand, las sie die Seite, und als Linda hereinkam und das Päckchen mit den Kerzen fallen ließ, begriff sie, was Linda vorhatte. Jetzt eröffneten sich ganz neue Möglichkeiten. Ursprünglich hatte das Pärchen geplant, den Verdacht bis zu einem gewissen Grad auf Kenneth Marshall zu lenken, daher die verschwundene Pfeife, daher das Pfeifenstück, das man bei der Leiter fand.

Christine verabredete also den Ausflug zur Möwenbucht mit Linda und kehrte in ihr eigenes Zimmer zurück. Sie holte eine Flasche Tönungscreme aus dem Koffer, rieb sich sorgfältig damit ein und warf die leere Flasche aus dem Fenster. Beinahe hätte sie Emily Brewster getroffen, die gerade badete.

Damit war Akt drei erfolgreich beendet.

Christine trug einen weißen Badeanzug und darüber ein Paar Strandhosen und eine Jacke mit langen weiten Ärmeln, um ihre seit neuestem braunen Arme und Beine zu verbergen.

Um Viertel nach zehn paddelte Arlena los, ein oder zwei Minuten später erschien Patrick Redfern und mimte Ärger, Erstaunen und so weiter. Christines Aufgabe war nicht besonders schwierig. Sie hatte ihre eigene Uhr weggesteckt und fragte Linda um fünfundzwanzig Minuten nach elf, wie spät es sei. Linda blickte auf ihre Armbanduhr und antwortete, es sei Viertel vor zwölf. Dann geht sie schwimmen, und Christine packt ihr Zeichenzeug ein. Sobald ihr Linda den Rücken gedreht hat, stellt Christine die Uhr wieder richtig, die Linda natürlich nicht mit ins Wasser genommen hat. Christine eilt den Klippenpfad

entlang bis zum Anfang der Leiter, zieht Hose und Jacke aus und versteckt sie zusammen mit ihrem Zeichenkoffer hinter einem Felsen. Dann klettert sie leichtfüßig die Leiter hinunter zur Feenbucht.

Arlena ist unten am Strand und fragt sich, warum Patrick nicht kommt. Sie hört ein Geräusch auf der Leiter, späht hinauf und entdeckt zu ihrem Ärger, dass es ausgerechnet die Person ist, der sie am wenigsten begegnen möchte – der Ehefrau. Sie läuft zur Feenhöhle und versteckt sich.

Christine holt den Hut aus dem Versteck. Eine falsche rotbraune Locke ist hinten unter dem Rand befestigt. Sie setzt ihn auf und legt sich auf dem Bauch in den Sand, Hände und Füße von sich gestreckt. Der Hut verdeckt praktischerweise Gesicht und Nacken.

Der Zeitplan funktioniert glänzend. Ein paar Minuten später taucht das Boot mit Patrick Redfern und Miss Brewster an der Landspitze auf. Sie erinnern sich, dass es Patrick Redfern war, der sich über die Tote beugte und sie oberflächlich untersuchte, Patrick Redfern, der entsetzt und geschockt ist über den Tod seiner Geliebten. Er hatte sich seine Zeugin sorgfältig ausgewählt. Miss Brewster ist nicht schwindelfrei, sie würde nicht versuchen, die Leiter hinaufzuklettern. Sie würde wieder mit dem Boot zurückfahren. Natürlich ist es Patrick Redfern, der bei der Leiche zurückbleibt.

Miss Brewster rudert los, um die Polizei zu alarmieren. Sobald das Boot verschwunden ist, springt Christine auf, zerschneidet den Hut mit der Schere in Stücke, die Patrick Redfern vorsichtshalber mitbrachte, klettert die Leiter im Handumdrehen hinauf, schlüpft in Strandhose und Jacke, packt den Zeichenkoffer und läuft zum Hotel zurück. Sie hat gerade noch Zeit, sich in der Wanne die Bräunungscreme abzuwaschen und in das Tenniskleid zu schlüpfen. Und sie tut noch etwas anderes. Sie verbrennt

die grünen Pappstücke des Hutes und die Haarlocke in Lindas Kamin, zusammen mit einem Kalenderblatt, um noch eine falsche Spur zu legen. Jeder würde glauben, dass ein Kalender verbrannt wurde, nicht ein Hut. Wie sie vermutet hatte, hatte Linda irgendwelche Zauberkunststücke gemacht, das Wachs und die Nadel verrieten es.

Dann eilte sie zum Tennisplatz. Sie war die letzte, aber sie wirkte weder aufgeregt noch außer Atem.

Inzwischen ging Patrick Redfern zur Höhle. Arlena hatte nichts gesehen und auch nicht viel gehört – ein Ruderboot, Stimmen –, denn sie musste ja in ihrem Versteck bleiben. Aber jetzt rief Redfern nach ihr.

Sie kam zum Strand. Dann schlossen sich seine Hände um ihren Hals – und das war das Ende der armen, dummen, schönen Arlena Marshall…»

Hercule Poirot schwieg.

Es dauerte lange, bis jemand das Schweigen brach. Schließlich sagte Rosamund Darnley mit leisem Schaudern: «Sie haben das sehr anschaulich erzählt, Monsieur Poirot. Aber es ist die Geschichte der Gegenseite. Sie haben uns noch nicht verraten, wie Sie selbst hinter die Wahrheit gekommen sind.»

«Ich sagte einmal zu Ihnen», antwortete Poirot, «dass ich einen sehr nüchternen Verstand habe. Von Anfang an, die ganze Zeit über hatte ich das Gefühl, dass nur die Person Arlena Marshall getötet haben konnte, die vom Typ und vom Charakter her am genauesten ins Bild passte. Und das war für mich Patrick Redfern. Er ist das Paradebeispiel für einen Mann, der Frauen wie Arlena ausnimmt. Und außerdem ist ihm ein Mord zuzutrauen. Ich kann ihn mir als einen Mann vorstellen, der eine Frau um ihre Ersparnisse bringt und ihr dann noch die Kehle durchschneidet. Wen, so fragte ich mich, hatte Arlena an jenem Morgen treffen wollen? Nach ihrem Gesicht, ihrem Lächeln, ihrem Benehmen, ihren Worten zu schlie-

ßen konnte es nur einer sein – Patrick Redfern. Und deshalb musste es nach Lage der Dinge Patrick Redfern sein, der sie ermordete.

Aber sofort stieß ich bei meinen Nachforschungen auf Hindernisse, wie ich Ihnen ja erzählte. Patrick Redfern konnte sie nicht getötet haben, weil er mit mir am Strand war und zusammen mit Miss Brewster die Tote entdeckte. Deshalb suchte ich nach einer anderen Lösung – und es gab sogar mehrere. Ihr Mann hätte sie getötet haben können mit Miss Darnleys Wissen. Beide hatten in einem Punkt gelogen, was sie verdächtig machte. Außerdem konnte jemand Arlena getötet haben, weil sie hinter das Geheimnis des Drogenschmuggels kam. Und ein religiöser Fanatiker konnte der Täter sein oder auch ihre Stieftochter. Kurze Zeit hielt ich Linda tatsächlich für die Mörderin. Lindas Verhalten bei ihrem ersten Zusammentreffen mit der Polizei sprach Bände. Und bei einem Gespräch, das ich später mit ihr hatte, stellte sich eines als sicher heraus: Linda hielt sich für schuldig.»

«Sie meinen also, dass sie tatsächlich glaubte, Arlena getötet zu haben?» Rosamunds Stimme klang ungläubig.

Hercule Poirot nickte. «Ja. Bedenken Sie – Linda ist fast noch ein Kind. Sie las das Buch über Zauberkraft und Magie und glaubte halb, was sie da las. Sie hasste Arlena. Sie machte die Wachspuppe, sprach den Zauber, bohrte ihr mit der Nadel ins Herz und ließ sie zerschmelzen – und das tat sie genau an dem Tag, an dem Arlena starb. Ältere und klügere Leute als Linda haben schon an die Zauberei geglaubt. Natürlich dachte sie, dass die Zauberkraft gewirkt hatte, dass sie ihre Stiefmutter durch einen Zauber getötet hatte.»

«Mein Gott, das arme Kind, das arme Kind!», rief Rosamund. «Und ich dachte – ich glaubte – ich vermutete etwas ganz anderes: Dass sie etwas wusste, das…» Rosamund brach ab. «Ich weiß, was Sie dachten», erklärte Poi-

rot. «Und Ihr Verhalten hat Linda nur noch mehr erschreckt. Sie glaubte nur, dass sie tatsächlich Arlenas Tod verschuldet hatte und Sie es wüssten. Christine Redfern bedrängte sie auch, indem sie ihr die Idee mit den Schlaftabletten eingab und ihr einen Weg wies, wie sie das Verbrechen schnell und schmerzlos sühnen konnte. Verstehen Sie, nachdem fest stand, dass Captain Marshall ein Alibi hatte, war es lebenswichtig, einen neuen Tatverdächtigen zu finden. Weder Christine noch ihr Mann wussten über den Rauschgiftring Bescheid. Deshalb sollte Linda das Opfer sein.»

«Was für eine Gemeinheit!», sagte Rosamund.

Poirot nickte. «Ja, Christine Redfern ist eine kalte, grausame Frau. Was mich anbetrifft – ich wusste nicht weiter. Hatte Linda nur diesen kindischen Versuch unternommen, einen Zauber über ihre Stiefmutter zu legen, oder war ihr Hass so groß, dass sie die Tat wirklich beging? Ich versuchte, sie so weit zu bringen, dass sie sich mir anvertraute. Es gelang mir nicht. Ich war mit meiner Weisheit so ziemlich am Ende. Der Polizeichef fand inzwischen die Lösung, dass ein Rauschgiftring dahintersteckte, am vernünftigsten. Ich durfte es nicht dabei bewenden lassen. Noch einmal ging ich alle Details genau durch. Was hatte ich denn? Nur eine Sammlung von Fakten, von Ereignissen, die nichts miteinander zu tun zu haben schienen, einen Haufen Puzzleteile, die ich zusammensetzen musste. Das Ganze musste sich doch zu einem harmonischen Bild zusammenfügen lassen! Da war die Schere, die am Strand liegen gelassen worden war, dann die Flasche, die jemand aus dem Fenster geworfen hatte, das Bad, das jemand genommen hatte – alles völlig harmlose Vorfälle, die erst wichtig wurden, als ich die Urheber nicht herausfinden konnte. Also, überlegte ich, *mussten* sie eine Bedeutung haben. Aber sie passten nicht zu der Theorie, dass Captain Marshall oder Linda der Täter war

oder ein Rauschgiftring dahintersteckte. Und doch mussten sie etwas zu bedeuten haben.

Ich kehrte zu der ersten Lösung zurück – dass Patrick Redfern der Mörder war. Gab es etwas, das für diese Theorie sprach? Ja, die Tatsache, dass auf Arlenas Bankkonto eine sehr große Summe fehlte. Wer hatte das Geld bekommen? Natürlich Patrick Redfern. Sie war der Typ Frau, der sich von einem hübschen jungen Mann ausnehmen ließ. Aber sie war nicht der Typ, den man erpressen konnte. Dafür war sie viel zu leicht zu durchschauen. Sie konnte kein Geheimnis für sich behalten. Die Geschichte mit dem Erpresser war mir immer ziemlich unglaubwürdig erschienen. Andererseits war da das Gespräch, das jemand belauscht hatte – ah, ja, aber wer war das gewesen? Patrick Redferns Frau! Sie war es gewesen, die diese Aussage gemacht hatte. Es gab keine Hinweise, die ihre Behauptung bestätigten. Warum hatte sie diese Erpressergeschichte erfunden? Die Antwort traf mich wie ein Blitz: Sie sollte das fehlende Geld erklären!

Patrick und Christine Redfern mussten unter einer Decke stecken! Christine war nicht kräftig genug, um diesen Mord begehen zu können, und besaß auch nicht die Mentalität, die eine solche Tat erforderte. Nein, der Mörder war Patrick Redfern – aber das schien unmöglich. Für jede Minute seiner Zeit, bis man die Tote fand, hatte er ein Alibi.

In meinem Kopf begann es zu arbeiten. Die Tote – menschliche Körper, die bewegungslos in der Sonne am Strand liegen und alle gleich aussehen. Patrick Redfern und Emily Brewster waren zum Strand gekommen und hatten jemand im Sand liegen gesehen. Aber angenommen, es war nicht Arlena gewesen, sondern jemand anders? Der große Sonnenhut hatte das Gesicht verdeckt.

Aber es gab nur eine Leiche – die Arlenas. War es möglich, dass eine lebendige Person so tat, als sei sie tot? War

es möglich, dass Arlena selbst die Rolle übernahm, weil Patrick Redfern sie überredet hatte, bei irgendeinem seltsamen Scherz mitzuspielen? Ich schüttelte den Kopf. Nein, das war zu riskant. Eine lebende Person – aber wer? Existierte eine Frau, die Redfern bei seinem Plan helfen würde? Natürlich seine Frau. Aber sie war ein weißhäutiges zartes Geschöpf. Nun ja, aber man konnte sich auch mit einer Tönungslotion aus einer Flasche bräunen. Die Flasche – wieder passte ein Puzzlestück ins Bild. Und hinterher musste sie sich baden, um die verräterische Bräune wegzuwaschen, ehe sie Tennis spielen ging. Und die Schere? Selbstverständlich um den Papphut zu zerschneiden, ein sperriges Ding, das verschwinden musste. Und in der Eile vergaß sie die Schere – das einzige, was das feine Paar überhaupt vergaß.

Aber wo steckte Arlena die ganze Zeit? Wieder fand ein Puzzleteil seinen Platz. Entweder Rosamund Darnley oder Arlena Marshall waren in der Feenhöhle gewesen, das Parfüm, das beide benützten, verriet es mir. Sicherlich war es nicht Rosamund Darnley gewesen. Also Arlena, die sich dort versteckte, bis die Luft rein war.

Nachdem Emily Brewster mit dem Boot davongerudert war, hatte Patrick den Strand für sich und so die Gelegenheit, den Mord zu begehen. Arlena Marshall wurde später als Viertel vor zwölf getötet, aber der Arzt dachte nur an den frühesten Zeitpunkt, an dem die Tat begangen worden sein konnte. Arlena sei um Viertel vor zwölf gestorben, hatte man dem Arzt berichtet. Der Arzt hat das der Polizei gegenüber nicht behauptet.

Zwei weitere Punkte mussten noch geklärt werden. Linda Marshalls Aussage verschaffte Christine Redfern ein Alibi. Aber diese Aussage hing von der Zeit auf Lindas Uhr ab. Man musste jetzt nur beweisen, dass Christine zweimal Gelegenheit gehabt hatte, an die Uhr heranzukommen. Ich fand diese beiden Möglichkeiten sofort. An jenem Morgen war sie allein in Lindas Zimmer gewe-

sen. Und es gab auch noch einen indirekten Beweis: Wie Linda erzählte, hatte sie Angst gehabt, zu spät zu kommen, aber als sie in der Halle auf die Uhr sah, war es erst fünfundzwanzig Minuten nach zehn. Die zweite Gelegenheit zu finden war einfach: Christine konnte Lindas Armbanduhr wieder richtig stellen, als Linda schwimmen ging.

Es blieb also nur noch das Problem mit der Leiter. Christine hatte immer behauptet, dass sie keine Höhe vertrage, weil ihr sofort schwindlig werde. Wieder eine genau geplante Lüge. Alle Puzzlestücke passten jetzt an ihren Platz – das Bild war vollkommen. Aber unglücklicherweise hatte ich keine stichhaltigen Beweise. Es existierte alles nur in meinem Kopf.

Da kam mir wieder eine Idee. Das Verbrechen war mit solcher Könnerschaft, mit solcher Sicherheit ausgeführt worden. Ich war überzeugt, dass Patrick Redfern das Schema irgendwann noch einmal verwenden würde. Aber was war mit der Vergangenheit? Es konnte doch möglich sein – ich gebe zu, ein weit hergeholter Gedanke –, dass dies nicht sein erster Mord war. Die Mordmethode passte zu ihm, zu seiner Veranlagung – ein Killer, dem das Töten Spaß machte und der aus Geldgier tötete.

Wenn er je einen Mord begangen hatte, musste er diesmal dieselbe Methode angewendet haben, davon war ich überzeugt. Ich bat Inspektor Colgate, mir eine Liste der Frauen zu besorgen, die in den letzten Jahren erwürgt worden waren. Das Ergebnis war positiv. Die tote Nellie Parsons, die man erwürgt in einem einsamen Wäldchen gefunden hatte, konnte Patrick Redferns Werk sein oder auch nicht – nur die Wahl des Tatortes wies auf ihn hin. Aber im Fall von Alice Corrigan fand ich genau, was ich suchte. Im wesentlichen war es dieselbe Methode: das Spiel mit der Zeit. Ein Mord geschieht nicht früher als angenommen, sondern später! Die Leiche wurde angeb-

lich um Viertel nach vier gefunden. Und der Ehemann hatte ein Alibi bis fünfundzwanzig Minuten nach vier.

Aber was war wirklich passiert? Angeblich kam Edward Corrigan ins Café ‹Pine Ridge›, weil er annahm, dass seine Frau schon auf ihn wartete. Aber sie war noch nicht da, und deshalb ging er wieder hinaus und behauptete später, er sei vor dem Haus auf und ab gegangen. In Wirklichkeit lief er, so schnell er konnte, zum Cäsarhain – der nicht weit entfernt war –, tötete sie und eilte zum Café zurück. Die Anhalterin, die das Verbrechen bei der Polizei meldete, war eine unbescholtene junge Frau, Turnlehrerin an einer bekannten Mädchenschule. Dem Anschein nach bestand keine Verbindung zwischen ihr und Edward Corrigan. Sie hatte ziemlich weit laufen müssen, um den Mord zu melden. Der Polizeiarzt untersuchte die Tote erst um Viertel vor sechs. Genau wie in unserem Fall wurde die angegebene Todeszeit nicht weiter nachgeprüft.

Ich beschloss, noch einen letzten Test zu machen. Ich musste genau wissen, ob Mrs Redfern eine Lügnerin war oder nicht. Ich arrangierte unseren kleinen Ausflug zum Dartmoor. Wenn jemand nicht schwindelfrei ist, läuft er nur ungern über eine schmale Bachbrücke. Miss Brewster, die tatsächlich eine Höhenphobie hat, wurde es schwindlig. Aber Christine Redfern lief heiter und unbeschwert hinüber. Es war nur eine Kleinigkeit, aber doch wichtig. Wenn sie in diesem Fall gelogen hatte, waren auch die anderen Lügen denkbar.

Inzwischen hatte Colgate das Gruppenfoto an die Polizei von Surrey gesandt, die Redfern als Edward Corrigan wieder erkannte. Nun spielte ich meine Trümpfe nach einem Plan aus, der mir den größten Erfolg zu versprechen schien. Erst wiegte ich Redfern in Sicherheit, dann ging ich auf ihn los und setzte ihm so lange zu, bis er seine Fassung zu verlieren begann. Als er erfuhr, dass er

als Corrigan identifiziert worden war, gab ihm das den Rest.»

Hercule Poirot strich sich nachdenklich über den Schnurrbart. «Was ich tat», sagte er ernst, «war sehr gefährlich, aber ich bedaure es nicht. Ich hatte Erfolg! Ich habe nicht vergeblich soviel riskiert.»

Es herrschte einen Augenblick Schweigen. Dann seufzte Mrs Gardener tief auf. «Oh, Monsieur Poirot», sagte sie. «Es war großartig, Ihre Schilderung der Ereignisse zu hören. Es hat mich genauso fasziniert, als wäre es ein Vortrag über Kriminologie gewesen.

Ja, eigentlich war es sogar ein richtiger Vortrag. Und zu denken, dass meine hellrote Wolle und unser Gespräch über das Sonnenbaden bei der Aufklärung eine Rolle spielten! Ich bin so aufgeregt, dass mir die Worte fehlen, und ich bin sicher, dass es Mr Gardener genauso geht, nicht, Odell?»

«Ja, meine Liebe», antwortete Mr Gardener.

«Auch Mr Gardener war mir eine große Hilfe», sagte Hercule Poirot. «Ich wollte wissen, was ein vernünftiger Mann von Mrs Marshall dachte. Ich fragte Mr Gardener, was er von Arlena hielt.»

«Tatsächlich?», rief Mrs Gardener. «Und was hast du geantwortet, Odell?»

Mr Gardener hüstelte. «Nun, meine Liebe», erwiderte er, «ich habe nie viel von ihr gehalten, wie du weißt.»

«So was erzählen die Männer ihren Frauen immer», bemerkte Mrs Gardener. «Und wenn du mich fragst, so möchte ich sogar behaupten, dass selbst unser guter Monsieur Poirot hier sie eine Spur zu nachsichtig beurteilt, wenn er sie als ‹ein natürliches Opfer› bezeichnet und so weiter. Es stimmt, sie war keine besonders kultivierte Person. Und da Captain Marshall nicht hier ist, kann ich ja sagen, dass sie mir immer ein wenig dumm

erschienen ist. Das habe ich auch zu dir gesagt, nicht wahr, Odell?»

«Ja, meine Liebe.»

Linda saß mit Hercule Poirot in der Möwenbucht. «Eigentlich bin ich froh, dass ich noch lebe», sagte sie. «Aber wissen Sie, Monsieur Poirot, es ist doch genauso, als hätte ich sie tatsächlich getötet, finden Sie nicht? Ich wollte ja schließlich, dass sie starb.»

«Es ist absolut nicht dasselbe», erwiderte Hercule Poirot nachdrücklich. «Der Wunsch, zu töten, und der eigentliche Akt des Tötens sind zwei völlig verschiedene Dinge. Wenn statt der kleinen Wachspuppe Ihre Stiefmutter selbst hilflos gefesselt dagelegen hätte und Sie statt der Nähnadel einen Dolch in der Hand gehalten haben würden, hätten Sie ihn ihr nicht ins Herz gestoßen. Eine innere Stimme hätte Sie gewarnt. Mir geht es zum Beispiel genauso. Ich ärgere mich über irgendeinen Dummkopf und sage: ‹Ich würde ihm gern einen Tritt geben.› Stattdessen gebe ich dem Tisch einen Tritt. ‹Der Tisch›, sage ich, ‹ist dieser Dummkopf, und deshalb trete ich ihn.› Und dann, wenn ich mir an den Zehen nicht zu wehgetan habe, bin ich erleichtert, und dem Tisch ist nichts passiert. Aber wenn der Mensch, über den ich mich geärgert habe, selbst da gewesen wäre, hätte ich ihn nicht getreten. Ein Wachspüppchen zu machen und mit einer Nadel zu pieken ist dumm, ist kindisch, ja, aber es erfüllt einen Zweck. Ihr Hass übertrug sich auf die Wachsfigur. Und mit der Nadel und den Flammen töteten Sie nicht etwa Ihre Stiefmutter, sondern den Hass, den Sie auf sie hatten. Danach fühlten Sie sich gereinigt, nicht wahr? Noch bevor Sie von ihrem Tod erfuhren, waren Sie heiterer, glücklicher.»

Linda nickte. «Wie können Sie das wissen? Es stimmt genau.»

«Dann machen Sie diese Dummheit nicht noch einmal! Nehmen Sie sich einfach fest vor, Ihre nächste Stiefmutter nicht mehr zu hassen.»

«Glauben Sie, dass mein Vater bald wieder heiratet?», fragte Linda aufgeregt. «Ach, ich verstehe, Sie meinen Rosamund. Ich habe nichts gegen sie.» Sie zögerte kurz. «Sie ist vernünftig», fügte sie dann hinzu.

Poirot selbst hätte Rosamund Darnley nicht gerade so bezeichnet, aber er verstand, dass es für Linda das höchste Lob war, das sie zu vergeben hatte.

«Wieso bist du auf die verrückte Idee gekommen, dass ich Arlena getötet haben könnte, Rosamund?», fragte Kenneth Marshall.

Rosamund sah ziemlich verlegen aus. «Ich glaube, es war verdammt dumm von mir.»

«Ja.»

«Aber weißt du, Ken, du bist so verschlossen wie eine Auster. Ich wusste nie, was du eigentlich für Arlena fühltest. Ich wusste nicht, ob du sie einfach so nahmst, wie sie war, und nur sehr taktvoll warst, oder ob du ihr – nun, ob du ihr blind glaubtest. Und ich dachte, wenn du ihr gegenüber blind warst und plötzlich entdecktest, dass sie dich betrog, würdest du außer dir sein vor Wut. Ich habe einiges über dich gehört. Du bist immer sehr still und friedlich, aber manchmal kannst du ganz schrecklich sein.»

«Und da dachtest du, ich hätte sie an der Kehle gepackt und so lange zugedrückt, bis sie ihr Leben aushauchte.»

«Hm, ja – so ungefähr. Und dein Alibi schien auch ziemlich schwach zu sein. Deshalb beschloss ich, etwas zu unternehmen, und erfand diese dumme Geschichte, dass ich in deinem Zimmer gewesen sei und dich beim Tippen beobachtet hätte. Und als ich erfuhr, dass du

mich im Spiegel gesehen hättest – nun, da war ich von deiner Schuld überzeugt. Und dass Linda verrückt sei.»

Kenneth Marshall seufzte. «Begreifst du denn nicht, dass ich deine Geschichte nur bestätigte, um dir Rückendeckung zu geben? Ich – ich dachte, du brauchtest einen Zeugen.»

Rosamund starrte ihn entgeistert an. «Willst du damit andeuten, dass du glaubtest, ich hätte deine Frau umgebracht?»

Kenneth Marshall wurde es unbehaglich. Er murmelte: «Verdammt, Rosamund, erinnerst du dich nicht mehr, wie du damals wegen diesem Hund beinahe einen Jungen umgebracht hättest? Wie du ihn am Hals packtest und nicht mehr loslassen wolltest?»

«Aber das ist viele Jahre her.»

«Ja, schon…»

«Was für ein mögliches Motiv hätte ich denn gehabt?», unterbrach ihn Rosamund scharf. «Was für ein Motiv hätte ich haben sollen, Arlena umzubringen?»

Er blickte zu Boden. Dann murmelte er etwas Unverständliches.

«Ken, du Heuchler!», rief Rosamund. «Du dachtest, ich hätte sie getötet, um dir zu helfen, nicht wahr? Oder – oder glaubtest du, ich hätte sie umgebracht, weil ich dich für mich haben wollte?»

«Nein, bestimmt nicht», antwortete Kenneth Marshall empört. «Aber erinnere dich, was du an dem Tag, als sie starb, zu mir sagtest, über Linda und so. Und – und ich hatte den Eindruck, dass es dir nicht gleichgültig war, was mit mir geschah.»

«Es ist mir nie gleichgültig gewesen», sagte Rosamund.

«Ich glaube dir. Weißt du, Rosamund, ich bin kein großer Redner, ich kann nicht viele Worte machen, aber eines möchte ich klarstellen. Ich liebte Arlena nicht, viel-

leicht am Anfang ein wenig, ja – und mit ihr Tag für Tag zusammen sein zu müssen war ziemlich zermürbend. Offen gestanden, es war die Hölle, aber sie tat mir schrecklich Leid. Sie war so dumm, so verrückt nach den Männern, sie konnte nichts dafür. Und die Männer behandelten sie so gemein und betrogen sie. Ich fand einfach, dass ich mich nicht von ihr trennen und sie ihrem Schicksal überlassen durfte. Schließlich hatte ich sie geheiratet. Es war meine Pflicht, mich, so gut ich konnte, um sie zu kümmern. Ich glaube, das wusste sie und war mir dafür auch dankbar. Sie war – sie war wirklich ein so bemitleidenswertes, rührendes Geschöpf.»

«Ist schon in Ordnung, Ken», sagte Rosamund freundlich. «Ich verstehe dich sehr gut.»

Ohne sie anzusehen, stopfte sich Kenneth Marshall umständlich die Pfeife. «Du – du verstehst überhaupt alles, Rosamund!», murmelte er.

Ein schwaches Lächeln erschien um Rosamunds Mund. «Fragst du mich jetzt, Ken, ob ich dich heiraten möchte, oder bist du entschlossen, noch sechs Monate zu warten?»

Kenneth Marshall fiel die Pfeife aus dem Mund. Sie ging unten auf den Felsen in tausend Stücke. «Verdammt», sagte er, «das ist nun schon die zweite Pfeife, die hier kaputtgeht. Und ich habe keine andere. Wieso, zum Teufel, wusstest du, dass ich anstandshalber sechs Monate warten wollte?»

«Vielleicht, weil sechs Monate wirklich die richtige Zeit sind. Aber ich möchte es schon jetzt gern wissen. Denn sonst triffst du womöglich wieder eine Frau, die du retten willst, und spielst den Kavalier.»

Er lachte.

«Diesmal bist du die Frau, die gerettet werden muss, Rosamund. Du wirst dieses verdammte Modeatelier aufgeben und mit mir aufs Land ziehen.»

«Weißt du denn nicht, dass ich mit meinem Atelier ganz nett verdiene? Begreifst du nicht, dass es *mein* Geschäft ist, dass ich es aufgebaut habe und stolz darauf bin? Es ist eine verdammte Unverschämtheit von dir, einfach so zu verlangen, dass ich aufhöre.»

«Ja, so unverschämt bin ich.»

«Und du glaubst, ich bin damit einverstanden, nur weil ich dich liebe?»

«Wenn nicht», sagte Kenneth Marshall, «hätte ich mich in dir sehr getäuscht.»

«Ach, mein Liebling», sagte Rosamund zärtlich, «mein ganzes Leben lang wollte ich mit dir auf dem Land leben. Jetzt ist es endlich soweit…»